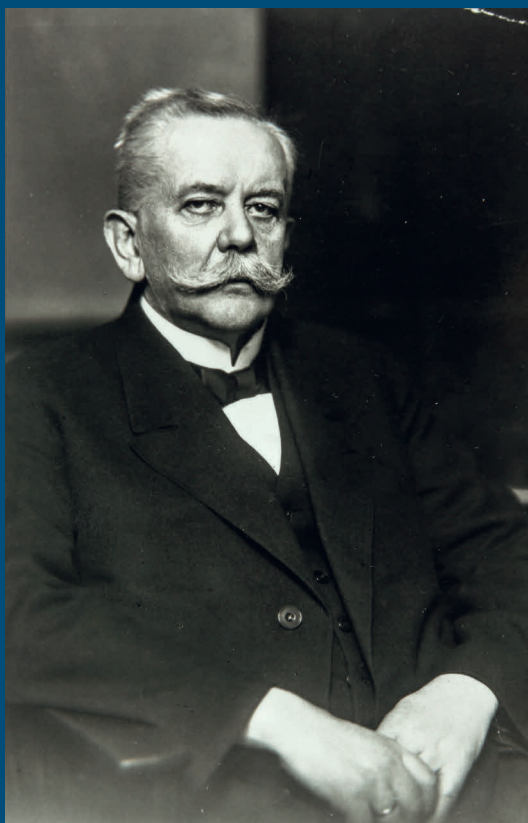


Publikationen der
Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek 3

Wilhelm Uthoff

Aus dem Nachlass

Klaus W. Ruprecht (Hrsg.)



universaar

Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Publikationen der
Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek 3

Klaus W. Ruprecht (Hrsg.)

Wilhelm Uthoff

Aus dem Nachlass



universaar
Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre

Nach privaten Original-Dokumenten
des Großneffen
Hans Klaus Uhthoff, MD, FRCS(C) University of Ottawa,
Faculty of Medicine, Emeritus professor, Surgery.

herausgegeben
im Auftrag der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft
von Klaus W. Ruprecht

© 2020 *universaar*
Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Postfach 151150, 66041 Saarbrücken

Korrigierte Neuauflage

ISBN 978-3-86223-276-5 gedruckte Ausgabe
ISBN 978-3-86223-033-4 Online-Ausgabe
URN urn:nbn:de:bsz:291-universaar-1926

Satz und Umschlaggestaltung: Julian Wichert

Umschlagvorderseite außen: Wilhelm Uhthoff als Rektor, 1909.
Foto: Analoges Archiv Wolfgang Bootz, Ratzeburg (abgekürzt: AABR).
Wilhelm Uhthoff. Unterschrift.
Aus dem Sonderdruck „Nachruf von Theodor Axenfeld“.

Vorsatz: Mutter Sophia Uhthoff mit Wilhelm Uhthoff, 1856.
Foto: AABR

Nachsatz: Wilhelm Uhthoff auf dem Totenbett.
Foto: AABR.

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier durch readbox unipress

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Alle Abbildungen, soweit nicht anders vermerkt, stammen aus dem analogen Archiv
Wolfgang Bootz, Ratzeburg (AABR) und digitalen Archiv Hans K.Uhthoff, Ottawa
(DAUO).



Prof. W. Hoff

„Ich konnte nicht mit halbem Wind segeln.“

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort	7
Vorwort	9
Widmung	10
1 Texte von Wilhelm Uhthoff	
1.1 Kindheit und Jugend in Klein Warin	13
1.2 Studien- und Assistentenzeit	65
1.3 Die Zeit als Arzt, Wissenschaftler und Familienoberhaupt	97
1.4 Die Neue Königl. Universitäts-Augenklinik in Breslau	143
1.5 Antrittsrede bei der Übernahme des Rektorats	169
1.6 Ansprache an die Studierenden	185
1.7 Rede zum 100jährigen Jubiläum der Universität Breslau	191
1.8 Eröffnungsansprache anlässlich der DOG in Heidelberg	199
2 Texte von Schülern, Zeitgenossen und Familie	
2.1 Rede zur Abschiedsfeier, gehalten von Theodor Axenfeld	205
2.2 Nachruf von Ernst Siemerling	217
2.3 Nachruf von Theodor Axenfeld	221
2.4 Nachruf von Arthur Groenouw	225
2.5 Gedächtnisrede auf Wilhelm Uhthoff von Alfred Bielschowsky	229
2.6 Geschichten um Uhthoff von Leopold Heine	239
2.7 Artikel des Patienten Hans Eberhard von Besser	247
2.8 Auszug aus dem Tagebuch von Else Uhthoff	249
2.9 Hans Uhthoff über seine Eltern	251
3 Biografien	
3.1 Lebenslauf Wilhelm Uhthoff	259
3.2 Lebenslauf Inge Jaeger-Uhthoff	269
3.3 Lebenslauf Carl-August Uhthoff	273
3.4 Lebenslauf Hans Klaus Uhthoff	275
Danksagung	277
Personenregister	279
Ortsregister	285
Abbildungsverzeichnis	293
Literaturverzeichnis	299

Geleitwort

Als Präsident der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft (DOG) freue ich mich sehr, dass durch verschiedene unerwartete Umstände und nicht zuletzt durch das Engagement von Herrn Professor Ruprecht hier dem interessierten Leser, jüngeren und älteren Augenärzten, Medizin- und Kulturhistorikern gezeigt wird, welchen Lebensweg auch als Privatmann ein berühmter Vertreter unseres Faches gegangen ist. Dieses ist hier erstmalig mit bisher nicht veröffentlichtem Material aus glücklicherweise erhaltenem, der DOG zur Verfügung gestelltem Privatbesitz, möglich.

Besonders interessant finde ich die tiefen Einblicke ins Privatleben des berühmten Professors: Mit „Ich konnte nicht mit halbem Wind segeln“ thematisiert er zum Beispiel schon vor über 100 Jahren das vielen forschenden Augenärzten bekannte Problem der Balance zwischen Beruf und Familie.

Über 90 Jahre nach dem Tod des Geh. Med.-Rats Prof. Dr. Wilhelm Uhthoff (1853-1927), Ordinarius für Augenheilkunde in Breslau (1896-1923), gestattet das vorgelegte Material einen bisher nicht bekannten, tiefen Einblick in das Profil eines Lebens. Die Schilderung der Kindheit und Jugend auf einer Domäne in Mecklenburg erinnert an untergegangene, glückliche Zeiten. Einen breiten Raum nehmen die Lebenserinnerungen als Student, Arzt und Wissenschaftler in Tübingen, Göttingen, Rostock, Berlin, Marburg und Breslau ein. Hierbei lässt Uhthoff, der in Europa und Übersee großes Ansehen genoss, noch einmal das „Goldene Zeitalter der Ophthalmologie“ bis in die Gegenwart aufleuchten. Im Spiegel der Schüler, Kollegen, Zeitgenossen und der Familie sowie in der Rezeption bis heute, wird diese außergewöhnliche Persönlichkeit durch eingehende Bearbeitung und Recherche der Vergangenheit entrissen. Zahlreiche Anhänge zu Person, Werk, Wirkungsgeschichte und Teilen der Familie runden das Lebensbild ab. Eine Fundgrube für Mecklenburger, Medizinhistoriker, Kulturwissenschaftler, junge und alte Augenärzte und nicht zuletzt frühere und heutige Schlesier.

Ich schließe mit einem Zitat aus einer Rede Uhthoffs als Rektor an die Erstsemester, das auch motivierend für unsere DOG-Tagungen gelten kann: *„Und wie falsch ist die Anschauung, als ob angestrengte Arbeit und frohes Genießen nicht neben einander hergehen können. Der gesunde und gesund denkende Mensch kann vom Genuß nur wenige Freude haben, wenn nicht gethane Arbeit den Hintergrund seines Daseins bildet.“*

Prof. Dr. med. Claus Cursiefen
Präsident der DOG

Vorwort

„Colligite [...] fragmenta, ne pereant“ – Sammelt das Verstreute, damit es nicht verlorengeht (Joh 6,12)

Mit Schreiben vom April 2018 übersandte Herr Hans K. Uthhoff MD FRCS(C), Professor Emeritus für Unfallchirurgie/Orthopädie, University of Ottawa, familiengeschichtliche Dokumente von und zu seinem Großonkel, dem Geh. Med.-Rat Professor Dr. med. Wilhelm Uthhoff, * Klein Warin/Mecklenburg 31.07.1853, † Breslau (Wrocław) 21.03.1927, Direktor der Universitäts-Augenklinik Breslau von 1896-1923, an die Deutsche Ophthalmologische Gesellschaft (DOG) nach München. Nach Prüfung wurde entschieden, diesen Nachlass zu edieren und als Monografie herauszugeben. Die handschriftlichen Aufzeichnungen von 1908 und 1911 wurden transkribiert, die zum Teil verblassten maschinenschriftlichen, zusammenhängenden Manuskripte mit den Teilüberschriften des Autors ab 1923¹ bis 1925 nochmals als Konvolut abgeschrieben, die Orthografie und die Interpunktion vorsichtig bearbeitet, übergebene analoge und umfangreiche digitale Originalfotografien des Nachlassenden sowie ergänzende Fotos eingefügt und Anmerkungen zu Personen, Orten und Sachen in den Fußnoten vorgenommen.

Möge diese Monografie, die bisher unveröffentlichtes medizinhistorisches Archivmaterial aus Familienbesitz vorstellen darf, Aufmerksamkeit bei den Interessierten finden. Nicht zuletzt leuchtet wie durch ein Prisma im ersten umfangreichen, reich illustrierten narrativen Teil in diesem individuellen Profil eines Lebens, dem disruptive Ereignisse nicht erspart blieben und infolge seiner bemerkenswerten Resilienz bis zum Tode eine beispielhafte „agency“ innewohnte, im Kontext auch des zweiten dokumentarischen und im dritten systematischen Teil die zweite Hälfte des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts in zunächst längst untergegangenen gutsherrlichen, ländlichen, mecklenburgischen, später jahrzehntelangen augenärztlichen, akademischen, universitären, gesellschafts-politischen und nicht zuletzt schlesischen Facetten das wohl retrospektiv so zu bezeichnende „Goldene Zeitalter der Ophthalmologie“ hell auf:

Das Licht der Vergangenheit strahlt noch einmal in die Gegenwart.

Seeg im Allgäu und München, im Februar 2019

Klaus W. Ruprecht

¹ Hans K.Uthhoff, Ottawa schreibt am 11.1.2019 per E-Mail: Ich gewann den Eindruck, dass sie nach seiner Emeritierung geschrieben wurden.

Widmung

Diese Monografie sei den
medizinhistorisch interessierten Augenärzten,
der Uniwersytet Wrocławski (Universität Breslau),
der Familie Uthoff
und der Gemeinde 23992 Zürow/Mecklenburg-Vorpommern,
in die Klein Warin eingemeindet wurde,
gewidmet.

1 Texte von Wilhelm Uhthoff



Abb.1: Geburtshaus von Wilhelm Uhthoff, Domäne Klein Warin/
Mecklenburg-Vorpommern, Gartenansicht

1.1 Kindheit und Jugend in Klein Warin.

Im Jahre 1853 am 31. Juli wurde ich geboren. Es war erst im ersten Jahr, nachdem meine Eltern von dem Gute Petersdorf² bei Rostock nach der Domäne³ Klein Warin bei Neukloster⁴ übersiedelt waren. Wir waren im ganzen neun Geschwister und mit einem Bruder, der in frühester Kindheit starb, zehn. Im Alter waren wir immer ein Jahr auseinander, sodass man, wenn man das Alter des einen wusste, sein Lebensalter einfach abzählen konnte. Es war übrigens in der Familie meiner Mutter üblich, (Schlackendorf⁵, Neuendorf in Pommern⁶, Jörnisdorf⁷) dass zehn Kinder

² Petersdorf über Rostock, ehemalige Gemeinde, in der Stadt Rostock aufgegangen.

³ Domäne: Landwirtschaftlicher Großgrundbesitz (Gut) in Staatsbesitz.

⁴ Neukloster ist eine Stadt im Osten des Landkreises Nordwestmecklenburg in Mecklenburg-Vorpommern. Die Stadt ist Verwaltungssitz des Amtes Neukloster-Warin, dem weitere acht Gemeinden angehören.

⁵ Heute: 17154 Schlakendorf Neukahlen, nordöstlich von Teterow.

⁶ Neuendorf, Kreis Bütow/Nowa Wieś (Parchowo)/Polen.

⁷ Heute: 18232 Jörnisdorf bei Teterow.

vorhanden waren, und bei einer Schwester meiner Mutter in Wendisch Mulsow⁸ war mit sechs Kindern schon das Minimum erreicht. Wir waren acht Brüder und zwei Schwestern, die bis auf einen ein späteres Lebensalter erreichten. Wenn alle Vettern und Kusinen von den verschiedenen Gütern zusammenkamen, wie das nicht selten geschah, so erreichten wir die Zahl von ca. 30-40.

Klein Warin war ein Domanial-Gut von ca.1400⁹ 10 Morgen, aber ziemlich viel leichter Boden dabei.



Abb.2: Lage von Klein Warin, nördlich von Warin bei Neukloster.
Aus: landkartenarchiv.de: Messtischblatt 1:25 000, Nr. 2136, Ausschnitt

⁸ Gut Wendisch Mulsow. Jetzt: Klein Mulsow. Besitzer: Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin, nord-östlich von Wismar.

⁹ Ein preußischer Morgen entspricht etwa $\frac{1}{4}$ ha, das heißt, die Domäne hatte eine Fläche von ca. 350 ha.

¹⁰ 1921: Domanialgut, 432 ha, Pächter: Gustav Uthhoff, zweitjüngster Bruder von Wilhelm Uthhoff. Aus: http://gutsanlagen.blogspot.com/2017/03/gutsbesitz-in-mecklenburg-vorpommern_76.html.

Es war wunderhübsch gelegen zwischen Teichen, Seen und Wäldern, die uns zum Tummelplatz für alle möglichen Unternehmungen dienten. Dass wir alle gesund geblieben und nicht einer verunglückte, ist eigentlich ein reines Wunder, denn die waghalsigsten Unternehmungen, wie das Erklettern der hohen Tannen, Schwimmkünste und so weiter waren an der Tagesordnung. Ich wäre im vierten Lebensjahr ums Haar ertrunken; es gehört das zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen. Mein jüngster Bruder Fritz und ich bettelten an einem kalten Wintertag bei den Eltern, ins Freie gehen zu dürfen, was meine Mutter wegen des kalten Wetters nicht zugeben wollte. Aber mein Vater sagte, sie werden schon bald wiederkommen, und so zogen wir los, direkt nach dem Teich hinter dem Garten. Dort setzten wir uns an den Rand eines für die Wäsche gehauenen Loches und klopfen mit den Füßen die Eismassen am Rande des Loches los. Dabei rutschte ich in das Loch hinein, und ich erinnere mich nur noch eines scheußlichen Gefühls, wie ich es später beim ersten Bad empfand, wenn beim Untertauchen das Wasser in Mund und Nase drang. Weiter weiß ich nichts mehr. Mein jüngerer Bruder, drei Jahre alt, lief in seiner Angst weinend nach Hause und wurde von dem Kutscher auf den Arm genommen, der ihn nach Hause trug, weil er glaubte, er friere. Unterwegs begegnete ihm das Stubenmädchen, das verstand, wie er sagte, „Wilhelm is in Woter follen“. Darauf Nachsuche, und ich wurde herausgefischt, mein starker Mantel hatte mich nicht untersinken lassen. Bewusstlos wurde ich ins Bett befördert, und ich erinnere mich erst des nächsten Morgens, wo ich mich ganz wohlfühlte und sang: „1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, wo ist denn mein Schatz geblieben?“ Damit waren für mich die Katastrophe und ihre Folgen vorüber und das Ereignis vergessen – für meine Eltern vielleicht weniger.

Später, im Alter von zehn Jahren, habe ich noch einmal in Lebensgefahr geschwebt durch einen Sturz mit einem Krähennest aus einem hohen Baum. Ich war wohl anfangs ganz desorientiert und hatte eine große Blutgeschwulst am Kopf, aber die Glieder waren heil geblieben. Dies war im Pastor-Garten zu Gross-Tessin¹¹, des cand. theol. *Erdmann*, als wir zu Besuch gefahren waren. Der Schreck der alten *Schwabes* war wohl sehr groß, als wir nach Wendisch Mulsow zurückkamen, aber es blieben auch hier keine Folgeerscheinungen. Nur die Blutgeschwulst an der rechten Wange wurde später von dem alten *Dr. Danehl* in Neubukow¹² aufgeschnitten und hinterließ eine kleine Narbe, die mir später oft als studentischer Schmiss angerechnet wurde.

Auch bei meinen Geschwistern sind schwere Schäden durch Unfall nicht zu verzeichnen bis auf gelegentlichen Sturz von der Treppe, Schnitt und Beilhieben an der Hand und Kleinigkeiten, die aber keine andauernden Schäden hinterließen. Es ist wirklich zu bewundern, dass bei unserer Dressur im Freien nicht mehr passierte. Aber gerade auf diese Weise wusste man sich Unfällen gegenüber auch besser zu wappnen.

¹¹ Groß Tessin, Ortsteil Glasin im Landkreis Nordwestmecklenburg. Die Gemeinde gehört zur evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Neukloster und Groß Tessin.

¹² Neubukow, in der Nähe des Salzhaffs, ist eine amtsfreie Kleinstadt im Nordwesten des Landkreises Rostock in Mecklenburg-Vorpommern.



Abb.3: Die Familie Uhthoff in Klein Warin

Dieses Leben in der Natur in Gemeinschaft aller Geschwister und zum Teil auch befreundeter Dorfjungen war wohl wunderschön. Das Gemüt war für alle Naturerscheinungen außerordentlich empfänglich, sei es das Rauschen des Waldes, das Beobachten des Wildes und der Vogelwelt und Tierwelt im allgemeinen, das Miterleben der verschiedenen Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Wie herrlich war der Winter mit den Schlittschuhbahnen auf den Seen, mit den Schneeverwehungen, die durch einen Sprung hinein „ausgemessen“ wurden, mit dem Rodeln von den Anhöhen zum Teil auf sogenannten Rohrschlitten, wie sie vom Rohrschneiden auf dem See benutzt wurden und die wegen ihrer Schwerfälligkeit sehr schlecht zu dirigieren waren und gegen Bäume anfahren, dass man kopfüber hinunterstürzte! Sauste der große Schlitten über die hartgefrorenen Geleise des Fahrweges, so blieb einem wohl die Luft weg. Auch die Schneeballschlachten darf ich nicht vergessen.

Und so hatte jede Jahreszeit ihren eigenen Zauber. Wie schön war das Frühjahr, wenn die Luft milder wurde, die Wiesen und Gräben sich mit Blumen bedeckten, der Garten aufblühte, das Gebüsch undurchdringlich wurde und die Vögel ihre Nester bauten. Ich glaube, wir kannten jedes Vogelnest im Garten, und auch in den Wald zog man aus zum Nestersuchen, bewaffnet mit Fourage¹³ und mit einer um den Hals gebundenen Flasche Wasser, um fast den ganzen Tag umherzustreifen. Es wurde eine Eiersammlung angelegt, aber es war streng verboten, mehr als ein Ei aus

¹³ Soldatensprache: Die Lebensmittel beziehungsweise der Mundvorrat für die Truppe.

dem Nest zu nehmen, um die Brut nicht zu stören. Reste der Eiersammlung finden sich noch jetzt in Klein Warin. Die Paradestücke waren das Ei des Kranichs, der jahrelang im Kleesmoor nistete, und das Ei des schwarzen Storches, von dem ein Paar in den hohen Tannen nistete. Es waren keine ungefährlichen Expeditionen, auf denen wir Eier holten! Auch die Raubvögel nisteten in der Regel sehr hoch in den Tannen, deren glatte Stämme schon eine ziemliche Kletterfestigkeit erforderten. Mir ist es immer noch in der Erinnerung geblieben, wie ich auf einer solchen hohen Tanne einem Vogelnest zustrebte und es auch erreichte; es saß auf einem weit ausladenden Aste. Ich erreichte es auch glücklich, ließ dann aber den Blick aus der Höhe nach unten gleiten, und mich überkam ein leichtes Schwindelgefühl. Krampfhaft sah ich auf den Ast vor mir und kam auch so wieder herunter. Später bin ich im Klettern vorsichtiger geworden.



Abb.4: Gartenseite des Gutshauses in Klein Warin

Wie die Hosen bei diesen Kletterpartien wegkamen, kann man sich denken. Einem jüngeren Bruder wurden von meinem Vater Vorwürfe gemacht, dass er seine Hosen zerrissen, die aus alten väterlichen angefertigt waren. Er verteidigte sich, das sei kein Wunder, wenn sie Vater erst mürbegetragen hätte.

Und dann das Spielen von „Räuber und Prinzessin“ in dem dichten niederen Tannenbestand, wie geheimnis- und spannungsvoll war das alles, wenn die kleinen Goldhähnchen vor einem herumzirpten und -flatterten oder wenn plötzlich ein Stück Wild aufgescheucht wurde und durch das Dickicht brach, wobei einem ein leichter Schauer überrieselte.



Abb.5: *Der Schweinestall*

Auch in den hellen Winternächten bin ich oft hinausgewandert vor das Tor, um das Wild zu beobachten, wenn es nachts auf die Saaten trat, oder ein Hase, von einem Fuchs verfolgt, vorüberjagte. Der strenge Winter setzte sehr oft dem Rehwild hart zu. Die Tiere kamen in den Garten und waren häufig von der Kälte so mitgenommen, dass man sie greifen konnte. Wir haben die verklammten¹⁴ Rehe gelegentlich in die Ställe gebracht und, nachdem sie sich erholt, wieder in Freiheit gesetzt. Auch wenn sie sich abends mit dem Kopf beim Fressen im kalten Winter in die Kornmieten hineingebohrt hatten, haben wir sie manchmal beschlichen und an den Füßen gegriffen. Es gab damals sehr viel Rehwild, und man sah es zuweilen in ganzen Rudeln auf den Saaten. Überhaupt das Wild von den Mäusen, Ratten, Mardern, Iltissen, Füchsen, Hasen, Rehen bis zu den Hirschen hatte eine unwiderstehliche Anziehungskraft für uns Jugend, im allgemeinen mehr, um es zu beobachten, als es zu erlegen. Nur den Mäusen, Ratten und ähnlichem Ungeziefer ging es unbarmherzig zu Leibe, und diese Jagden waren nicht nur erlaubt sondern sogar erwünscht. Die Mäuse wurden sogar bezahlt, wenn auch nicht hoch, und die Jagd erstreckte sich besonders auf die Speckkammer, den Brotbewahrungsraum, den Keller und Boden. Sie wurde mit Fallen verschiedener Art betrieben, und wie schlug einem das Herz vor Freude, wenn der Fang ergiebig war. Die Ratten wurden hauptsächlich in den Ställen gejagt, besonders im Schaf-, Schweine- und Hühnerstall. Die Schafhürden wurden auf die Seite gedreht und unter denselben die Ratten mit Stöcken erschlagen. Im Schweinestall war besonders ein kleiner

¹⁴ Vulgo „klamm“, „feucht“, „kalt geworden“.

Hund als Jäger tätig, der eine unglaubliche Fertigkeit und großen Eifer zeigte, mit den widerwärtigen Ratten fertigzuwerden. Sie richteten auch zu viel Schaden an, fraßen sogar Schweine an, richteten besonders im Hühnerstall unter dem jungen Federvieh zum Teil arge Verwüstungen an.

Auch den Feldmäusen in den Kornmieten wurde energisch zu Leibe gegangen. Mein einer Bruder und ich vergaßen darüber einmal die Klavierstunde, und der Kandidat war darüber so aufgebracht, dass der Klavierunterricht eingestellt wurde, womit wir übrigens ganz einverstanden waren. Es gab aber auch Mäuse, die wir gernhatten und denen nichts geschah, sie waren geduldete Hausbewohner und hatten ihre Schlupfwinkel unter der Schänke¹⁵ im Wohnzimmer. Wenn nach dem Mittagessen mein Vater in seinem Lehnstuhl eingeknickt war und einer vorne Kaffee machte, der Teekessel summt und man sich ganz ruhig verhalten musste, wagten sich die Mäuse hervor und liefen im Zimmer herum, und man störte sie nicht, um den Vater nicht zu wecken.

Auch jenes Hundes erinnere ich mich noch, der im Haus und Hof gehalten wurde. Das Wahrzeichen für Klein Warin waren lange Jahre die Spitze, sie mussten weiß sein und eine schwarze Nase haben; die mit einer roten wurden nicht so hoch eingeschätzt. Wie oft rannten wir, wenn sie noch klein waren, mit ihnen um die Wette, bis sie dann doch schließlich unsere Hosen unten gefasst hatten und zerrissen.

Auch die Wagenpferde sehe ich noch vor mir (die Stute und den Wallach). Es waren zähe und ausdauernde Halbblutpferde, die auf die kleinste Berührung mit der Peitsche reagierten.



Abb.6: Die Pferde in Klein Warin

¹⁵ Schänke, Schenke. Hier: Ausschank.



Abb.7: Der Kuhstall

Wir Kinder hatten unsere eigenen Reitpferde, in Gestalt von Bohnenstangen mit einem Bindfaden als Zaum, die kaum zu bändigen waren und die wütesten Seitensprünge machten. Dafür wurden sie dann aber mit der Reitpeitsche, einem Stock, gründlich bearbeitet, bis man sie gebändigt hatte und mit Zigarre im Munde (in Form eines kleinen Holzpflockes) ruhig aufs Feld ritt. Später kam dann ein hübscher Fuchs-Pony, der aber auch seine Eigenarten hatte und eigentlich nur von meinem Bruder August geritten werden konnte. Als dieser Pony lange Zeit im Stall gestanden hatte, musste ich ihn an die Luft führen, aber hinten auf dem Felde kehrte er um und sauste in Galoppsprüngen dem Stalle zu, so dass ich ihn machtlos gewähren lassen musste. Ein anderes Mal, fern vom Hause, warf er mich ab, als ich einen Graben nahm; da aber mein ältester Bruder mich auf einem großen ruhigen Pferde begleitete, rannte er nur auf und ab und hielt sich in der Nähe. So konnten wir ihn wieder einfangen, und mir blieb die Mühe erspart, zu Fuß nach Hause zu laufen.

Wenn die Kühe im Frühjahr zum ersten Mal herauskamen, war das immer ein großes Ereignis, wenn sie dann in tollen Sprüngen einherrannten und die Bullen ihren Ringkampf um die Vorherrschaft ausfochten.

Auch der Schafstall hatte eine große Anziehungskraft, besonders zur Zeit der jungen Lämmer, die in possierlichen Sprüngen einhertanzten, und die Schäfer, besonders der alte Schäfermeister *Weber* und später *Lüth*, waren unsere besondere Freude. Ein richtiger Schäfermeister ist schon etwas Besonderes, so eine Art Weltweiser und ein halber Doktor; daneben Fleischer und so weiter. Auch die Anwendung von Sympathie und Streichen ist ihre Domäne. Ich erinnere mich noch, dass,



Abb.8: *Der Schäfermeister Lüth*

als ich später als Student der Medizin zu Hause war, meine Mutter wegen Gesichtszerebration¹⁶ sich den alten Kuhhirten kommen ließ, der stumm mit tiefstem Gesicht ins Zimmer schritt, dreimal auf einem Feuerstein Funken schlug, ihr Gesicht leise bestrich und dann verschwand. „Ja, du magst darüber lachen“ sagte meine Mutter, „aber es hilft doch!“

Mit der Dorfjugend war uns nur mit gewissen Altersstufen ein Verkehr erlaubt, aber wir kannten das Dorf und seine Mitbewohner in- und auswendig. Selbst in das Altenteiler Stübchen jener alter Frauen, von denen die eine für uns als Hexe galt, gewannen wir Einblick, und beim Schäfermeister waren wir oft Gäste; es schmeckte nichts so schön, wie dort eine Scheibe groben Brotes mit Sirup. Im ganzen war das Verhältnis zu den Tagelöhnern und ihren Familien noch ein ziemlich patriarchalisches, und wir fühlten uns wenigstens wohl und wohlgeleitet. Ich erinnere mich noch aus späterer Zeit eines Besuches bei einem alten Tagelöhner (*Bohnsack*) in Begleitung des Arztes. *Bohnsack* war schwer krank an Lungenentzündung, und die Frau stand neben dem Bett und äußerte laut: „Ach, Herr Doktor, mit ihm ist das vörbi, latens dat man, dat wart nix mihr!“ Aber trotz der Prognose seiner Frau wurde er wieder gesund.

Besondere Anziehungskraft hatte für uns auch der „Bauschauer“¹⁷, wo der hinkende Rademacher¹⁸ *Bauer* wirkte („Baur sin Schur“) und uns in allerlei Künsten der Mechanik unterwies. Dafür holten wir ihm aus der Viehhauspumpe frisches

¹⁶ Trigemini-Neuralgie.

¹⁷ Vulgo „Schuppen“, „Stad“, „für eine Werkstatt“.

¹⁸ Rademacher, das heißt Wagenrad-Macher. Norddeutsch: Stellmacher. Süddeutsch: Wagner.

Trinkwasser in seiner Flasche. Später ging er dann an seiner Hüftgelenk-Eiterung zugrunde; es war ein langes Krankenlager, und wir haben ihn oft besucht. Eine Persönlichkeit, an der meine frühe Kindheitserinnerung noch sehr haftet, war unser alter Inspektor *Isbahrn*, den mein Vater schon mit übernommen hatte, als er das Gut antrat. Er war unser ganz besonderer Freund. Einmal reiste er zum Pfingstmarkt nach Wismar und kaufte einen größeren Vorrat an Bonbons ein, die er dann in einer Schublade seines Sekretärs verwahrte, und an jedem Sonnabendabend, wenn er die Leute auslohnte, besuchten wir ihn am Schluss der Aktion und erhielten jeder einen Bonbon; der Vorrat reichte so ein ganzes Jahr. Am Abend, besonders im Winter, hatte er seinen Stuhl im Wohnzimmer zwischen Sofa und Klavier und schief dann gewöhnlich bald ein, oder er saß mit uns Kindern zusammen am Tisch und las die Zeitung, die er um die Kerze herum hielt, um besser sehen zu können, so dass wir im Schatten saßen.— Die Eltern saßen im Nachbarzimmer, legten *Patience*, spielten zusammen Karten, und oft las mein Vater meiner Mutter vor, wobei wir zum Teil auch zuhörten. Ich erinnere mich noch besonders, wie *Reuters*¹⁹ „Ut mine Stromtid“ in einzelnen Bänden herauskam, die dann von meinem Vater vorgelesen wurden. Es war trotz unseres jugendlichen Alters ein großes Fest. Bevor Licht angesteckt wurde, war die Schummerstunde, während welcher mein Vater, meine Mutter umfasst haltend, durch die große Flügeltür auf und ab ging. Dann erhob sich gewöhnlich ein Streit, wer sich an jeder Seite anschließen durfte, um mit auf und ab zu gehen. Mehr als zwei hatten nicht Platz, auf jeder Seite einer, sonst war die Tür nicht breit genug.

Was *Reuter* so in seiner *Stromtid* von den Leiden und Freuden des Landwirts geschildert hat, das haben wir alle selbst miterlebt, und deshalb wird er auch für das Mecklenburger Landkind, sei es jung oder alt, immer derjenige sein, der zu seinem Herzen spricht und geschildert hat, was man selbst empfunden und beobachtet hat.

Wie die Menschen und Tiere auf der heimatlichen Scholle unauslöschlich in die kindliche Erinnerung eingetreten sind, so war es auch mit der Pflanzenwelt. Jeden Baum und Strauch im Garten, auf dem Hof und auf dem Felde sehe ich noch deutlich vor mir. Zwei besondere Wahrzeichen hatte Klein Warin, das waren die „große Tanne“ hinter dem Garten und die „große Weide“ im Gemüsegarten. Die erstere steht noch jetzt und ist weithin sichtbar, und es heißt immer, solange sie steht, wird auch Klein Warin gedeihen.

Die „große Weide“ war ein wahres Naturwunder, sie schien aus vier Stämmen zusammengewachsen zu sein, und es hieß, sie sei vor langen Jahren einmal auf den eingegrabenen Kadavern von Kälbern gepflanzt worden, die einer Seuche zum Opfer gefallen waren und durch deren Vergraben man ein weiteres Hinsterben verhindern wollte. Ich kenne sie nur als Riesenbaum, dessen Stamm wir nur zu mehreren mit ausgestreckten Armen umspannen konnten. Wo die ersten großen Äste

¹⁹ Heinrich Ludwig Christian Friedrich (gen. Fritz) Reuter,* Stavenhagen, Mecklenburg-Vorpommern 7.11.1810, † Eisenach 12.7.1874, niederdeutscher Schriftsteller. Die „Fritz Reuter Gesellschaft e.V.“ hat ihren Sitz in Neubrandenburg.



Abb.9: Die „große Tanne“ (Kiefer)

sich gabelten, war Platz für eine ganze Reihe von uns, und es reichte für ein Vor- und Hinterzimmer. Der Zugang erfolgte per Leiter. Allmählich wurde der Stamm morsch (mulmig), und vor einer Reihe von Jahren ist die Weide einem Sturm zum Opfer gefallen. Es ist das ein Ereignis, das uns alle tief bewegte, weil viele glaubten, für das Schicksal von Klein Warin sei dieses ein ernstes Vorzeichen.

Wenn das Frühjahr kam, verfolgten wir auch die Entwicklung der Pflanzenwelt mit gespannter Aufmerksamkeit. Ich weiß noch heute die Stellen, wo die ersten Schneeglöckchen im Garten zu finden waren und fühle den Triumph, wenn man der erste war, der sie entdeckte. Auch weiß ich im Walde die Stellen, wo die ersten Osterblumen (Öschen)²⁰ waren, wo die Schlüsselblumen zu finden, wo das Hirschmoos, wo die Fliegenpilze und so weiter waren. Wir kannten alle Feldblumen und gaben ihnen unsere Namen (Butterblumen, Kuckucksblumen, Vergissmeinnicht, Kiebitzblumen, die Kletten („klew an de Bux“), Taubnessel und so weiter). Auch die Standorte, Gräben und Böschungen sehe ich noch vor mir, obschon sie zum Teil der Kultur (Drainage, Teichanlagen und so weiter) zum Opfer gefallen sind. Die Maiglöckchen wachsen bei uns nur im Garten, und wie staunten wir, wenn wir sie in Schlakendorf²¹ massenhaft im Walde fanden.

²⁰ Gemeint sind hier wilde Osterglocken.

²¹ Schlakendorf bei Neukalen. 1921 Domanialgut 476 ha. Ab 1843 begann mit Carl Friedrich Christoph Schlüter die Ära der Schlüterschen Pächter. Als Ina Schlüter, die seit 1913 Domänenpächterin war, 1943 verstarb, übernahm der Ehemann Gustav Adolf Ludwig Karl Johannes Alert ihrer Tochter Anna Minna Auguste Karoline die Gutsverwaltung bis 1945. Das Gutshaus steht heute leer und verfällt. Aus: https://gutshaeuser.de/de/guts_herrenhaeuser/gutshaeuser_s/gutshaus_schlakendorf aufgerufen am 4.1.2019 18:00 Uhr.



Abb.10: *Weg nach Klein Warin*



Abb.11: *Die Eltern*

Auch die Gartenblumen erhielten vielfach von uns ihre besonderen Namen, und ihre Plätze im Garten weiß ich heute noch (Stockrosen, Rosen, Stutziane, Pechnelken, Tausendschönchen, Georginen²², Glockenblumen). Die wissenschaftlichen Namen kenne ich heute zum Teil noch nicht. Die Zeit der blühenden Heide, der Fliederblüte, der Kirschblüte und sonstigen Obstbaumblüten, der „Jelängerjeli-ber“²³ mit seinem Duft, alles das waren tiefe Erlebnisse für das jugendliche Gemüt. Ich erinnere mich noch, wie ich gelegentlich früh ins Feld streifte, wenn die gelben Lupinenfelder blühten und dufteten, die Lerchen sangen und der Tau auf den Pflanzen lag. Es überkam einen dann ein wahres Glücksgefühl und eine sehr gehobene Stimmung. So wunderschön erschien einem die Welt und die Natur, wie man sie wohl nur als Kind empfinden kann.

Von Sorgen und ersten Überlegungen keine Spur, das überließ man den Eltern, die bei ihren neun Kindern wahrlich nicht zu wenige hatten. Es ging wohl streng und nicht üppig zu – dabei im Haushalt notgedrungenenerweise; aber man machte sich keine Gedanken darüber und fand alles so ganz natürlich. Die Eltern haben in dieser Hinsicht unsere Kindheit vor Schatten und dunklen Wolken bewahrt. Wir wussten nicht, wie knapp es manchmal war, und ich erinnere mich noch, wie ich nach beendetem Studium sagte, nun müsse ich noch 600 Mark für den Doktor haben, und wie mein Vater mir erklärte, er könne es nicht mehr. So wenig hatten mich die Eltern auch noch während des ganzen Studiums fühlen lassen, wie schwer es ihnen fiel, die Mittel dafür aufzubringen. Es gehört mit zu den größten Freuden meines Lebens, dass ich ihnen später alle ihre Mühen und Sorgen etwas vergelten konnte.

Ein besonderes Kapitel in dem elterlichen Hause war auch das Hauspersonal, das zum Teil lange Jahre blieb und dann natürlich erst recht mit uns verwachsen war.

²² Die eingedeutschten Namen „Dahlie“ (lat. „Dahlia“) und „Georgine“ (lat. „Georgia“) benennen das gleiche.

²³ Echtes Geißblatt-Lonicera caprifolium.

Da meine Mutter nicht selbst nährte, sondern jedes Mal eine Amme genommen wurde, so kann man sich denken, dass der Verbrauch von Ammen nicht gering war, und so gab es auch manche Milchschwester und Milchbruder. Von unseren sogenannten Kindermädchen ist mir *Lisette Kahl* noch in besonderer Erinnerung. Sie erzählte uns nicht nur einfache Geschichten, sondern vor allem Gespenster- und Spukgeschichten „von der witten Katt up de Kirchhofsmur“, „von den Rider up dem witten Schimmel, de öwer de Bollbrügg redt“, und wo dann ein mächtiger Knall erfolgte und der Reiter dann plötzlich verschwunden war und so weiter. „Von den Düwel de in de witten Kutsch mit söss witten Mäs kutschieren dad“ und „von de goldene Weg (Wiege) in den Barg von Niburg“, die nur gehoben werden konnte, wenn niemand von den Ausgrabenden ein Wort sprach. Aber dann kam ein lahmes Gössel angehinkt, nachdem der Teufel mit den weißen Mäusen vorbeigefahren war und fragte die Ausgrabenden: „Ob ick woll de Kutsch mit de witten Mäs werrer inholen kann?“ „Du makst en Schäd“, und sofort sank die goldene Wiege in die Tiefe, und man kann „se hüt“ noch summen hören. Derartige Gespenster- und Spukgeschichten verfehlten denn auch nicht ihre Wirkung, und ich weiß noch sehr genau, wie ich mich als Junge im Dunklen vor Gespenstern fürchtete und wie man, um sich Mut zu machen, beim Passieren des dunklen Bodens laut sang und Lärm vollführte.

Auch der Anblick eines entfernten Feuerscheines in der Nacht, wenn irgendwo in der Ferne ein Brand ausgebrochen war, hatte etwas Unheimliches, zumal begleitende Erzählungen von furchtbaren Brandkatastrophen von seiten der Leute nicht fehlten.

Vor starken Gewittern, besonders in der Nacht, hatte man wohl ebenfalls einen heiligen Respekt, aber doch keine eigentliche Furcht. War das Gewitter in der Nacht sehr streng, so wurden die Kinder geweckt, aus den Betten geholt und saßen dann, in Decken gehüllt, mit den Eltern im Wohnzimmer, um eventuell gleich ins Freie expediert zu werden. Doch kam es nie während meiner ganzen Kindheit zu einem Brandunglück, und erst später, als ich schon längst den Kinderschuhen entwachsen war und Klein Warin von meinem Bruder *Gustav* bewirtschaftet wurde, äscherte ein Blitzschlag den Schafstall ein, wobei hunderte von Schafen verbrannten. Blitzableiter gab es nicht auf den Gebäuden.

Ich erinnere mich ferner mancher Mamsell und Meierin, von denen einige treue, anhängliche Personen waren und lange im Hause blieben. Ich entsinne mich noch der Mamsell *Willers*, die uns während Erkrankungen aufopfernd pflegte, und es ist wohl eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen, wie ich an schwerem Krupp²⁴ erkrankte und mit schwerer Erstickungsnot kämpfte, wobei sie nicht von meinem Bette wich und mir alle Viertelstunde ein Brechmittel einflößte, bis starkes Erbrechen eintrat und die Kruppmembranen expektoriert wurden. Darauf trat dann

²⁴ Als Pseudokrupp (Synonyme: akute stenosierende Laryngotracheitis, Laryngitis subglottica, vereinfachend manchmal auch „Krupp“ genannt, von schottisch croup, „Heiserkeit“, wird eine unspezifische Entzündung der oberen Atemwege im Bereich des Kehlkopfes (Larynx) unterhalb der Stimmritze (Glottis) bezeichnet.

Besserung ein, die am nächsten Tag schon zur völligen Genesung führte. Ich besitze noch eine Arzneischachtel aus dem Dezember 1854 mit der Signatur: „Alle Viertelstunde ein Pulver bis zum Erbrechen“. Sie stammt von unserem alten Hausarzt *Dr. Bartsch*, der sehr bestimmt auftrat und vor dem sogar meine Mutter einen heiligen Respekt hatte. Sie ließ sich sonst nicht so leicht einschüchtern. Nach dieser Verordnung war ich damals zirka anderthalb Jahr alt, und das dürfte für mich wohl die früheste Erinnerung meines Lebens sein. Zweimal wiederholten sich später noch derartige Attacken. Ich wurde am Abend völlig heiser, war aber sonst wohlauf, die Eltern blickten besorgt auf mich, ich aber kam mir interessant vor und redete trotz aller Ermahnung darauflos. Gegen Mitternacht trat dann die Krupp-Membranbildung rapide mit Atemnot ein, um nach einem Erbrechen mit Aushusten wieder zu verschwinden und schneller Genesung Platz zu machen. Waren Mitternacht und die darauffolgenden Stunden erst glücklich überstanden, so wurde die Situation als gerettet angesehen, und sie war es auch. Ein eigentlich diphtherischer Prozess kann das unmöglich gewesen sein.

Zwei andere Menschen, deren Erinnerung mit meiner Kindheit verknüpft ist, waren *Fik Köksch* und *Korl Kahl*: sie war Köchin und er Stallknecht. Lange Jahre waren sie Brautpaar, und schließlich haben sie sich auch noch geheiratet. Ich sehe sie noch vor mir als bejahrtes junges Ehepaar, wie sie, umgeben von den befreundeten Dorfleuten, auf einem großen, vierspännigen Leiterwagen am Hause vorüberfahren und den Eltern ein „Hoch“ brachten und mit Flaschen und Tüchern winkten. Ein Sohn von ihnen, „*Schoster Heinrich*“, war damals schon ziemlich erwachsen. Diese Zusammenhänge wurden einem erst nachträglich klar.



Abb.12: Vogt Runge war Nachfolger von Vogt Hölker

Der Vogt *Hölker*, der alte Kuhhirt *Albrecht*, der alte *Schack*, der alte *Manzelmann*, *Bohnsack*, *Te-chentin*, *Bruhns* sind alles Figuren, die ich in der Erinnerung noch wie heute vor mir sehe und deren Kinder, die zum Teil mit uns aufwuchsen, teilweise auch heute noch in Klein Warin ansässig sind.

Der Vogt *Hölker*, der alte Kuhhirt *Albrecht*, der alte *Schack*, der alte *Manzelmann*, *Bohnsack*, *Te-chentin*, *Bruhns* sind alles Figuren, die ich in der Erinnerung noch wie heute vor mir sehe und deren Kinder, die zum Teil mit uns aufwuchsen, teilweise auch heute noch in Klein Warin ansässig sind.

Der alte *Bohnsack* wohnte später in einem eigenen Zimmer auf dem Hof im Milchhaus. Auf Erntefesten repräsentierte er den Mundschenk, indem er mit der Flasche umherging und jedem anbot: „Na, junger Herr, ok en'n gefällig?“ Er selbst vergaß sich dabei nicht, hatte aber ein merkwürdiges Geschick, durch gerade, stramme Haltung das Gleichgewicht zu bewahren.



Abb.13: *Die Klein Wariner Dorfjugend*

Ja, die Erntefeste, was waren das für Ereignisse auch für uns Kinder! Um zwei Uhr nachmittags begann der Tanz, und um vier Uhr morgens schloss er, wenn den Musikanten die Augen zufielen. In frühester Zeit wurde noch in der Küche auf Rotsteinen getanzt, später im Milchkeller auf Zement und zuletzt auf dem Kornboden auf Brettern. Es herrschte schon große Spannung bei uns, wenn die Musikanten, drei oder vier, kamen. Sie spielten dann eine lockende Weise vor dem Tor nach dem Dorfe zu. Dann kamen sie, von der Dorfjugend begleitet, zurück, und nun begann der Tanz von alt und jung. Dreimal im Jahr waren solche Feste (Osterbier, Weizenbiereiterbier, Erntebier).

Das letzte war ganz besonders feierlich. Es wurde von den Leuten ein Erntekranz gebracht, wobei von einem Mädchen ein Gedicht aufgesagt wurde, der Feierlichkeit halber auf hochdeutsch, dem man aber das Plattdeutsche sehr anhörte. Da gewöhnlich zum Erntefest auch Besuch da war, so vollzog sich dieser Akt bei längerer Tafel, wobei auch kleinere Geldspenden an die Leute gemacht wurden. Von unseren Vettern und Kusinen waren häufig Vertreter anwesend, und wir arbeiteten tüchtig auf dem Tanzboden mit. Eine Bank war dort gewöhnlich für die Herrschaften reserviert. Von Zeit zu Zeit verschwanden wir dann, um uns zu stärken, aber im übrigen tanzten wir auch mit den Leuten, ebenso wie Knechte und Mägde sich aus unseren Reihen ihre Tänzer und Tänzerinnen holten. Im ganzen verlief so eine Festlichkeit animiert und friedlich bis zuletzt, nur gelegentlich gab es zum Schluss auch einmal Streit, wenn des Guten im Trinken zuviel getan war.

Besonders war es ein Taubstummer, *Korl Techentin*, der leicht erregt und hitzig wurde und dann von den anderen beruhigt werden musste. So ein Streit mit Haue- rei unter Erwachsenen machte auf uns Kinder einen gewaltigen Eindruck. Die Mu- sikinstrumente bestanden aus Violine, Klarinette und Brumm- bass; ein besonderes Ereignis war es, wenn auch eine Trompete dazwischen schmetterte. Und mit wel- chem ehrfürchtigen Staunen sah man die Musikanten an. Ich sehe noch immer einen jugendlichen Klarinettenbläser, der mit aufgeblasenen Backen unermüdlich arbei- tete. Ich dachte, das Schönste müsste doch sein, auch einmal so tätig zu sein. Ich habe heute noch eine Vorliebe für Klarinette, die vielleicht aus dieser Zeit stammt. Sehr interessant waren auch einige besondere Tänze für uns anzusehen, wie Kegel, Schäfertanz, Küssertanz und andere. Die Musik für uns Landkinder hatte einen fa- belhaften Nimbus, soweit wir nicht selber Klavierstunden nehmen mussten.

Was war es für ein Ereignis, wenn die böhmischen Bergleute kamen und ihre Weisen spielten. Ich bin sicher nicht un- musikalisch und bedaure noch heute, kei- nen guten Unterricht genossen zu haben, aber das war schwer zu haben. Was Kan- didaten und Hauslehrer boten, war doch sehr problematisch. Ein Virtuose war ich im Blasen auf dem Kamm. Unsere ersten Hauslehrer waren *Dek, Weck und Rie- mann*. *Wek* war ein sehr munterer, aufgeweckter Elemeantarlehrer, der viel mit uns herumtobte, spielte und uns sehr gefiel. Als *Riemann* antrat, fragte meine Schwes- ter *Marie* meinen Bruder *August*: „Hest due ehm all sühn? Wo süht he ut?“ „As en Löw“ war die Antwort wegen dessen Vollbart und wallendem Haar.

Dann kam die Periode der studierten Hauslehrer, cand. theol. *Simones* und *Degen*. Ersterer war wenig beliebt und letzterer schon mehr, weil er sich auch mal tüchtig mit uns herumbalgte. Er war ein hessischer, älterer Marburger, wohl etwas verbummelter Theologiestudent. Er hatte langes Künstlerhaar und zeitweise etwas zittrige Bewegungen. Er hatte auf seinem Schlafzimmer eine ganze Batterie Fla- schen stehen, wie wir bald herausbrachten, und als wir ihn fragten: „*Degen*, was machst Du denn mit all den Flaschen?“ antwortete er in seinem hessischen Dia- lekt: „Ich muss meine Hände und Gesicht in Spiritus waschen.“ Später erfolgte die Aufklärung; er erkrankte an *Delirium* und musste weichen, um mehreren älteren, gesetzten Herren Platz zu machen. Allmählich kam nämlich im wesentlichen nur noch Unterricht für weibliche Familienangehörige in Betracht, und wir Brüder wan- derten nach und nach auf das Gymnasium nach Wismar.

Auch mittags bei Tisch musste der Hauslehrer, respektive die Erzieherin, sowie der Inspektor insofern bei der Abfütterung der Kinder mitwirken, als jeder einen Schützling bekam, den er versorgen musste, um meine Mutter zu entlasten. Mein Vater beteiligte sich nicht an diesem Geschäft. Da er keine Suppe aß, erschien er in der Regel erst, wenn der erste Gang vorüber war; auch das übrige absolvierte er schnell, um dann zu seinem Nickerchen im Lehnstuhl zu kommen. Das eigentliche Regiment führte meine Mutter, deren Kritik auch Hauslehrer und Kandidaten nicht entgingen.

Eines Tages kam *Degen* wütend zum Mittagessen mit den Worten: „Wer mir die Maus in die Tasche gesteckt hat, dem sei Gott gnädig!“ Er hatte in seiner Hosentasche eine tote Maus gefunden und glaubte, einer von uns hätte diese hineinpraktiziert, was aber tatsächlich nicht der Fall war. Er bekam eine gehörige Zurechtweisung und beruhigte sich dann auch.

Von unserem ersten Lehrer *Deck* habe ich später in meinem Hause in Marburg die Tochter als Schauspielerin wiedergesehen. Sie rezitierte bei der leisesten Aufforderung mit Leidenschaft, und es war schwierig, ihren oratorischen Leistungen ein Ziel zu setzen.

Vom 9.-11. Lebensjahr 1862-1864 war ich in Wendisch Mulsow, um mit meinem gleichaltrigen Vetter, *Gustav Schwabe*, zusammen bei Kandidaten unterrichtet zu werden. Außer mir war noch unsere Schulgenossin die zwei Jahre jüngere Schwester, *Wischen Schwabe*, die am unteren Ende des Tisches ihren Platz hatte. Wir wurden hier auf das Gymnasium vorbereitet, schon mit Lateinunterricht. An diesen Unterricht denke ich mit gemischten Gefühlen zurück und besonders an den ersten Lehrer *Erdmann*, während der zweite ein viel besseres Andenken bei mir hat. Der erste war ein ziemlich roher Patron, der es wenig verstand, sich in die Seele eines Kindes hineinzufinden und auch körperliche Züchtigungen zum Teil für unerlässlich hielt. Ich habe diesen Menschen und späteren Pastor nie wieder gesehen und habe Hass auf ihn zurückbehalten. Körperliche Züchtigungen sind bei Kindern ein sehr zweischneidiges Schwert: das eine macht sich nichts daraus, das andere erträgt sie mit großer Bitterkeit und Hassgefühl gegen den Züchtigenden, zumal, wenn es sich ungerecht gezüchtigt fühlt. Zu letzteren gehörte ich jedenfalls.

Stärkere körperliche Züchtigungen waren in meinem Elternhaus nicht an der Tagesordnung. Meine Mutter hatte wohl eine lose Hand, und es setzte nicht selten einen Backs²⁵, der aber nicht tragisch genommen wurde, trotzdem aber Respekt einflößte. Von meinem Vater bin ich nur einmal gezüchtigt worden, aber zu unrecht. Ich sollte gelogen haben, was nicht der Fall war. Die Züchtigung wurde fortgesetzt bis ich schließlich fälschlicherweise gestand, das Delikt (Umstoßen einer Wasserkanne) begangen zu haben. Ich habe das meinem Vater in meinem Leben nicht recht vergessen können. Es ist jedenfalls zu raten, dass Eltern sich die Charakteranlagen ihrer Kinder genau ansehen und sich sehr hüten, ihnen Unrecht zu tun.

Und nun gar erst ein Hauslehrer, der noch selbst der Erziehung bedarf! Mein Bruder *August* half sich in der Weise, dass er, als der Lehrer seinen Kopf zwischen die Knie genommen hatte, ihn ins Bein biss. Ich habe bei meinen eigenen Kindern eigentlich niemals zu körperlichen Züchtigungen gegriffen und dieselbe bei ihnen als Erziehungsinstrument verworfen. Das gute Beispiel wirkt am besten. Es gibt körperliche Züchtigungen, die eigentlich mehr als Symbol wirken, wie die Backse meiner Mutter, und körperliche Züchtigungen, die durch Schmerz wirken sollten. Die letzteren habe ich, wie gesagt, verworfen, und doch will ich zugeben, dass es im Leben Rohheits- und verbrecherische Delikte gibt, wo eine schwere körperliche

²⁵ Landschaftlich: Einen Backs geben, das heißt eine Ohrfeige geben. Vulgo abwatschen.

Züchtigung das einzige Richtige wäre. Aber wohl den Eltern, die derartige Delikte bei ihren Kindern nicht erleben.

Wieviele Menschen sind unwahr in ihrem Leben, sie verdammen bei anderen die Lüge, aber sie belügen sich selber auf Schritt und Tritt und haben kein Recht, über andere entsprechend ihrer beschränkten Auffassung zu Gericht zu sitzen.

Aber nun zu Wendisch Mulsow und seinen lieben Bewohnern (*Onkel Schwabe, Tante Marie, Tante Luise Napp und die Kinder Gustav, Wische, Wilhelm, Heinrich und Karl*). Es ist für uns der Inbegriff vieler schöner Stunden, Erinnerungen und Erlebnisse in der Jugendzeit. Wie schlug einem das Herz vor Freude, wenn es nach Wendisch Mulsow ging. Die Stationen wurden mit den Fingern abgezählt, zuerst der Handweiser, dann der Klosterberg, die Tannen, Neukloster, Perniek²⁶, Pinnowhof²⁷, Züsow²⁸, er Holz, Bäbelin²⁹, Wakendorf³⁰, und jetzt sah man schon die Gebäude von Wendisch Mulsow, und man war da und wurde auf das Freundlichste empfangen. Oft war dann noch von anderer Seite (Jörnsdorf) zahlreicher Besuch vorhanden, und nichts hemmte die Freude. Alle Alltagsorgen und Kümernisse waren vergessen. Und nun erst die ungehemmte Lust, wenn es sich um Festlichkeiten besonderer Art, wie Geburtstage, Erntefeste und so weiter handelte. Alles war dann erlaubt, und unserer *Onkel Schwabe*, der so eifrig in der Wirtschaft und rastlos auf Hof und Feld herumraste, war dann jung mit uns, und je toller es herging, umso größer sein Vergnügen. Dazu war unsere liebe *Tante Marie* die persönliche Güte und Milde, die nie ein hartes Wort für uns hatte und auch die Unruhe ihres Mannes mit bewundernswerter Geduld hinnahm. Meine Mutter, ihre Schwester, war darin ganz anders geartet, und sie geriet dann auch leicht mit *Onkel Schwabe* in leichtes Geplänkel: „Öwer Fiken, ick hew jo gor nix seggt, worüm büst du denn immer glieks so gegen mi?“ Sie hatte wohl manchmal so unbewusst das Gefühl, als ob sie dem Onkel wegen seiner Ungeduld gegen ihre Schwester etwas heimzahlen musste. Das waren aber nur kleine Geplänkel, die keine Verstimmung hinterließen und die Freude des Zusammenseins nicht trübten. Uns Kinder ging das natürlich nichts an, und wir genossen die Freiheit und Gastfreundschaft in vollen Zügen. Ebenso war es, wenn die Wendisch Mulsower bei uns in Klein Warin zu Besuch waren. Ich erinnere mich noch sehr des Hochgefühls, wenn wir oben im Unterricht auf der Schulstube einen Wagen vorfahren hörten und bald die sonore, bewillkommene Stimme meines Vaters von unten zu uns herauf klang. Dann wussten wir, jetzt wurde der Unterricht ausgesetzt, wenn die Kinder mitgekommen waren. Nun war kein Halten mehr, man stürmte herunter zur Begrüßung.

Klein Warin bot für kindliche Spiele und Streifzüge wohl mit seinem Sand, Garten, Seen und Wälder ganz andere Chancen als Wendisch Mulsow, die dann gründ-

²⁶ Perniek, Ortsteil von Glasin, Landkreis Nordwestmecklenburg, Mecklenburg-Vorpommern.

²⁷ Pinnowhof, Ortsteil von Glasin, Landkreis Nordwestmecklenburg, Mecklenburg-Vorpommern.

²⁸ Züsow, Amt Neukloster-Warin mit Sitz in Neukloster, Landkreis Nordwestmecklenburg, Mecklenburg-Vorpommern.

²⁹ Bäbelin, Ortsteil von Züsow, Landkreis Nordwestmecklenburg.

³⁰ Wakendorf, Gut; Ortsteil von Züsow, Amt Neukloster-Warin, Landkreis Nordwestmecklenburg.



Abb.14: Blick auf das Gut Klein Warin

lich ausgenutzt wurden. *Gustav Schwabe* war, weil er mehr allein und ohne Altersgenossen aufgewachsen war, zurückhaltend und körperlich nicht so trainiert wie wir. Er machte aber tapfer mit, musste aber manche Neckerei über sich ergehen lassen.

Die *Schwaben* hatten ziemlich große Nasen, und so auch er (de Schwobennas), und sie wurde gelegentlich Gegenstand der Neckerei: „Je, Du mit dienen ollen drekantigen Hökel“, womit wir ihn beleidigten. Er verklagte uns deswegen bei unserem Vater. Derselbe hielt strenges Gericht und fuhr uns an: „Was glaubt ihr denn, was ihr für Nasen habt? Die stehen ja so in die Luft, da kann der Spatz hinein pupen!“ Damit war er dann getröstet. Oder wir zogen mit *Gustav* aufs Eis. Mein Bruder *August* rief ihm zu: „So, *Gustav*, nu spring ick Di rin“, und hüpfte um ihn herum, und richtig brach nicht er, sondern *Gustav* durchs Eis bis zum Hintern. Aber trotzdem blieb die Freundschaft zwischen uns Kindern sehr groß und unzertrennlich, und sie ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Hatte es in Klein Warin geregnet, so war es doch wegen des sandigen Bodens gleich wieder trocken, und man konnte wieder hinaus in Hof, Garten und Wald. Anders war es in Wendisch Mulsow, wo der Boden so schwer und die Wege so schlecht waren, dass man bei feuchtem Wetter nicht gut herauskonnte und im Morast steckenblieb. Ich erinnere mich noch einer Fahrt im Eselsfuhrwerk, wo wir tatsächlich im Dreck steckenblieben und unser Esel umfiel; weinend holten wir Hilfe. Ein sehr kräftiger Wirtschaftler, *Bockfisch*, kam, zog zunächst den Esel am Schwanz aus dem Dreck und dann den Wagen. Dann spannte er den Esel wieder vor, und mit seiner Hilfe gelangten wir glücklich wieder heim. Jetzt ist durch Chauseebau und Wegeverbesserung viel Abhilfe geschaffen worden; aber früher kam es vor, dass im

Winter bei tiefen Wegen die Kornwagen, die nach Wismar sollten, steckenblieben und nicht durchkommen konnten.

Die zwei Jahre in Wendisch Mulsow waren schön und haben mich und meinen Vetter *Gustav Schwabe* zu einer lebenslänglichen Freundschaft zusammengeführt, ebenso mit meiner alten Schulkameradin und Kusine *Wischen Schwabe*. Wie ähnelt sie doch in ihrem Wesen und in ihrer Güte ihrer verstorbenen Mutter!

Außerhalb der Schulzeit hatten wir in Wendisch Mulsow ein freies Leben, und es ging dort lange nicht so streng zu wie zu Hause. Dem besagten Esel folgten später zwei Ponys, auf denen wir weite Ritte machten. Das Unangenehme dabei war nur das Passieren der Dörfer, wo die Straßenjungen uns mit Steinen und Knüppeln bewarfen. Und wir mussten mit voller Karriere durch. Die Kirch-Mulsow³¹er zeichneten sich dabei besonders aus. Auch Botenfahrten mussten wir mit dem Einspanner unternehmen. Eines Tages wurden wir aus dem Unterricht abgerufen von *Onkel Schwabe*: „Jungs, Ji möt glik enen Boten na Lütt Warin hanführen, ick hew wat vergäten. Ji möt öwer nich ümkihren, bet Ji ehm fot hewt!“ Nichts willkommener als diese Aufgabe. Wir fuhren mit dem grauen Pony los, derselbe wurde bald müde, da er noch nicht ordentlich herausgefüttert war. Aber unserm Auftrag gemäß fuhren wir ruhig weiter mit Erholungspausen, und nach vier Stunden (14 km) gelangten wir glücklich an. Der Bote war natürlich längst da. Der Pony brauchte Ruhe und Erholung, und am folgenden Tag war erst die Rückfahrt; so hatten wir diesen Tag in Klein Warin getreu unserem Auftrag verbracht und diesen Tag sehr genossen. Unserer Tante war das Ponyfuhrwerk nicht angenehm: „Mit dat oll Hundfuhrwerk mag ick nich führen.“

Ja, diese zwei Jahre haben mir Wendisch Mulsow zur zweiten Heimat gemacht und seine Bewohner zu zweiten Eltern und Geschwistern. Und doch, was habe ich in den zwei Jahren zuweilen für Heimweh gehabt, besonders wenn ich aus den Ferien aus Klein Warin zurückkehrte von den Eltern und Geschwistern. Ich kam mir sehr undankbar vor, aber ich konnte es nicht ändern, trotz aller Liebe und Tröstungen, die mir zuteil wurden. Das Heimweh eines Kindes kann wohl von elementarer Gewalt sein und ganz unbesiegbar. Im späteren Leben habe ich nie wieder eine solche ähnlich tiefe Empfindung gehabt. Auf die Wendisch Mulsower Zeit werde ich später noch einmal zurückkommen.

Als ich elf Jahre alt war, kam ich mit meinem Vetter und Schulkameraden *Gustav* auf das Gymnasium zu Wismar und dort in Pension bei Oberlehrer *Dr. Anding*, der uns auch in das Aufnahme-Examen geleitete.

Mit seiner Hilfe kamen wir nach Quarta, obschon wir meines Erachtens nicht ganz reif dafür waren. Aber durch Gewissenhaftigkeit, Fleiß und Nachhilfe erfolgte doch schon nach einem Jahr die Versetzung nach Tertia. Als wir den schweren Gang zur Aufnahmeprüfung antraten, seufzte *Gustav Schwabe*: „Je, *Wilhelm*, dort is de Minsch jo dor, dat he quält wart.“ Es ist auch ein etwas unheimliches Gefühl,

³¹ Kirch Mulsow, Amt Neubukow-Salzhauff mit Sitz in der Stadt Neubukow, Landkreis Rostock, Mecklenburg-Vorpommern.



Abb.15: Altes Gymnasium zu Wismar

sich so plötzlich einer großen Schar von fremden Jungens gegenüber zu sehen, die einen mit Neugierde und Schadenfreude betrachten, sich gegenseitig ins Ohr flüsternd. Wir waren die Objekte, die sie „einweihen“ mussten, das heißt durchprügeln. Besonders ist mir in Erinnerung, wie ein Nachbarssohn, *Hermann Dühring* aus Nisbill³², sich lachend an seinen Nachbarn lehnte und verständnisvolle Grimassen schnitt. Der Unterricht begann gleich damit, dass er von *Kracher* eine gehörige Tracht Prügel bekam mit dem „Tagel“³³, den der Pedell *Stamann*, hereinbringen musste. Der alte Direktor *Haupt* lieferte jeder Klasse seine Neulinge ab. Mein Nachbar, *von Pressentin*³⁴, offenbar der Dümme in der Klasse, vergnügte sich damit, mich mit der Feder ins Bein zu stechen; das hörte aber auf, als ich ihn tüchtig vermöbelte. Die Gymnasialzeit verlief recht einförmig und trostlos, es war ein stetiges Büffeln und Pauken mit und ohne Privatstunden und dem obliga-

³² Nisbill mit Gutshaus, Gemeinde Bobow, Amt Neukloster-Warin mit Sitz in der Stadt Neukloster, Landkreis Nordwestmecklenburg, Mecklenburg-Vorpommern.

³³ Tagel, schwedisch für Rosshaar-Schweif.

³⁴ Wendisch-Mecklenburgisches Uradelsgeschlecht seit 1270 bis 1872 auf Gut Prestin, östl. v. Schwerin.

torischen Spaziergang einmal am Tag um die Stadt herum. Die Pension war ganz gut; solange *Anding* lebte, kümmerte er sich auch in anerkennender Weise um uns. Nach seinem Tode wurde es schlechter, und wir waren meistens auf uns angewiesen. Wir waren zehn Pensionäre, meistens Vettern. *Karl*, *Louis* und *Fritz* und später auch *Hermann*. Wir prügelten uns gelegentlich in unglaublicher Weise. *Fritz* war mein Altersgenosse und wollte auch Medizin studieren. Auf dem Gymnasium überholte ich ihn um ein Jahr und später beim Studium um fünf Jahre. Er studierte zehn Jahre wegen Bummel und Energielosigkeit und brauchte schon bis zum Physikum sieben Semester, während *Andreas* es in vier Semestern schaffte. Dabei hat er als Student eigentlich nichts Besonderes ausgefressen; es war so die reine Trödelei. Auch im späteren Leben ist er wegen seiner Trödelei eigentlich auf keinen grünen Zweig gekommen. Der schönste Moment der Gymnasialzeit war das bestandene Abitur. Wie erlöst, tiefaufatmend trat man aus dem klosterartigen Schulgebäude ins Freie mit dem Gefühl, als ob man die Welt erobert hätte. Ich hatte noch besonderen Grund, dem Schicksal dankbar zu sein, da ich ein halbes Jahr wegen Krankheit in der Prima gefehlt hatte und man mir dringend abriet, den Versuch zu machen. Ich ließ mich aber nicht abhalten, und siehe da, der Wurf gelang, wenn auch in Latein „bei größter Nachsicht allenfalls noch genügend.“ Aber der Unterricht in Latein war auch immer trocken und schlecht gewesen. Griechisch, das ja erst später in der Tertia dazukam, war viel besser, und ich hatte großes Interesse für die Sache. Alles nur dank eines ausgezeichneten Lehrers *Koppin*, an den ich jetzt noch mit großer Dankbarkeit zurückdenke. Er unterrichtete nicht nur Griechisch, auch Geschichte und Deutsch, alles in gleich ausgezeichneter Form, dabei streng aber gerecht. Wahre Lichtblicke waren in diesen, man kann wohl sagen schweren Gymnasialjahren, die häufigen sonnabendlichen Ausflüge nach Klein Warin gewöhnlich in großer Gesellschaft, sechs bis zehn Vettern und auch sonstige Freunde. Wenn wir nach einem Marsch von drei Stunden unser Ziel erreichten, wurden wir von den Eltern freudig empfangen, und oft rief mein Vater: „Sag einmal dem Schäfer, er soll einen Hammel schlachten.“ Mit welcher Intensität wurden diese anderthalb Tage genossen, und gewöhnlich quälten wir dann, bis Montagfrüh bleiben zu dürfen. Aber um acht begann der Unterricht, und wir mussten um fünf Uhr fort, wurden dann zirka dreiviertel des Weges gefahren und legten den Rest zu Fuß zurück, sodass wir rechtzeitig zum Unterricht eintrafen. Natürlich etwas müde und abgespannt. Und nun die Ferien erst, wenn man am ersten Morgen erwachte, sich behaglich reckte und sich vergegenwärtigte, nun noch eine ganze Reihe von Tagen in Freiheit und Lust ohne Schulplage zu verbringen! Man genießt schwerlich im Leben so voll und ganz wie als Junge die Schulferien.

Auf dem Gymnasium habe ich mich glücklicherweise ferngehalten von den Kneip- und Verbindungsveranstaltungen, weil ich zu intensiv vorwärts musste, um mein Ziel zu erreichen. Gelegentlich habe ich wohl mal eine Kneipe von solchen Verbindungen (*Concordia*, *Germania*) auf Einladungen besucht, war aber froh, wenn ich glücklich wieder heraus war. Das Bier war ich nicht gewöhnt, es bekam

mir schlecht, und die Szenen von Besoffenheit, die man da erlebte, waren geradezu widerlich. Solche Schulverbindungen sind entschieden ein Verderb: Saufen statt körperlicher Übungen und Ertüchtigungen sind ein Ruin der Gesundheit. Es ist ja Gott sei Dank auf den Schulen und Universitäten anders geworden. Als ich anfang zu studieren, hatte ein ganz verbummelter und versoffener langjähriger Student noch einen gewissen Nimbus. Das ist aber nicht mehr so, und allmählich hat sich die Überzeugung Bahn gebrochen, dass es eigentlich nichts Unerfreulicheres gibt als einen verbummelten, versoffenen und schwerfälligen Bierstudenten, den jeder einigermaßen körperlich gewandte und geübte Mensch über den Haufen rennen kann. Das übermäßige und sinnlose Bier- und Schnapstrinken hat viel Unheil unter der akademischen Jugend angerichtet. Als junger Student in Tübingen habe ich diese Missbräuche noch besonders kennengelernt und zum Teil auch mitmachen müssen, aber das hat mich kuriert. Noch heute tut mir jede Vorlesung leid, die ich wegen Kneipverpflichtungen versäumen musste. Mit großer Genugtuung sehe ich einen Wandel in diesen Dingen in der heutigen Studentenschaft.

Von meinen Lehrern aus der Gymnasialzeit ist nicht viel zu sagen. Es war viel Minderwertiges dabei. Trockene, lederne Weisheit wurde ganz schematisch verzapft, ja, zum Teil waren es geradezu verbummelte Menschen, ohne jedes eigentliche Interesse am Unterricht. Nur einzelne haben bewiesen, welch einen segensreichen Einfluss ein Lehrer auf seine Schüler ausüben kann – wie dankbar hat man das hingegenommen. Es ist wohl richtig, dass man sehr jugendliche Schüler nach einem gewissen Schema unterrichten muss, weil man bei ihnen noch wenig allgemeine Kenntnisse voraussetzen darf. Aber man unterschätze die Jugend nicht, auch hier ist schon oft mehr Verständnis, Ansprechbarkeit und Kritik vorhanden als der Lehrer vielleicht denkt. Auf jedem Gymnasium wird es wohl einige solche Originale, um nicht zu sagen, Karikaturen geben, und diese fehlten in Wismar auch nicht (*Schauster, Böhmer, Kracher* („Kommodenscheißer“), *Peetsch, Moor, Unkel, Schröning* und andere mehr).

Es ist nun mal so, dass jeder tief aufatmet, wenn er das Gymnasium verlässt und sich freier seinen Kräften und Neigungen entsprechend entfalten kann. Aber eine harte Vorschule fürs Studium und für das spätere Leben ist schon nicht zu umgehen, sei es schon, dass der Mensch sich an Pflicht und Disziplin gewöhnt, ohne die ein Staat nicht gedeihen kann.

Was ein inniges Familienleben und das Zusammenhalten verwandter Familien für die glückliche Jugend eines Kindes bedeutet ist gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Ich habe das im reichen Maße im Kreise von Eltern, Geschwistern und Verwandten erfahren. Uns kam es wahrlich zugute, wenn die Eltern und die Geschwister nebst Verwandten gut harmonisierten und sich gegenseitig oft besuchten, was doch in der Regel in Begleitung ihrer Nachkommenschaft geschah. Geburtstage, Kindtaufe, Familienhochzeiten, hohe Feiertage boten oft Gelegenheit zu derartigen Zusammenkünften, die immer einen durchaus heiteren und frohen Charakter trugen; wenigstens kam es uns Kindern immer so vor. Selbst bei feierlichen Hand-

lungen, wie dem Taufakt jüngerer Geschwister, kam es bei uns im Nachbarzimmer zu Ausbrüchen von Heiterkeit und gelegentlich auch mal zu Prügeleien. Das Taufzimmer (Mutters Stube) war nicht groß, und die Jugend wohnte in der benachbarten Vorstube, die durch eine Flügeltür mit dem Taufzimmer verbunden war, der Feier bei.

Was wir an Familienfesten und Zusammenkünften in der Kindheit mitmachten, blieb immer Glanzpunkt meiner Jugenderinnerungen und speziell Wendisch Mulsov, als in der Mitte gelegen, oft Schauplatz dieser Vergnügungen, zu denen die Jörnsdorfer (Bruder meiner Mutter *Onkel Fritz und Tante Elise* mit ihren zehn Kindern und wir Klein Wariner in ungefähr derselben Auflage) hinstrebten. Ein Beispiel für viele: Es ist Erntefest in Wendisch Mulsov. Zunächst in Erwartung der Gäste wird in gespannter Aufmerksamkeit deren Ankunft beobachtet. Die Klein Wariner Gefährte sieht man schon, wenn sie den Kirch Mulsover Weg herunterkommen, die Jörnsdorfer erst, wenn sie am Ende des langen Hofes im Tor erscheinen. Der Klein Wariner Kutscher trägt eine Mütze, der Jörnsdorfer einen Zylinder mit Kokarde, und daran sind sie schon äußerlich kenntlich, was sogar Onkel *Schwabe* prompt erkennt, obschon er damals klagte, schlecht sehen zu können. Er hat eine partielle, später ziemlich stationäre Cataractform, mit der er auch *Albrecht von Graefe*³⁵ noch konsultiert hatte, der ihm auch versicherte, dass die Störung länger stationär bleiben könnte, während der Rostocker Ophthalmologe³⁶ ihn auf baldige notwendige Operation hinwies. Ich habe die Erkrankung lange kontrolliert, und es ist auch zur Operation gekommen, obschon er achtzig Jahre alt wurde.



Abb.16: Die Klein Woltersdorfer Fuhre

³⁵ Albrecht von Graefe, * Berlin 22.5.1828, † Berlin 20.7.1870 (2020: 150. Todestag!).

³⁶ Seinerzeit Carl Wilhelm von Zehender, * Bremen 1.7.1819, † Rostock-Warnemünde 19.12.1916.

Nach der Ankunft erfreuliche Begrüßung der Gäste, wobei es zwischen meiner Mutter und Onkel *Schwabe* gleich zu einem Geplänkel kam: „Swaw, wat Ji hier för eklige Fliegen?“ „O, Fiken, in Lütten Warin hewt Ji doch noch mihr!“ „Ja, ja“, „sagte dann mein Vater, „immer hett se wat ut to setten, dor kannst Du nich gegen an.“ Dann aber wurde es gemütlich, die Hauben wurden aus ihren Körben hervorgeholt und Toilette gemacht. Der Haubenkorb war damals für die älteren Damen das wichtigste Requisit bei Besuchen. Gedeckt war in verschiedenen Zimmern, um alle unterzubringen, und wir Kinder waren besonders froh, wenn wir am sogenannten Katzentisch unter uns dinieren konnten, entrückt der Aufsicht der Erwachsenen. Die Stimmung schwoll rasch an und steigerte sich unter Einfluss eines guten Tropfens und vorzüglichster Gerichte sehr bald zur bedeutenden Höhe. Die Alten suchten dann eine kurze Mittagspause zu absolvieren, während die Jugend *in corpore* in den Milchkeller zog, wo der Tanz der Leute schon begonnen hatte. Die Kusinen nahmen auf reservierten Bänken Platz, während die Vettern abseits standen und nun in gewissenhafter Weise jeder eine Tänzerin holte und mit ihr sein Pensum abarbeitete, um sie dann wieder an ihren Platz zu führen. Von Ballunterhaltung war nicht viel zu merken. Kutscher und einige Prominente holten dann auch gelegentlich unsere Damen zum Tanz, während auch umgekehrt wir zu den Dorfschönen griffen. Die Mamsells waren so ein Zwischending und wurden so zur Hälfte von uns und zur Hälfte von den Leuten im Tanz bedient. Im ganzen herrschte in früheren Jahren immer ein gutes Einvernehmen zwischen uns und den Leuten; nur später gährte es zuweilen etwas, wenn wir zu massenhaft auftraten. Man hörte dann wohl Äußerungen wie: Sie wüssten nicht, ob dat Erntebier för de Herrschaft oder för de Lüd wir! Das kam aber nur vereinzelt vor und nur in Wendisch Mulsow, das sich in bezug auf Widerspenstigkeit der Leute immer etwas hervortat. Das hat sich auch später in der Revolution³⁷ gezeigt.

Wie es 1848 mit der Revolution in Wendisch Mulsow gewesen ist, entzieht sich meiner Kenntnis, da *Onkel Schwabe* erst später nach Wendisch Mulsow kam. Auch nach Klein Warin kamen ja meine Eltern erst 1852, und man hörte wohl gelegentlich mit großer Entrüstung erzählen, wie selbst die Altenteiler, die ihr Mittagessen aus der Hofküche bekamen, aufsässig geworden seien. Mein Vater hat die Revolution noch als Inspektor erlebt. Er war streng und mutig und daher bei den Revolutionierenden missliebig. Sie wollten ihm an den Leib, und aus dieser Zeit stammen noch zwei Pistolen, mit denen wir Jungen später unsere Schießübungen angestellt haben.

Wenn auf dem Tanzboden oder vielmehr im Keller eine Reihe Tänze absolviert waren, dann ging es wieder hinüber in das Haus zur Stärkung mit Speis und Trank, mit Punsch, Bowle, Limonade und so weiter. Inzwischen haben sich dann noch weitere Gäste aus der Nachbarschaft eingefunden, zum Teil ältere Junggesellen, die tüchtig mitmachten und dann von uns jubelt wurden. Onkel *Jühling* mit ganz kahlem Kopf, der in seinem Beruf Nichtstuer und Spaßmacher war, tat sich besonders

³⁷ Ausrufung der Republik am 9. November 1918.

hervor und konnte ein Glas Punsch in einem Schluck heruntergießen und rief zum Schluss: „Päng“, was uns gewaltig imponierte. Die ältere langjährige Mamsell *Schneidewind* wurde vielfach angeprostet und angesungen, wobei sie auch tüchtig trinken musste, sie bekam einen kleinen Schwips, bog sich vor Lachen und hatte sichtliches Vergnügen an der Anschwärmerei, die ihr offenbar selten geboten worden war. Die Tanzperioden mit den obligaten Stärkungspausen wiederholten sich noch einige Male in immer gehobenerer Stimmung, und so ging es die ganze Nacht hindurch, bis die Musikanten das letzte Stück spielten: „Nun ist es Zeit zum Schlafengehen“ und so weiter.

Während die Jugend jubilierend und tanzend arbeitete, saßen die älteren Herrschaften, wenigstens der männliche Teil, am Kartentisch (Boston³⁸, L’Hombre³⁹ und so weiter) und rauchten bis die Zimmerluft kaum noch durchsichtig war. Häufig begann es schon am Nachmittag von vier Uhr bis zum Abendessen und dann vom Abendessen bis zur Abfahrt. Es ist mir eine solche Ausdauer bei dieser Beschäftigung immer unverständlich geblieben. Aber man darf nicht vergessen, dass der Landwirt am Wochentage vielfach von morgens bis abends auf den Beinen ist und an Sonn- und Feiertagen ein ausgesprochenes Sitz- und Ruhebedürfnis hat. Während die älteren Herren Karten spielen, sitzen die alten Damen zu einem Klunker⁴⁰ vereint mit Handarbeiten im Nachbarzimmer und führen eine Unterhaltung,



Abb. 17: *Sophia (gen. Fieken), Uhthoff aus dem Damenkreis*

die sich hauptsächlich um Kinder und Dienstboten dreht. Die Hauben auf dem Kopf sind dabei in lebhafter Bewegung. Von diesem Kreis hielt man sich gewöhnlich fern, wenn man nicht zu einer Besichtigung hereinzitiert wurde. Ich habe diese Ausdauer der alten Herrschaften oft bewundert, und wenn ich noch so alt werden sollte, es würde mir ganz unmöglich sein, so stundenlang am Kartentisch zu sitzen mit den üblichen Bemerkungen, Schlagworten und schadenfrohem Auflachen, wenn der andere verloren hatte, und ebenso wenig würde ich mich für eine Unterhaltung im älteren Damenkreis eignen.

Dann ging es an die Abfahrt und zur Ruhe. Einmal hatten wir in der Nacht gerade die Jörnsdorfer Kutsche mit vier Pferden und der ganzen Familie beladen und abgefertigt, als gleich darauf der älteste Sohn *Heinrich Schlüter* entsetzt zurückkam und berichtete, die Kutsche sei mitsamt der ganzen Menschenfracht

³⁸ Nordamerikanisches historisches Kartenspiel zur Zeit der Freiheitskriege, wahrscheinlich französischen Ursprungs.

³⁹ L’Hombre auch Lomber, von spanisch: Mann (gemeint ist der Spieler). Im 17. u. 18. Jahrhundert weitverbreitetes Kartenspiel. Das Prinzip des Reizens wurde von diesem Spiel in Tarock-Varianten und in Skat übertragen.

⁴⁰ Klunker, großer Schmuckstein, hier jedoch mittelniederdeutsch verwandt mit Klüngel.

die Böschung am Hofteich herabgestürzt. Glücklicherweise war es bis auf einige Verstauchungen gut abgelaufen.

Die Massenquartiere, sogenannte Lager auf den Fußböden, waren ein ganz besonderes Vergnügen, viel besser als im Bett. Wir hatten im Hause in Klein Warin ein mächtiges Himmelbett, Gardinenkutsche genannt, in der mindestens zwei, zuweilen auch drei logierten. Auch der Trick von *Fritz Saalmann* aus *Fritz Reuter* wurde gelegentlich nachgeahmt, dass man Eisstücke auf das Himmelbett legte, so dass die darin Ruhenden durch das Wasser des schmelzenden Eises betropft wurden. Nach einem Katerfrühstück am anderen Morgen ging es an die Abreise mit etwas gemischten Gefühlen. Zu diesen Wendisch Mulsover Festen wurden wir noch öfter während der Gymnasialzeit auf großen, vierspännigen Leiterwagen von Wismar abgeholt, und das Herz war voller Freude.

Es ist gewiss richtig, dass man den Kindern so viele frohe Stunden bereitet, als man irgend verantworten kann; denn der Mensch genießt nie wieder so aus vollem Herzen und so dankbar wie in der Kinderzeit. Aber man hüte sich, sie mit Vergnügen zu überfüttern und frühzeitig blasiert zu machen. Später wurde auch das Thé-dansant⁴¹, besonders in Jörnsdorf mit fünf Töchtern eingeführt, die an Lust und Heiterkeit sich wohl mit den Erntefesten messen konnten, da nur im Hause getanzt wurde. Die Thé-dansant hatten auch den Erfolg, dass vier von den Jörnsdorfer Töchtern sich verheirateten. *Tante Elise* verstand es, für ihre Töchter zu sorgen. An einem Thé-dansant nahm auch eine Kusine Ellen Uhthoff aus Baltimore teil, die zeitweise die ganze Klein Wariner Familie revolutionierte, was meine Mutter mit Bedenken und mein Vater mit Brummen beobachtete.

Die Amerikanerin hatte einen ganz eigentümlichen Charme, und restlos erlagen wir Brüder demselben. Sie hat später einen Herrn *Kaufmann* in Kopenhagen geheiratet, und ihre Töchter traten zum Teil in die lustigen Fußstapfen ihrer Mutter. Ihr älterer Bruder *John* war ein genialer Bummler. Eines Tages, er lernte Großkaufmann in einem Geschäft in Bremen, bekam mein Vater einen Brief, in dem er sich anmeldete. Mein Vater holte ihn von der Bahn in Blankenberg⁴² ab. Es war nur ein einsamer Jüngling mit den Händen in den Hosentaschen angekommen, und es stellte sich heraus, dass das der Neffe *John Uhthoff* war. Auf die Frage meines Vaters: „Wo hast Du Dein Gepäck?“ antwortete er: „Wir Amerikaner reisen nicht mit Gepäck!“ Nur einen Anzug hatte er bei sich auf dem Leib. Später erfolgte dann die Aufklärung. Es kamen mehrere riesengroße Koffer an; sie waren gepfändet worden, und der Vater in Amerika hatte sie erst einlösen müssen. Er war längere Zeit bei uns, zeigte uns allerlei schöne Künste und war bei uns Jungens sehr beliebt. Er war ein gut veranlagter, aber verbummelter Mensch, der vieles konnte. Er malte, und zwar nicht schlecht, schnitt das Bremer Rathaus auf einen Kirschkern ein, machte größere Ausflüge, logierte die Nacht im Walde und war dem schönen Geschlecht nicht abhold. Später ging er dann nach Amerika zurück, und wir haben nichts mehr von

⁴¹ Thé dansant, Tea dance, Tanztee zwischen 17:00 - 18:30 Uhr.

⁴² Blankenberg, Gemeinde im Norden des Landkreises Ludwigslust-Parchim, Mecklenburg-Vorpommern.

ihm erfahren, da seine Eltern, der älteste Bruder meines Vaters, inzwischen verstorben waren. Es war ein großer Gegensatz zwischen der amerikanischen Erziehung und unserer, und uns Jungs gefiel das, unseren Eltern weniger. In bezug auf *Ellen* musste ich manchmal an die *Cora*⁴³ von *Ludwig Thoma* denken.

Eine andere Art unserer Familienfeste waren die Hochzeitsfeiern. Hier versagte Wendisch Mulsow. *Gustav Schwabe* blieb ledig (ob er wohl je geliebt hat?) und auch *Wischen!* Sie konnte sich nicht zum Ehestand entschließen, trotz verschiedener glänzender Pastoren-Angebote.

Die Hochzeiten wurden in großem Stil gefeiert; zwei bei uns in Klein Warin, mehrere in Jörnsdorf, eine in Schlakendorf und eine Reihe in Neuendorf in Pommern bei *Onkel Wilhelm*.

Letzterer war ein strenger, militärisch aussehender Mann mit Schnurr- und Backenbart wie *Kaiser Wilhelm der Erste*, und tatsächlich hat auch die Wache am Brandenburger Tor vor ihm ausgerufen, in der Annahme, es sei der Kaiser. Er hatte sich in Pommern angekauft, geriet dann aber in die Hände von Wucherern und wurde durch gemeinsame Aktion von Mecklenburger Freunden und Verwandten gerettet. Er hat das Gut Neuendorf zur großen Blüte gebracht: Es war ein schöner Wohnsitz, auf dem wir als Kinder mit preußischen Vettern und Kusinen, die viel lebhafter waren als wir, unendlich heitere und lustige Stunden am Tage verlebt haben. Am wohlsten war uns immer, wenn wir aus dem Gesichtskreis des strengen Herrschers verschwinden konnten. Von ihm habe ich den Namen *Wilhelm* erhalten. Die Reise nach Neuendorf⁴⁴ kam uns Kindern als Weltreise vor; mit der Bahn bis Stettin, dann die Oder aufwärts bis Greifenhagen⁴⁵ und nun drei Stunden Wagenfahrt ins Land hinein.

Mehrere Hochzeiten dort waren wohl Feiern ersten Ranges mit Polterabend, Hochzeitstanz beim Spiel einer großen Kapelle und nachfolgend Ausflügen. Einmal war ich schon ein junger Student, hatte mich etwas übernommen und war eingeschlafen, und während dieser Zeit hatte man mir einen großen Bart mit Kohle gemalt. Nachdem ich erwacht war, ging ich wieder in den Saal und wunderte mich über das Gelächter, bis man mich schließlich aufklärte. Ich schnob vor Wut und forderte blutige Genugtuung. Aber schließlich ist es zu keinem Blutvergießen gekommen.

Nun war uns Mecklenburgern auch das Küssen bei der Ankunft und bei der Abreise ungewohnt, auch mein Vater konnte das nicht, fügte sich aber dem Brauch und küsste seine Schwägerin *Tante Hannchen*, die ein etwas welkes, faltiges und gnabbliges⁴⁶ Gesicht hatte. Er erzählte nachher, es sei ihm bei diesem Kuss gewesen, als ob ihm einer mit dem Schüsseltuch auf den Mund geschlagen hätte. Von diesen

⁴³ Cora, bei Thoma, Ludwig: Ludwig Thoma in: Tante Frieda – Neue Lausbubengeschichten. Hier dargestellt als ein attraktives Mädchen namens Cora, in das sich alle verlieben.

⁴⁴ Neuendorf, Kreis Lauenburg (Pommern)/Nowa Wieś Łęborska/Polen.

⁴⁵ Greifenhagen/Gryfino/Polen, rechts der Oder, südl. v. Stettin/Szczecin.

⁴⁶ Gnabblig, niederdeutsch, ostpreußisch, in der Bedeutung von altbacken.



Abb.18: Gut Schlakendorf an der Grenze zu Vorpommern

Vettern und Kusinen sind fast alle dahin, ihr Gesundheitszustand war nicht der beste.

Auch in Schlakendorf feierte ich die Hochzeit der *Kusine Anna* mit. Das große Gutshaus war vollbesetzt, und die Feier spielte sich in analoger Weise ab. Mir sind die vier mächtigen Demminer Ulanen⁴⁷ in Uniform noch immer im Gedächtnis, die die Hochzeitsmusik leiteten und bei der großen Polonaise im Garten voranmarschierten.

Die Hochzeiten meiner beiden Schwestern wurden in Klein Warin ebenfalls im größeren Stil gefeiert, und zwar war der Festsaal der Kornboden im Milchhaus. Alle Winkel waren natürlich besetzt, und einer fand am Abend in seinem Nachtlager auf dem Fußboden ein Nest mit ganz kleinen jungen Katzen, die dort inzwischen zur Welt gekommen waren. Der Mann meiner älteren Schwester war unser Vetter. Sein Vater war Theologe. Er hatte 1848 als politisch verdächtig nach Amerika auswandern müssen. Seine Mutter blieb hier (die älteste Schwester meiner Mutter). Mit dem 19. Lebensjahr kam er zu seiner Mutter zurück und blieb bei uns. Er war ein Prachtmensch mit einem idealen Zug und schwärmte für Amerika. – In dem Kriege zwischen den Nord- und Südstaaten⁴⁸ war er als junger Mensch auch noch eingezogen, kam aber nicht mehr ins Feld.

⁴⁷ 2. Pommersches Ulanen-Regiment Nr.9, Garnison Demmin. Regimentsinhaber: Adolph Friedrich VI., Großherzog von Mecklenburg-Strelitz.

⁴⁸ Sezessionskrieg oder der Amerikanische Bürgerkrieg 1861-1865. Der Krieg zwischen den Südstaaten (Konföderierten) und den Nordstaaten (Unionisten).



Abb.19: *Gustav Napp und Marie, geb. Uhthoff*



Abb.20: *Ina und Karl Schlüter*

Er hat es sich sauer werden lassen auf seiner Pachtung und hat in meiner älteren Schwester, *Maria*, die treueste Lebensgefährtin gefunden.

Meine jüngste Schwester *Ina*, heiratete ihren Vetter Karl Schlüter in Schlakendorf, einen vortrefflichen Mann und Charakter. Sie haben schwere Zeiten in Schlakendorf durchgemacht, und er wollte fast verzagen. Schlakendorf ist ein schwierig zu bewirtschaftendes Gut, und die Mittel fehlten, um den nötigen Kunstdünger zu beschaffen. Ich erinnere mich noch, wie wir im Garten zusammen auf und ab gingen, um zu beraten und auch materiell zu helfen, aber ich hatte damals selbst nicht viel. Schließlich ist es ihm doch gelungen, unter Beihilfe seiner Geschwister das Schiff wieder flottzumachen und in den sicheren Hafen zu geleiten. Ich wünschte der Familie sehnlichst, dass die weitere Fahrt eine glatte sein möge, wenn es auch meinem Schwager nicht vergönnt war, die Fahrt weiter mitzumachen. Sein Grab liegt auf einer Anhöhe und sieht auf die Felder und Wiesen, die einst die Orte seiner Wirksamkeit waren.

Meine beiden Schwestern, *Maria*⁴⁹ und *Ina*, haben sich immer sehr nahegestanden, in der Jugend und auch im späteren Leben. *Mieke (Maria)* hat uns jüngere Brüder mit erzogen, versorgt, beschneidert und zur Ruhe gemahnt, wenn sie auch tüchtig mitmachte bei vielen Jugendunternehmungen und Wagnissen. Wir verstanden vorzüglich, mit Steinen und anderen Geschossen zu werfen, aber man bekam es doch höllisch mit der Angst, wenn zum Beispiel der Truthahn, am Kopf getroffen, sich immer im Kreise drehte, und man flehte im Stillen innigst um seine Genesung; denn das Strafgericht wäre ein sehr strenges gewesen. Ich erinnere mich noch, wie ich prompt von *Mieke* eine tüchtige Ohrfeige erhielt, als ich mit einem Erdklos in einen Baum warf und prompt eine junge Schwalbe herunterfiel. Auch die Kritik an ihren für uns auf der neuerworbenen Nähmaschine genähten Hemden musste sehr vorsichtig gehandhabt werden. Als ich einmal bemerkte, dass der Busen meiner Hemden so weit nach vorne herauskröche, meinte sie: „Dat liggt an dinen dämlichen Brostkasten, de Hemden sünd god.“ Sie fand sich später mit unserem

⁴⁹ Gen. Mieke.

Vetter (dem Amerikaner) zusammen; und sie haben getreulich die Sorgen, Krankheit, Typhus, Diphtherie und Nöte von Bolland⁵⁰ getragen.

Ich habe sie dort öfter besucht, und es war mir ein gewisser Optimismus meines Schwagers eine besondere Freude. Er hatte einen billigen, sauren Moselwein, und wir tranken ihn, hielten ihn im Glase gegen das Licht und nippten mit Kennermiene, als ob es das Kostbarste wäre, was je der Herrgott habe wachsen lassen. Das erinnerte mich auch gelegentlich an meines Vaters Rotwein, fünfundsiebzig Pfennige die Flasche und aus Neukloster bezogen. Es waren knappe Zeiten, und ein wohlsortierter Weinkeller existierte nicht. Auch für Bolland blieb Wendisch Mulsov der eigentliche Erholungsort. Und doch, wenn *Onkel Schwabe* und *Gustav Napp* zusammenkamen, so zankten sie sich. Nur in der Vertilgung eines schönen Fischgerichtes waren sie sich einig, während beim Kartenspiel die gegenseitige Kritik nicht verstummte.

Meine Schwester *Ina* ist noch heute die Seele des Hauses Schlakendorf, auch nachdem mein Schwager gestorben war. Der Aufstieg Schlakendorfs erfolgte eigentlich erst nach dem Dahinscheiden meines Schwagers. Er hatte sich redlich bemüht, gegen die Ungunst der Zeiten anzukämpfen, und es war ein Verhängnis, dass er den Aufstieg nicht mehr erleben durfte.

Meine Schwestern hatten es im Hause nicht leicht unter dem Regiment meiner Mutter. Sie stellte große Anforderungen an sie, und die Söhne kamen in dieser Hinsicht besser weg, zumal wenn sie der Fuchtel der Mutter entwachsen waren und in die Ferne zogen. Aber dass die Töchter zu Hause blieben und die Sorgen der Wirtschaft auf sich nahmen, war selbstverständlich. Meine Mutter war nie von zu Hause weg gewesen, und so musste es auch bei den Töchtern sein. Aber die Neubukower⁵¹ Bälle wurden gewissenhaft besucht; es waren die großen Momente meiner Schwestern.

An die Stadt Neubukow mit zirka zweitausend Einwohnern knüpfen sich noch besondere Kindheitserinnerungen. Es lag zwischen Jörnsdorf und Wendisch Mulsov und war zum Schauplatz einer Familientanzstunde ersehen beim Wirt *Moos*. Wir Klein Wariner wurden auf Wendisch Mulsov und Jörnsdorf verteilt, und von beiden ging es zu Fuß respektive im Ponywagen auf den Schauplatz der bildenden Künste. Der Tanzlehrer war ein Mann mit Brille und Schuhbürste unter der Nase, dick und rundlich, der sich mit seiner Geige in wiegenden Schritten bewegte, den Tanz lehrte und die Musik dazu machte. Jedes Alter war vertreten, wir älteren traten aber erst etwas später ein, nachdem die ganz Kleinen schon eine Zeit vorher gedrillt worden waren, zum Teil auch mit Hilfe des Fiedelbogens. Man heuchelte Gleichgültigkeit gegen die Reihe der Partnerinnen, aber im Grunde genommen war es doch das erste Aufkeimen einer Verehrung des weiblichen Geschlechtes. Die

⁵⁰ Gut Bolland, westlich von Rostock, südl. Bad Doberan. Besitzer: Familie von Müller bis 1945. Gebäude in der DDR abgerissen. Eine Abbildung des Herrenhauses findet sich unter: www.gutshaeuser.de/guts_herrenhaeuser_gutshaeuser_b/gutshaus Bolland am 19.8.2018 12:30 Uhr.

⁵¹ Neubukow, Kleinstadt mit am 31.12.2016 3878 Einwohnern im Nordwesten des Landkreises Rostock.

Tänzerinnen bekamen ihre Namen: Die brennende Liebe, Tochter des Pastors, die Herzblume, der Tanzbär, und so weiter. Es war zum Teil amüsant, wie einige die Eleganz des dicken Tanzlehrers nachzuahmen suchten durch Heben der Arme und rhythmische auf und ab Bewegungen der Hände, sodass in der Tat der Vergleich mit einem Tanzbär nur zu angebracht war. Nachdem das Pensum absolviert war, kam ein großer Abtanzball unter Inspektion der Eltern und Verwandten auf dem Drachenfels mit Damenwahl, Kottillon⁵² mit Orden und Schleifen. Man ließ sich nichts anmerken, aber doch wartete man mit Spannung, ob die Tänzerin an einem vorüberging oder bei einem haltmachte. Die Kottillon-Orden waren heilige Reminiszenzen.

In dieser Zeit der Tanzstunde war ich in Jörnsdorf mit einigen Brüdern einquartiert und lernte diese schöne Stätte der Jugenderinnerungen sehr schätzen. Ein besonderer Anziehungspunkt war der Bach, der an Hof und Garten vorbeifloss und mit seinen Windungen und „Kölken“⁵³ eine unglaubliche Romantik in sich schloss. Fischen, Angeln, Krebse greifen, Baden, zu allem bot dieser Bach Gelegenheit. Am Hofe führte eine längere Fußgängerbrücke über diesen Bach, und in früher Jugend war es mir fast unmöglich, diese Brücke zu passieren, weil man unwillkürlich auf das fließende Wasser unter sich sah und dadurch die Empfindung hervorgerufen wurde, als ob die Brücke sich bewege. Man musste erst lernen, den Blick geradeaus zu richten und nicht aufs Wasser zu sehen. Ich sehe in der Erinnerung noch alles vor mir, als ob es gestern gewesen wäre.

Der *Onkel Fritz* (Bruder meiner Mutter) war ein echter *Schlüter*, streng gegen sich und andere und sarkastisch, aber gediegen und ein sehr tüchtiger Landwirt.

Jörnsdorf ist heute noch in der Familie und hat vor einigen Jahren das hundertjährige Jubiläum gefeiert, ein Familienfest in größtem Maßstabe, von dem noch heute viel erzählt wird. Auch war Jörnsdorf für uns jugendliche Jäger ein Eldorado; es hatte die Jagd auf Niederwild aller Art (Hasen, Rebhühner, Enten, Moor-Anstand an den Roggoer Tannen und so weiter). Einmal erlebten wir auch eine Bullenjagd, das heißt der Bulle der Herde war böse. Er hatte den Kuh-



Abb.21: Bei der Entenjagd, Hans Uthhoff

⁵² Cotillon, franz. Unterrock, diminutiv von cotte = Rock. Der zwischen 1860 bis 1914 beliebte Cotillon war seinerzeit der Höhepunkt eines Balles mit wechselvoller Abfolge von Tänzen und zugehörigen Cotillon-Artikeln (Orden, Schleifen et cetera).

⁵³ Kölken, Plural von Kolk, niederdeutsch, Strudellöcher. Süddeutsch: Gumpe.

hirten attackiert, der uns mit gebrochenem Arm entgegenkam. Unter Führung des *Onkels Fritz* näherten wir uns dem Wildgewordenen, suchten in einem Graben Deckung und feuerten vier Schrotschüsse auf den Angreifer. Er wurde dadurch so perplex, dass er stillstand und sich dann ruhig abführen ließ, um dem Schlachter überliefert zu werden.

Der zweitjüngste Sohn mit Familie wohnt noch jetzt in Jörnsdorf, und es ist auch immer noch Sammelpunkt für die Familie *Schlüter* geblieben. Ich habe an diesen *Onkel Fritz* und *Tante Elise* die dankbarsten Erinnerungen, und besonders war mir die Tante sehr zugetan. Kurz vor ihrem Tode habe ich von der schon schwer leidenden Frau in Schwerin Abschied nehmen können.

Die Neubukower Bälle, welche jährlich wiederkehrten, habe ich als älterer Gymnasiast wiederholt mitgemacht. Besonders stark war hier auch unsere Familie vertreten neben den benachbarten Gutsbesitzern und Pächtern. Ich sehe noch viele dieser Gestalten vor mir, von dem behäbigen Bosselmann mit seinem großen Schlüsselbund in der Tasche, bis zum Wirt Moos, der strahlend und glatt sich einherbewegte. Hier trat man also zum ersten Mal als junger Mensch mit erwachsenen fremden Damen in die Schranken, wobei ich doch etwas verlegen und unbeholfen, aber umso freudiger erregt war, wenn ein erwachsenes Fräulein mich eines Kottillon-Ordens oder einer Aufforderung würdigte. Aber nur nicht merken lassen, dass man darauf gewartet hatte, und den Überraschten spielen. Die Tänze wurden damals noch in einem anderen Tempo getanzt als heute. Der Walzer mit einem Hopsa, Rheinländer, Polka, Mazurka, Polka-française, und nun gar der Galopp, der vielfach in einem rasenden Tempo genommen wurde, sodass man seine Tänzerin nur so erschöpft auf den Stuhl fallenließ. Der tiefere Sinn dieser Ballveranstaltungen war mir damals eigentlich noch nicht aufgegangen; erst allmählich kam man dahinter, dass diese Bälle so etwas wie ein Heiratsmarkt sind, um die Bekanntschaft der beiden Geschlechter im Tanz zu vermitteln. Auch der Erfolg blieb oft nicht aus. Es ist manche Verlobung und Ehe auf diesem Wege zustande gekommen.

Und so wie wir, so hatten es schon unsere Alten auf den Neubukower Bällen getrieben. Der alte *Onkel Schwabe* hatte als junger Mensch seine Schuhsohlen durchgetanzt, sodass Blut auf dem Parkett zu sehen war, und er hatte es nicht gemerkt. Ein anderer Vorfahr fand sich morgens auf seinem Reitpferd eingeschlafen vor der Stalltür, und er wusste nicht, wie er dahin gekommen war.

Ein jugendlicher Tänzer, der noch etwas ungeschickt in Konversation mit Damen ist, sucht dann durch vermehrte Tanzarbeit diese Ruhepausen möglichst abzukürzen, sodass weder er noch seine Damen den nötigen Atem für eine Unterhaltung aufbringen. Doch ist es schön. Es geht so das erste Ahnen der Zusammengehörigkeit durch die Seele des Jünglings. Aber nur nichts merken lassen!

Dieselbe Erscheinung kann man auch bei dem sogenannten „Pfänderauslösen“ beobachten. Manchmal wurde es wirklich langweilig, aber oft war doch hier eine scheinbare Gleichgültigkeit etwas Geheucheltes. Es ist gar keine Frage, dass man als junger Mensch gleichstehenden gebildeten Mädchen gegenüber eine gewisse

Ehrfurcht empfindet, die vor Aufdringlichkeit bewahrt und nur in Gedanken vielleicht etwas kühner macht.

Das Weihnachtsfest ist wohl ein Glanzpunkt aller Jugenderinnerungen, und so war es auch bei uns. Schon längere Zeit vorher hielt uns die Erwartung in Spannung. Einige von uns wurden schon vor dem Fest gelegentlich mitgenommen nach Wismar zu den Einkäufen; man logiert dann bei *Wedekind* in einem besonderen Fremdenzimmer, und von hier aus wurden die Kaufexpeditionen der Eltern vorgenommen. Versorgt wurde man dort von dem Faktotum, dem *Kellner Franz*, in kurzer Jacke und mit tadellosen höflichen Kellnermanieren. Der Clou war dann der Besuch des Spielwarenladens *Hornemann* am Markt, der zahlreiche Weihnachtswünsche in einem weckte.

War nun der Heilige Abend herangerückt und der Tannenbaum aus dem Forst besorgt, so hieß es nachmittags um zwei Uhr: Nun alle raus dem Wohnzimmer, und die unruhige Erwartung trieb uns dann zunächst in die freie Natur ins Feld, in den Garten, auf den Sandberg, wo man sich in sehr gehobener Stimmung umhertrieb. Aber allzu lang hielt uns die Ungeduld nicht draußen, und man hielt sich zuletzt in höchster Spannung in der Küche auf und lauerte auf jedes Öffnen der Türen, ob nicht ein aufblitzender Lichtschein schon das Anzünden des Tannenbaums verriet. Und wenn dann ein Schein momentan sichtbar wurde, so rief alles mit Begeisterung: „Dat blitzt, dat blitzt.“ Unser alter Inspektor *J. Harms* hielt sich dann gewöhnlich bei uns auf und stellte sich mit ausgebreiteten Armen in den Weg, wenn das Glockenzeichen wirklich gegeben wurde. Das bekam ihm aber schlecht, und er wurde einfach überrannt. Nun stand man mit offenem Mund und pochendem Herzen vor dem brennenden Baum, der zunächst alles Interesse gefangennahm. Aber bald begannen die Blicke, verstohlen auf den Tisch unter dem Tannenbaum zu wandern, um zu rekognoszieren, ob wohl die Weihnachtswünsche erfüllt waren, und selig war man, wenn man das Gewünschte entdeckte, und besonders auch, wenn noch etwas dazukam, was man nicht erwartet hatte.

Die ersten Schlittschuhe, Schlitten, eine Uhr waren ganz besondere Glanzobjekte. Die Uhren waren in den ersten Jahren noch keine wirklichen, sondern billige Imitationen. Aber auch sie erregten unsere Befriedigung und den Forschertrieb. „Süh“, sagte mein Bruder zu mir, „in de Klock sünd richtige Tiger, sall ick se mal rut maken?“ Man stimmte zu, die Uhr wurde zerbrochen und die beiden Zeiger einem präsentiert, was dann doch etwas Enttäuschung erregte, als man nur noch einen kleinen Zeiger ohne Uhr in der Hand hielt.

Auch das Hauspersonal wurde beschenkt und hereingerufen, jeder bekam unter anderem einen Teller mit Äpfeln und Nüssen, und in einem Apfel steckte ein neuer, blanker Taler. „Ick bidank mi ok Madam“, ging es dann, und sie verschwanden wieder mit ihren Schätzen, nachdem wir ihnen unsere Schätze gezeigt hatten.

Darauf begann das Julklappwerfen. Einer nach dem anderen verschwand, und mit lautem Ruf und Getöse flogen dann die Julklappen ins Zimmer, mit denen wir uns dann gegenseitig beschenkten (eine Seifenpuppe zum Schilling, eine Siegel-

lackstange, ein Bleistift und so weiter). Alles wohl in Papier zu einem Paket verpackt, um die Spannung möglichst zu steigern. Man spielte dann mit seinen Sachen und den anderen und war restlos glücklich. Die Knechte und Mädchen draußen amüsierten sich am Abend in der Küche mit Verkleidung und Masken, und beklommenen Herzens wagte man sich dann heraus, um den Ruklas⁵⁴ zu sehen. Es hatte eine solche Maske aber immer etwas Unheimliches, und man trat bald den Rückzug an. Eine fratzenhafte Maske bei einem wildgestikulierenden Menschen hat in der Tat für ein Kind etwas Unheimliches und ist geeignet, ihm Angst zu machen. Allmählich studierte man den Tannenbaum etwas näher und merkte sich vor, was man sich bei nächster Gelegenheit wünschen wollte. Die Spitze des Tannenbaums zierte ein großer, vergoldeter Zuckerreiter, der jahrzehntlang diesen Platz immer wieder einnahm und von einem Fest zum anderen aufgehoben wurde.

Der Morgen des ersten Weihnachtstages war fast noch ebenso so schön wie der Heilige Abend. Schon früh im Bett überkam einen das beglückende Bewusstsein der Schätze vom Abend – und heraus aus dem Bett und wieder auf den Weihnachtsschauplatz. Das Plündern des Tannenbaumes beschloss dann nach acht Tagen diesen denkwürdigen Teilabschnitt, und pietätvoll wurde der Baum doch noch in den Schnee gepflanzt oder sonst an verschiedenen Orten plaziert, bevor er dann definitiv von der Bildfläche verschwand.

Feierlich begangen wurden auch die Geburtstage der einzelnen mit Topfkuchen und Geschenken, und ich erinnere mich noch meiner besonderen Überraschung, als ich eines Morgens beides vorfand. Ich hatte meinen Geburtstag total vergessen, war aber umso freudiger überrascht.

Die Geburtstage der Eltern wurden in den verschiedenen Familien immer besonders festlich begangen und gaben die Veranlassung zu gegenseitigen Besuchen. Ja, gelegentlich stellten sich auch die weitab wohnenden Verwandten, wie Schlakendorfer und Neuendorfer zu solchen Geburtstagsfesten ein, wo dann auch besonders groß getafelt wurde. Nicht selten gab es dann bei uns einen Truthahn, von dem ich gerade kein besonderer Liebhaber war, zumal uns die sogenannten Trommelstöcke, das sind die Beine mit ihren harten Sehnen, serviert wurden. Der Nachmittag verlief dann auch an diesen Tagen Karten spielender Weise für die älteren Herren und Damenkränzchen für die Damen im Zimmer nebenan, beide Räume in bläuliche Tabakwolken gehüllt.

Bei einem solchen Besuch ging einmal mein Vater mit *Onkel Schwabe* im Garten spazieren, als mein Vater ein gewisses Bedürfnis der Erleichterung bekam. Er fragte *Onkel Schwabe*: „Schwaw, hest Du nen bäten Papier!“ Und letzterer verabfolgte ihm ein Kuvert, das er in der Tasche hatte. „Öwer *Uhthoff*, Du warst Di doch hier nich hensetten in Goren“ sagte *Onkel Schwabe*. „Öwer warum dat nich“, sagte mein Vater, „wat schadet mi dat, Din Adress liggt jö dorbi!“

⁵⁴ Ruklas, Rupsack (Mecklenburg), Knecht Ruprecht. Krampus (Allgäu, Österreich). Gehilfe des Heiligen Nikolaus.

Ein anderes Mal hatte *Onkel Schwabe* so aus Scherz eine Wette um eine Flasche Sekt verloren. Es war damals eine schlimme Zeit für die Landwirte, und mein Vater musste notgedrungen um Nachlass in der Höhe der Pacht sich bewerben. Wir fuhren mit ihm und *Onkel Schwabe* nach Warin und kehrten bei *Eichler* an, während mein Vater den schweren Gang auf das Amt machte. Inzwischen setzten wir *Onkel Schwabe* zu, uns doch jetzt für die verlorene Wette die Flasche Sekt zu spendieren, und er tat es auch. Als wir beim besten Pokulieren⁵⁵ waren, kam mein Vater von seinem Bittgang aufs Amt zurück und war nun ganz entsetzt, uns Sekt trinkend vorzufinden. Wir fühlten auch das Unpassende, und im Nu waren die Gläser heruntergestürzt, und es ging auf dem Wagen nach Hause. Keiner sprach ein Wort trotz einer gewissen Erregung durch den Sekt. Zum Unglück hatte ich noch eine größere Kruke in Verwahrung bekommen, die mit Papier zugebunden war. Ich hatte das Unglück, mit den Fingern das Papier zu durchstoßen, und es gab eine große Schmiererei. Zu Hause angekommen, machten wir uns möglichst bald aus dem Staube.

Die Klosettverhältnisse waren bei uns ziemlich primitiv. Eins war an der Kinderstube mit Doppelbrille, einer großen und einer kleinen Öffnung, und eins über dem Keller, das heißt man musste eine Kellerluke passieren, um dorthin zu gelangen. Kein ganz ungefährlicher Gang, besonders in der Dunkelheit, wenn die Kellerluke aufgeklappt war. Da das Kinderstuben-Klosett nicht immer zugänglich war und aus begreiflichen Gründen für gewöhnlich nicht viel benutzt werden sollte, so war das zweite ziemlich belagert, besonders wenn Besuch da war, und so zog es mancher vor, sich in die frische Luft hinter einen Zaun zu begeben.

Ich erinnere mich noch, wie ich einmal das Klo verlies und auf *Onkel Schwabe* stieß, der andrängte und mich fragte: „Jung, is dor ok Papier?“ „Nee, sagte ich ihm“, „Na, wo makt Ji dat denn?“ – „Wi bruken keen Papier“. Kopfschüttelnd sagte er dann: „Ne, wat sünd för Jungs, wat sünd för Jungs.“

Onkel Schwabe war überhaupt unser guter Freund, und wir konnten uns manchen Spaß mit ihm erlauben. Aber nicht bei allen war er so geduldig und konnte es absolut nicht vertragen, wenn die Jörnsdorfer Vettern einen Spaß mit ihm machen wollten. Er hasste eine etwas sarkastische und überlegene Art des Witzes, die er durchaus nicht vertrug und die ihn zu scharfen Zurechtweisungen veranlasste. Der Ton macht die Musik, und wir wussten ganz genau, wie weit wir gehen durften.

Übrigens haben die Klosettverhältnisse in Klein Warin eine Reform erfahren und sind zusammengelegt worden, durch eine dünne Zwischenwand getrennt, sehr hellhörig, sodass jeder den Nachbarn belauschen kann. In der Wand sind auch einige Sprünge, sodass *Inge*[gen. *Ina*] fragt: „*Wilhelm*, bist Du da?“ Und sich dann nach bejahender Antwort ganz gemütlich mit ihm unterhält.

Besondere Ereignisse waren auch in unserem Kinderleben, wenn der Pastor mit dem Küster auf einem großen, vierspännigen Reisewagen kam, um seine Naturalien

⁵⁵ Von mittellateinisch *poculare* zu mittelhochdeutsch *poculieren*, das heißt aus einem Becher trinken, bechern; zu lateinisch *poculum*, der Becher, vgl. auch Pokal.



Abb.22: Onkel Schwabe („Swaw“) und Tante „Wieschen“

in Korn und Viktualien⁵⁶ selbst einzusammeln. Dann gab es traditionell Kükenbraten mit würdiger, ehrbarer Unterhaltung.

Oder wenn der Wollsortierer *Arnold* mit seinem Sohn aus Sachsen kam, um die Schafe zu revidieren. Das waren sehr gesprächige Herren, deren ausgesprochen sächsischer Dialekt uns großen Spaß machte. Wir wichen nicht von ihrer Seite, und sie gingen auch bereitwilligst auf unsere Unterhaltung ein. Wir begleiteten sie dann zum Wagen bei der Abfahrt, und es war großer Hallo, als das Pferd anfangs nicht vorwärts wollte, da es noch das

Bedürfnis fühlte, sich auszumisten. „Nu scheiss och noch, Du Aas“, rief Herr *Arnold* und versetzte ihm eins mit der Peitsche, worauf dann das Gefährt langsam in Bewegung kam unter unserem lauten Hallo über den vortrefflichen Witz.

Auch die Ablieferung der Zehnt-Gänse⁵⁷ im Herbst für freie Weide im Sommer auf dem Felde war ein wiederkehrendes wichtiges Ereignis, wenn jeder mit ein oder zwei Gänzen im Arm angetragen kam, die unter lautem Geschrei in die Bucht⁵⁸ gebracht wurden. Der Gänsehirt, gewöhnlich ein halberwachsenes Mädchen oder Junge, bekam als Lohn vier Schillinge Hütelohn für die Gans im Sommer. Auch die im Sommer heimkehrenden Gänse, über zweihundert Stück, mit ihrem durchdringenden Geschrei, wenn sie den Hof passierten, sehe ich noch in Erinnerung vor mir.

Ein gewisser Hang zur Jagd steckt wohl in jedem Landjungen. Wenigstens war das bei mir der Fall. Der Flitzebogen und das Pusterrohr waren unsere ersten Waffen, womit man seine Versuche unternahm. Aber es waren noch ziemlich ungefährliche Waffen, und mit einem gut gezielten Steinwurf kam man schon eher zum Ziel. Unsere ersten Schusswaffen bestanden aus zwei alten Pistolen meines Vaters aus der Revolutionszeit von 1848 und einem alten, einläufigen Vorderlader, mit dem mein Vater eine Schnepfe geschossen hatte. Mit dieser Flinte⁵⁹, die nicht mehr rostfrei war, bin ich viel als Junge herumgelaufen. Gewisse Sorten Niederwild, wie Enten, Reiher, Krähen und Raubvögel waren uns erlaubt, die eigentliche Feld-Jagd

⁵⁶ Lebensmittel, besonders für den täglichen Bedarf, den unmittelbaren Verzehr.

⁵⁷ Offenbar musste jede zehnte Gans als Entgelt für die Pacht der Weideflächen entrichtet werden.

⁵⁸ Bucht hier in der Bedeutung eines hölzernen Verschlags für Tiere.

⁵⁹ Im engeren Sinne handelt es sich bei einer Flinte um ein Gewehr, das Schrotkugeln verschießt. Büchsen haben einen gezogenen Lauf und verschießen Patronen.

hatte Klein Warin nicht. Aber man lernte mit einer Schusswaffe umzugehen: das Pulver abmessen, den Papierpfropfen daraufsetzen und dann die Schrotladung wieder mit einem Papierpfropfen darüber. Es war eine Kunst, das Pulver auch richtig in das Piston⁶⁰ gelangen zu lassen, was aber oft nicht gelang, und dann das Zündhütchen draufzusetzen. Nicht selten versagte auch der Schuss, sodass auf eine Reihe von Versagern oft nur ein losgehender Schuss kam.

Ich erinnere mich noch, wie ich mich zuweilen mit Aufbietung aller Indianerkünste anpirschte und nun den Reiher vor mir sitzen sah. Aber ein Versager machte alle Hoffnungen zuschanden, oder das Herz pochte einem so, das der Schuss vorbeiging. Zuweilen glückte es doch; was machte es da, wenn man sich oft vergebens bemühte.

Das Laden eines solchen Vorderladers wollte gelernt sein, und beim Pumpen mit dem Ladestock schlug man sich gelegentlich die Finger am Lauf wund. Das war zum Beispiel auch der Jagdleidenschaft meines Veters *Heinrich Schwabe* abträglich der, als er das Blut an seinem gequetschten Fingern sah, ohnmächtig wurde und für die Zukunft auf die Jagdfreuden verzichtete. Und dann später, als man Erlaubnis bekam, Hasen auf dem Anstand zu schießen: Längst bevor die Sonne unterging saß man schon auf seinem Posten am Waldrand und spähte mit gespannter Aufmerksamkeit nach rechts und links. Erst viel später saß dann plötzlich der Hase da. Man erschrak förmlich, was die Sicherheit des Schusses nicht erhöhte. Dann wartete man wieder, bis die Dunkelheit herniedersank. Die Umgebung wurde undeutlicher, und ein größerer Stein, auf den man vorher nicht geachtet hatte, schien plötzlich Leben zu bekommen und wurde beschossen.

Noch schöner war der Morgenanstand, wenn man, bevor der Morgen graute, schon auf dem Posten war. Diese Beobachtung der Natur bei ihrem Erwachen war herrlich, und nun beobachtete man das Wild, wie es vom Felde im Morgentau heimzog in den Wald. Hierbei konnte man gelegentlich das Trockenlaufen des Hasen⁶¹ beobachten, in der Ferne auch die Heimkehr der Rehe. Und wenn man auch nicht erfolgreich gewesen war – die Beobachtung des erwachenden Lebens war wundervoll.

Ich entsinne mich noch, wie ich als kleiner Junge zu Weihnachten ein Gewehr bekam, auf dem man Zündhütchen abknallen konnte. Ich machte reichlich Gebrauch davon und bekam dabei eine Reihe von kleinen Stückchen des explodierenden Zündhütchens ins Gesicht, die in die Haut eindringen. Es brauchte nur ein solches Stückchen ins Auge zu fliegen – und es konnte glatt zugrunde gehen. Wie oft habe ich späterhin derartige Folgen eines explodierenden Zündhütchens als Augenarzt gesehen. Aber ich sagte natürlich nichts davon, und so blieben die Splitter im Gesicht unbeobachtet. Später, als ich älter wurde, wurde ich schon mehr zu den regelrechten Jägern gerechnet und erregte sogar durch glückliche Treffer das Miss-

⁶⁰ Ein Piston. Teil eines Perkussionsschlusses, auf das das Zündhütchen gesetzt wird.

⁶¹ Nichts liebt ein Hase mehr, als nach einer kalten Nacht auf einem möglichst trockenen Weg den Morgentau abzustreifen.

behagen und die Eifersucht der Mitjagenden, da sie mich doch nicht recht für voll ansehen wollten. Als ich sogar auf der Jagd zwei Schnepfen schoss, mehr als die geübten Waidmänner, wurde ich geradezu beneidet. Auch meinen ersten Rehbock in Wendisch Mulsow auf dem Anstand am Teilholz wollte man mir nicht glauben, bis wir ihn dann per Wagen einholten. Mein erstes Rebhuhn schoss ich in Wendisch Mulsow am Mulsow'er Moor; es war selbstverständlich ein altes, da ich natürlich auf das größte hielt. Ich sehe dieses Volk noch heute in der Erinnerung aus einer Kuhle vor mir aufgehen.

Die Rebhühner-Jagden spielten ja überhaupt eine große Rolle und fanden meist in größerer Gesellschaft statt. Dass dabei keine Unglücke vorkamen, ist mir noch heute verwunderlich, zumal die Teilnehmer noch recht jugendlich waren. Man hörte wohl gelegentlich das Schrot um die Ohren sausen, und auch in den Kleidern verfiel sich hier und da ein Korn. Wenn es so den ganzen Tag von Feld zu Feld ging, so dachte man schließlich, nun könne es auch genug sein. Aber die passionierten Jäger ließen nicht nach, jedes einzelne Rebhuhn musste verfolgt werden, bis man schließlich todmüde war und mit großem Behagen nach der Krempiner⁶² Jagd im Krug „Zum Trocknen Hundekötel“ am Kamin einkehrte und es sich trotz des ominösen Namens gut schmecken ließ. Die Laune war bei solchen Jagden immer ausgezeichnet, und manch derber Witz flog durch die Luft.



Abb.23: Förster Homut in Klein Warin

⁶² Krempin, Ortsteil der Gemeinde Carinerland im Landkreis Rostock, Mecklenburg-Vorpommern.

Ein häufiger Jagdgenosse in Wendisch Mulsow war *Hans Steinhagen* aus Kirch Mulsow, der trotz seiner drei Zentner doch noch ein ganz beiniger Jäger und guter Schütze war. Später allerdings auf der Jagd in Moisall⁶³ fiel er uns rücklings in einen Graben und konnte trotz aller Anstrengung und bläulicher Verfärbung im Gesicht nicht wieder herauskommen, bis es uns schließlich mit großer Mühe gelang, ihn wiederaufzurichten. Er nahm dann auch weiter teil und stand später beim Jagd-essen seinen Mann. Ich habe selten so einen Esser und Trinker gesehen. Alt ist er auch nicht geworden. Aber dabei war er ein witziger, lustiger und liebenswürdiger Kumpan.

Es gab manche Teilnehmer an solchen Jagden, die weniger der Jagd wegen als vielmehr wegen des nachfolgenden Schüsseltreibens mitmachten, zum Teil auch erst zum letzteren erschienen. Gelegentlich stärkte man sich auch schon vor der Jagd gehörig, so dass es einem etwas vor den Augen flimmerte und der Kopf heiß war.

Fasan gab es in meiner Kindheit noch nicht. Erst später haben sich dieselben eingebürgert, und ihre Jagd hatte große Reize. Nur wenn sie quer vorüberstrichen, ging der Schuss meist hinten durch. Ein Fuchs war auf diesen Jagden auch relativ selten. Er wusste sich gewöhnlich rechtzeitig aus dem Staube zu machen.

Neben der Jagd übte auf uns Jungs die Fischerei von jeher eine große Anziehungskraft aus. Das Angeln im See und im Bach in der tiefen Wiese wurde mit wahrer Leidenschaft betrieben, wenn auch weniger mit regelmäßiger Methode; stundenlang stand man bis zum Leib im Wasser und kam wieder heraus, die Beine besetzt mit kleinen Blutegeln. Die Beute war gewöhnlich nicht groß, die Fische klein und die Mamsell wenig entzückt, wenn sie die kleinen Tiere noch braten sollte. Aber der geheimnisvolle Reiz für uns Jungs, wenn man das Floss⁶⁴ der Angel beobachtete und merkte, dass ein Fisch am Köder war, war unausbleiblich. Man dachte, es könnte ein großer sein. Man sah nicht, was sich unter der Wasseroberfläche abspielte, aber in der Regel waren es kleine Fische wie Plötze und Barsche. Und wenn wirklich mal ein größerer Fisch anbiss, so riss gewöhnlich die Schnur bei zu forschem Aufziehen.

Auch der Krebsfang im Bach in der tiefen Wiese ist mir in lebhafter Erinnerung. Halbe Tage haben wir nackt im Wasser gelegen und mit der Hand den Krebs aus den Löchern geholt. Da er gewöhnlich mit den Scheren vorn im Loch sitzt, wehrt er sich und kneift empfindlich zu, sodass die Hände voller Schrammen waren.

Großen Eindruck machte auch auf uns die Großfischerei auf dem Eise des Sees. Ich war Zeuge eines Brachsen⁶⁵-Fanges im Werte von einigen tausend Mark. Die zahlreichen Fischer waren gehobener Stimmung, und die Schnapsflasche kreiste

⁶³ Moisall, bei Bützow, Landkreis Rostock, Mecklenburg-Vorpommern. 1921 Allodialgut mit Moorhagen, 486,1 ha. Besitzer Walter Feyerabend. Aus: http://gutsanlagen.blogspot.com/2017/03/gutsbesitz-in-mecklenburg-vorpommern_76.html.

⁶⁴ Gemeint ist hier der „Schwimmer“ oder Pose, Zapfen beziehungsweise Tucke (norddeutsch), Schwimmkörper, zeigt über dem Wasser die Position des Köders unter Wasser an.

⁶⁵ Brachsen, Brasse. Familie der Karpfenfische.



Abb.24: Klein Wariner „Fischer“, Else, Hans, Kurt um 1908

unaufhörlich. Sie brauchten fast den ganzen Tag, um den Fang zu bergen. Der Brachsen lebt in großen Scharen, und hin und wieder gelingt es, eine solch große Herde zu fassen.

In bezug auf Liebhaberei der Fischerei waren wir erblich belastet. Mein Vater hatte eine große Passion für den Fischfang. Er hat zwei Karpfenteiche angelegt und mit wahrer Passion die Karpfenzucht betrieben, weniger rationell aber umso mehr mit Leidenschaft. Er selbst aß nie Fisch. Aber sein größtes Vergnügen war zur Zeit der Karpfentischerei, durch Ablassen der Teiche Gäste bei sich zu sehen und sie mit Karpfen zu traktieren. Er saß dann dabei und ermunterte sie zum Essen, und zwar mit großem Erfolg. *Onkel Schwabe* und *Gustav Napp* waren große Fischliebhaber, und wenn *Onkel Schwabe* sich schließlich genierte, noch mehr zu essen, so tröstete ihn mein Vater damit, dass er doch schlecht beißen und daher in der Zeiteinheit nicht viel beschaffen könne. Er äße nur scheinbar viel. „Ja, ick kann ok nich mihr biten“, sagte mein Onkel.

Auch alle Wasserlöcher auf dem Felde waren mit Karpfen besetzt und bildeten einen guten Vorwand, oft mit der Waade⁶⁶ zum Fischen auszuziehen, was natürlich großen Spaß machte. Man kann wohl sagen, er kannte fast jeden Karpfen in diesen Köchern, und wenn er welche gefangen hatte, so wanderten die meisten Fische gewöhnlich wieder ins Wasser zurück, um bald mal wieder fischen zu können. Der

⁶⁶ Waade, Wathe ist ein großes Fischnetz, das man beim Fischen in Seen und Teichen braucht.



Abb.25: *Der Neukloster See*

Fischereimeister war Bruhns mit seinen hohen Kremp-Stiefeln, seines Berufes Maurer, aber auch Fischereisachverständiger.

Jedenfalls führte die Fischereipassion auf den Wasserlöchern auf dem Felde dazu, dass sie gesäubert wurden und vor dem vollständigen Verkrauten bewahrt blieben, was sonst leicht eintrat, wie zum Beispiel in Wendisch Mulrow seitdem die Fischerei in den Hintergrund getreten war. Ein Wasserloch hat aber auch für das weidende Vieh eine erhebliche Bedeutung in den einzelnen Schlägen, und abgesehen von dem besseren Fischertrag ist auch in dieser Hinsicht ein gepflegtes Wasserloch von Bedeutung.

*Meine Mutter*⁶⁷ stammte aus Jörnstorff und war eine geborene *Schlüter*. Ihre Mutter, eine geborene *Newer*, war Angehörige einer bekannten Landmannsfamilie Mecklenburgs; sie waren drei Brüder und drei Schwestern, ein selbständiges bodenständiges Geschlecht.

Meine Mutter war eigentlich wenig über ihren Heimatort hinaus gekommen und hielt streng an Familientradition. Es lag darin begründet, dass sie neben der ihrigen andere Meinungen wenig gelten ließ und besonders von ihren Töchtern streng die Einhaltung ihrer Grundsätze forderte. Wir Söhne entwachsen später, als wir älter wurden, mehr und mehr diesen grundsätzlichen Anforderungen, was sie auch ge-

⁶⁷ Sophia Christina Amalie Schlüter, * Jörnstorff 5.10.1824, † Wismar 28.7.1907.

duldiger hinnahm als bei ihren Töchtern. Sie schüttelte wohl manchmal missbilligend den Kopf, wenn wir zum Beispiel nicht mehr so regelmäßige Kirchgänger wurden, wie sie selbst, aber sie nahm es schließlich als unabänderlich hin und ließ uns gewähren. Sie nahm leidenschaftlich unsere Partei Fremden gegenüber, und wehe dem, der uns etwas anhängen wollte. Ich erinnere mich noch lebhaft ihrer Entrüstung, als jemand einmal äußerte, die Uhthoffschen Jungen sähen sich so ähnlich, wie eine Mopsfamilie. Das hat sie ihm im Leben nicht vergessen. Und doch war wohl etwas Wahres daran; wenigstens bin ich später, wenn ich aus der Fremde heimkehrte, oft auf den Bahnhöfen für einen meiner Brüder angeredet worden. Sie war eigentlich der regierende Faktor im Hause und besaß bei uns großen Respekt. Aber, was sie geleistet hat bei der Aufzucht von neun Kindern, darunter sieben Söhnen, ist gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Besonders auch die Equipierung⁶⁸ von neun Kindern war das reine Kunststück, aber die regelmäßige Altersfolge brachte es mit sich, dass einer sehr schön von dem anderen erben konnte. Und doch merkten wir eigentlich wenig davon, wie knapp es mit den Mitteln bestellt war, weil nicht darüber gesprochen und geklagt wurde.

*Mein Vater*⁶⁹, der uns noch oft von seiner Jugend und seinen Eltern erzählte, entstammte einer kinderreichen Pastorenfamilie aus Lauenburg⁷⁰. Er war in bezug auf Charakter und Lebensauffassung das ungefähre Gegenteil meiner Mutter, und doch sind beide Menschen in glücklicher Weise durchs Leben gegangen. Er war Optimist, war heiteren Gemütes und besaß einen köstlichen Humor.

Er war in der Nähe von Jörnsdorf Gutsinspektor und lernte so meine Mutter kennen. Er hat während des Brautstandes, glaube ich, nur einen einzigen Brief geschrieben, in dem stand, dass er kommen werde. Sonst stellte er sich regelmäßig auf seinem Fuchs bei seiner Braut ohne vorherige Korrespondenz ein.



Abb.26: Meine Mutter



Abb.27: Mein Vater

⁶⁸ Equipierung, aus dem Französischen: Ausstattung, Ausrüstung, militärisch für Uniformierung.

⁶⁹ Gorg August Friedrich Uhthoff, * Lauenburg 28.10.1817, † Wismar 7.9.1899, Staats-Domänen-Pächter.

⁷⁰ Lauenburg/Elbe.

Nach der Verheiratung übernahmen meine Eltern die Pachtung Petersdorf⁷¹ bei Rostock, wo meine beiden ältesten Geschwister geboren wurden (*Hermann* und *Marie*). Der Dritte (*August*⁷²) wurde während der Übersiedlung nach Klein Warin in Wendisch Mulsow geboren, und ich eröffnete dann die Serie in Klein Warin. Uns folgten *Fritz*, *Heinrich*, *Ina*, *Gustav* und *Carl*!

Der Kindtaufe der jüngsten Geschwister erinnere ich mich noch zum Teil als besonders festliche Gelegenheiten, bei der wir nicht immer die nötige Feierlichkeit wahrten. Mein Vater war für uns Kinder sozusagen ein guter Kamerad. Er hatte es gern, wenn man ihn begleitete, lief mit uns Schlittschuh, schwamm mit uns im See und machte Dauerlauf und Schlittenfahrten. Er zog sich mit uns um die Wette an, suchte unseren Ehrgeiz in Fixigkeit anzuspornen und hielt streng auf Wahrhaftigkeit.

Aber wenn man sich die Sache genauer überlegte, so erreichte er die Schnelligkeit durch provisorisches Fortlassen verschiedener Toilettenaktionen wie Zähneputzen, gründliches Waschen, Rasieren, die dann erst später nachgeholt wurden. Ging es in der Wirtschaft nicht nach Wunsch, so brach doch oft sein Optimismus durch. Wie oft erinnere ich mich, wenn die Wintersaaten ausgewintert waren, dass er mir klarmachte, wie alles wieder zuwachsen würde, indem die einzelnen übriggebliebenen Pflanzen sich verzweigten. Von künstlichem Dünger hielt man damals noch nicht viel. Die Hauptsache aber war, dass das Geld fehlte, um ihn zu kaufen, und deshalb nützte es auch nichts.

Das Barometer als Wetterprophet wollte er lange nicht gelten lassen. Als er aber in Besitz eines solchen kam, war er der eifrigste Anhänger dieses Instrumentes. Wenn das Getreide nun schlecht stand, wegen ungünstiger Wetterverhältnisse, tröstete er sich damit, dass es beim Nachbarn ebenso schlecht, womöglich noch schlechter stand und rechnete doch mehr heraus, als der Wirklichkeit entsprach. Der leichtere Sandboden von Klein Warin enttäuschte bei trockener Witterung auch oft sehr. Ich entsinne mich noch, wie einmal ein solcher dünnbestandener Sandschlag total verhagelte. Er wurde auf 15000 Mark Schadenersatz taxiert (Hagelversicherung auf Gegenseitigkeit). Die Taxanten und Nachbarn waren meinem Vater sehr wohlgesinnt, und so wurde dieser Hagelschlag ein glänzendes Geschäft, das der Not der Zeit sehr zustatten kam. Mein Vater war bei seinen Nachbarn wegen seines geselligen Geschicks und seines Humors allgemein beliebt, was auch uns zustatten kam, indem wir mitgenommen und traktiert wurden. Sein intimster Freund war der alte *Herr Richter* in Neukloster, der das Gut gepachtet hatte und in einem alten, romantischen Klostergebäude wohnte, mit meterdicken Mauern und Fensterbänken, Kellern, Verließen und Bodenräumen, die einen ganz besonderen Reiz auf uns ausübten. Dazu zwei schöne Gärten mit Obstbäumen und einem Weinspazier, wo wir *in corpore* einhauen konnten.

⁷¹ Ehemalige Gemeinde Petersdorf, in die Stadt Rostock eingegliedert.

⁷² Georg August Friedrich Uhthoff, Großvater von Hans K. Uhthoff/Ottawa.

Zwei meiner jüngeren Brüder reisten mit schönen, weißen Hosen zu einem solchen Weintraubenfest, beide mit dem Erfolge, dass ihnen ein Unglück passierte und die weißen Hosen sich gelb färbten. Wie oft hatte der alte *Richter* meinem Vater Mut gemacht, wenn die Ernte nicht gut war und etwas schiefging. Und auch für uns hatte er viel übrig. Mit meinem jüngsten kleinen Bruder, der sehr schlagfertig war, wollte er einen Kaninchenhandel abschließen unter der Bedingung, dass der Kleine ihm das Kaninchen im Trabe vorführte. „Ach“, sagte der Kleine, „so god as Du löpt he noch allemol!“

Er war früher Theologe gewesen, hatte auch schon gepredigt, aber bei einer Leichenrede auf der Hausdiele bei einem Bauern hatte ihm ein Huhn sein Konzept beschmutzt. Er hatte dann die Theologie aufgesteckt und war Landmann geworden. Seinen beiden Söhnen – wahre Riesen –, *Franz* und *Heinrich*, war offenbar die Erziehung in dem kleinen Städtchen mit den Straßenspielen nicht gut bekommen. Sie verbummelten später alle beide, obwohl sie unsere besten, wenn auch ältere Freunde waren.

Auch die Familie *Köster* (Verwandte meiner Mutter) in Kleekamp⁷³ war mit unseren Eltern sehr befreundet, und auch ihnen verdanken wir viele schöne Jugenderinnerungen, von den Fahrten zum Kirschen- und Obstessen bis später zu den Jagdfahrten. Hier durfte alles Wild geschossen werden, da Kleekamp eigener Besitz war. Die drei Töchter, entfernte Kusinen von mir, habe ich noch sehr in Erinnerung. *Tante Köster* mit ihren drei hübschen Töchtern waren vielumworbene Schönheiten, aber etwas älter als wir. Zwei von ihnen sind noch am Leben. Der Sohn, *Heinrich Köster*, war uns auch ein guter Kumpan, war aber Junggeselle geblieben und hatte erst selbst eine Pachtung, die er aber später wieder aufgab. Er gehörte auch zu den ländlichen Junggesellen, die schließlich etwas verbummelten bei viel Tabak und Getränken.



Abb.28: Das Klostergebäude in Neukloster

⁷³ Kleekamp liegt südlich von Wismar, nordöstlich des Schweriner Außensees.

Mein Vater kam mit seinen Nachbarn und anderen Freunden oft zusammen, und die Quintessenz war die Kartenpartie (L'Hombre). Sie spielten nicht hoch, aber dafür mit großer Passion und immer in dichte Tabakwolken gehüllt. Auch der weibliche Teil der Familie spielte gelegentlich gleichzeitig seine Whist⁷⁴-Partie.

Mit den Wariner Beamten geriet mein Vater wohl gelegentlich in Konflikt, besonders mit Amtsverwalter *Martinsen*. Mit anderen war er aber auch ein guter Freund, wie zum Beispiel Landrat *Krüger*. Er konnte den scharfen Beamtenton nicht leiden. Mit dem Schulmeister in Rheinsdorf⁷⁵ lebte er ziemlich unausgesetzt auf dem Kriegsfuß, wie das überhaupt in Mecklenburg der Fall war. Die Güter hatten oft die Verpflichtung, die Ackerarbeiten des Schulmeisters mit zu besorgen, und wenn die Arbeit am meisten drängte, kam natürlich auch der Schulmeister und verlangte die Verrichtung seiner Feldarbeit. Im übrigen war der Schulmeister kein Held, und viel lernten die Dorfkinder nicht bei ihm. Sie wurden auch zu allerhand Privatarbeiten für den Schulmeister herangezogen; sie kamen von der Fibel zum Katechismus, dann zum Gesangbuch und schließlich zur Bibel, und damit war ihr Bildungsgang mit dem 14. Lebensjahr beendet, und nach dem Konfirmanden-Unterricht erfolgte dann die Einsegnung. Und damit begann ihre Laufbahn als Hofjunge, Küken-Mädchen und so weiter.

So gingen dann im regelmäßigen Turnus die Jahre dahin. Saure Wochen, frohe Feste⁷⁶, aber auch viel Sorgen für die Eltern mit ihren neun Kindern. Aber von diesen Sorgen habe ich eigentlich bis zum Ende meines Studiums nicht viel gespürt, bis sich dann das Blatt wandte, als ich meine Assistentenzeit antrat, die schon während meines Staatsexamens begann. Nun kam allmählich die Reihe an uns, die Eltern und die alte Heimat zu unterstützen, und es gehört zur größten Genugtuung meines Lebens, dass ich hier an erster Stelle mitwirken konnte.

So verschiedene Charaktere meine Eltern waren, so glücklich muss ihr Zusammenleben gewesen sein. Meine Mutter führte das Regiment, und das war auch berechtigt, da sie das Leben und die Sorgen viel ernster nahm, als mein Vater mit seinem Optimismus. Zu ihrem Leidwesen gewährte ihr mein Vater wenig Einblick in die finanziellen Verhältnisse, und erst, als mein Vater im späteren Leben schwer krank war, gewannen wir Einblick in seine Papiere und in seinen Schreibtisch, der dann gerade kein erfreuliches Bild entrollte. Es gab uns Anlass, Ordnung zu schaffen, indem wir alle mit besten Kräften mitwirkten. Und später war mein Vater froh, dass alles so gekommen war.

Wie oft hörten wir von unserem Vater: „Ja, Mutter, Du musst mir immer widersprechen, das ist nun so der Geist des Widerspruchs⁷⁷ in Dir,“ und trotzdem

⁷⁴ Whist, Kartenspiel für vier Personen, aus dem das Bridge-Spiel hervorgegangen ist.

⁷⁵ Rheinsdorf, heute Reinstorf, westl. v. Neukloster, nördlich des großen Wariner Sees. Hof 6 und 8 (Domäne) 109,8 ha. 1921 Pächter Albert Jarchow. Aus: http://gutsanlagen.blogspot.com/2017/03/gutsbesitz-in-mecklenburg-vorpommern_76.html.

⁷⁶ Aus: Der Schatzgräber, Ballade von Johann Wolfgang von Goethe, geschrieben im Mai 1797; Erstdruck in Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1798.

⁷⁷ Goethe, J.W.: Autobiographische Schriften I. Dichtung und Wahrheit. Zweiter Teil. 8. Buch. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. S. 350 (30). C.H.Beck, München. Elfte, durchgesehene Auflage, 1989.

lebten sie in guter Harmonie und konnten nicht ohne einander auskommen, und schließlich war es ihnen und uns vergönnt, das seltene Fest der Goldenen Hochzeit mit allem Pomp im Kreise ihrer neun Kinder und Enkel zu begehen, auf der sie noch unter lautem Beifall einen langsamen Walzer tanzen mussten. Aus einem silbernen Becher tranken wir neun Kinder ihnen zu. Derselbe Becher ist noch heute in meinem Besitz.

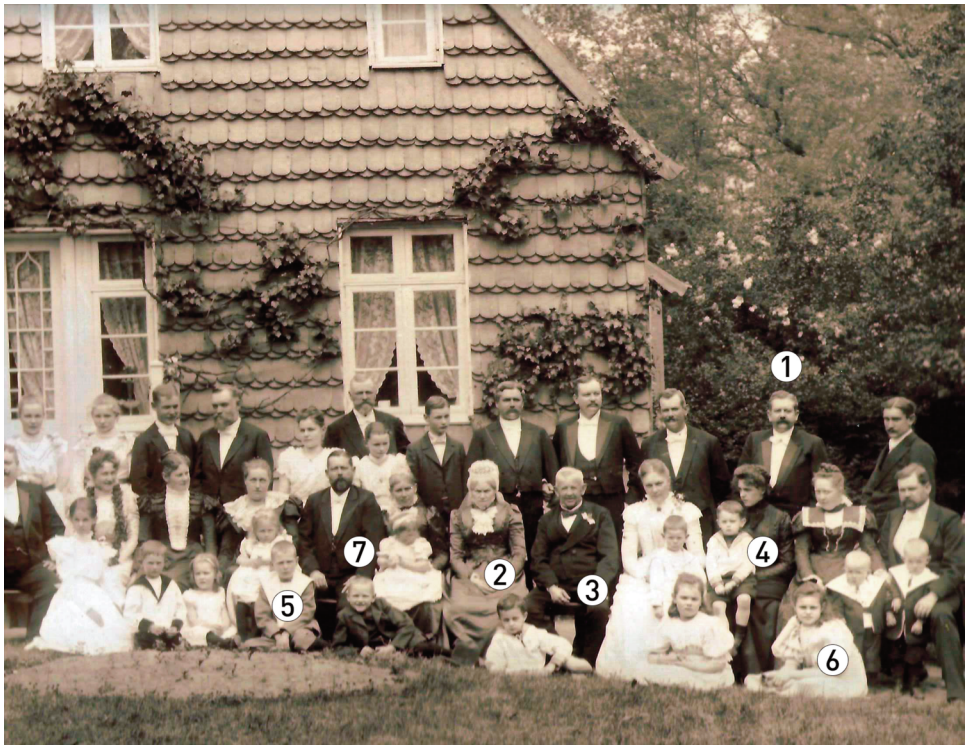


Abb.29: Goldene Hochzeit der Eltern von Wilhelm Uhthoff am 3.6.1899 in Klein Warin⁷⁸

Hintere Reihe:

Grete Uhthoff, Ina Uhthoff, Richard Uhthoff, Karl Schlüter, Else Uhthoff, G.Napp, S. Napp, Gustav Uhthoff, Heinrich Uhthoff, Hermann Uhthoff, Hermann Uhthoff, **Wilhelm Uhthoff (1)**, Gustav Uhthoff (Klein Woltersdorf).

Mittlere Reihe:

Fritz Uhthoff (vielleicht nicht auf dem Bild) Alma Uhthoff, Ina Uhthoff (geb. Schlüter) Frida Uhthoff, **Georg August Friedrich Uhthoff (7)**⁷⁹ (Kl. Woltersdorf), Marie Uhthoff (Napp), **Sophia Uhthoff (2)**, **August Uhthoff (3)**, Elisabeth Uhthoff, **Louise Uhthoff mit Sohn Hans (4)**, Martha Uhthoff, Karl Uhthoff. Anwing (?) Karl August, Hanna (Even) Heinrich Napp, Kurt Uhthoff (Breslau), Hans Jürgen, Hans Uhthoff, Karl Uhthoff. **Carl-August Uhthoff (5)**⁸⁰ Annemarie, **Else Uhthoff (verh. Ladenburg) (6)**, Bertha Uhthoff, Ischa Napp.

⁷⁸ Das Foto dankenswerterweise überlassen per E-Mail von Hans K. Uhthoff/Ottawa am 14.9.2018.

⁷⁹ Großvater von Hans K. Uhthoff/Ottawa.

⁸⁰ Carl-August Hermann Markus Uhthoff, später Augenarzt in Limburg a. d. Lahn, Vater von Hans K. Uhthoff/Ottawa.

Nachdem meine Eltern Klein Warin meinem zweitjüngsten Bruder⁸¹ zur Bewirtschaftung übergeben hatten, zogen sie nach Wismar, wo sie die späteren Jahre ihres Lebens friedlich verbrachten. Ihre Kinder und Enkel aus der Umgebung (Klein Warin, Klein Woltersdorf, Neuendorf⁸²) waren oft bei ihnen zu Besuch, sodass sie nicht einsam waren. Sie spielten regelmäßig ihre Kartenpartien zusammen, wobei mein Vater sehr bedacht sein musste, dass meine Mutter nicht verlor, dann nämlich wurde sie sehr ungeduldig, auch wenn es nur um Pfennige ging.

Der Krieg 1870/71⁸³ war das einzige Mal, dass sie ihren ältesten Sohn, *Hermann*, hergaben, und das war auch das einzige Mal, dass ich meine Mutter in Tränen aufgelöst sah. Er wurde damals bei Orléans am Arm schwer verwundet, kam aber schließlich doch trotz Pyämie durch und kehrte in die Heimat zurück. Die Ereignisse dieses Krieges sind mir noch lebhaft in Erinnerung. Wenn wir als Schüler Siegesfeiern veranstalteten, so stürmten doch auch so viele andere Eindrücke auf uns ein (die Ankunft der französischen Gefangenen, Zusammenziehung von Truppen in Wismar zum Küstenschutz gegen französische Kriegsschiffe, Schutz gegen dänische Angriffe und so weiter). Aber was war dieser Krieg gegen den Weltkrieg? Auch den Feldzug 1864 gegen Dänemark⁸⁴ und 1866 gegen Österreich⁸⁵ habe ich noch lebhaft in Erinnerung und sehe die Illustrationen in den Blättern im Geiste noch vor mir (Übergang über die Elbe, Erstürmung der Düppeler⁸⁶ Schanzen, Schlacht bei Königgrätz⁸⁷ und so weiter). Es war die Zeit des mächtigen Aufstrebens Preußens, die Zeit des Norddeutschen Bundes und so weiter. Auch vom Krimkrieg⁸⁸ hörte ich als kleiner Junge viel reden, wenn wir auch weit vom Schuss waren.

Meine Eltern lebten bis zu ihrem Tode friedlich in Wismar dahin. Ein langsamer Spaziergang auf den Wallanlagen war die tägliche Gewohnheit meines Vaters. Als er selbst schon ein hoher Siebziger war, hatte er als regelmäßigen Begleiter einen alten Jugendfreund, den alten *Lüttmann*, einen Achtziger, der ihn immer noch mit „Min Jung“ anredete. Zu ihren alten Bekannten gehörte auch der alte Kommerzienrat *Thormann*, ein Getreidegroßhändler, der den Kornhandel fast allein in

⁸¹ Klein Woltersdorf bei Wismar. Landgut der Stadt Wismar, 348,2 ha. 1921 Pächter: Georg August Friedrich Uhthoff, Großvater von Hans K. Uhthoff, Ottawa.

⁸² Es gibt allein 17 Orte Neuendorf in Mecklenburg-Vorpommern.

⁸³ Deutsch-Französischer Krieg 1870/71.

⁸⁴ Militärischer Konflikt zwischen Deutschland und Österreich gegen Dänemark um die Herzogtümer Schleswig und Holstein, insbesondere die nationale Zugehörigkeit des Herzogtums Schleswig vom 1.2.-30.10.1864.

⁸⁵ Der Preußisch-Österreichische Krieg von 1866 war eine kriegerische Auseinandersetzung des Deutschen Bundes unter Führung Österreichs mit Sachsen einerseits und Preußens andererseits in der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz /Hradec Králové/Tschechien am 3.7.1866. Sogenannter 2. deutscher Einigungskrieg.

⁸⁶ Die Düppeler Schanzen (dänisch: *Dybbøl skanser*) waren eine dänische Wehranlage bei Düppel in Südjütland. Hier entschied sich der deutsch-dänische Krieg. Nach fast fünfwöchiger Belagerung wurden die zehn Schanzen am 18. April 1864 von den Preußen unter Prinz Friedrich Karl erstürmt.

⁸⁷ Vgl.: Fußnote 85.

⁸⁸ Krieg zwischen Osmanischem Reich, Frankreich, Vereinigtem Königreich, Sardinien gegen Russland 1853-1856 um die Vorherrschaft auf der Krim, dem Schwarzen Meer, dem Balkan.

den Händen hatte, und den Typus des Großkaufmanns einer alten Hansestadt repräsentierte. Er war streng reell, und die meisten Kaufleute und Landleute standen bei ihm in der Kreide. Wie oft hat er durch Vorschüsse aus der Not geholfen, aber er verlangte auch unbedingte Reellität, und war ihm einmal schlechte Ware für gute geliefert worden – mit dem hat er nie wieder ein Geschäft gemacht. Den Preis setzte er fest; gehandelt wurde nicht. Sein Zufuhrgebiet streckte sich weit in das Land hinein, und da auch der Bahnverkehr noch nicht oder nur wenig existierte, so waren die typischen Erscheinungen in den Straßen Wismars die vierspännigen Kornwagen, die von allen Seiten und Gütern das Getreide brachten. Ich erinnere mich noch lebhaft der Ausreise dieser Kornwagen, die schon im Herbst und Winter um drei Uhr morgens erfolgen musste, wenn der Weg weit war, wie von Wendisch Mulsov aus. Spätabends kehrten sie heim. Noch in früheren Zeiten wurden sie vom Inspektor zu Pferde begleitet, der die harten Silbertaler zurückbrachte in einer großen ledernen Geldkatze, die um den Leib geschnallt wurde. Wir haben als Kinder mit dieser gürtelförmigen Ledertasche noch oft gespielt. Ein solcher Geldtransport mit dem harten Silbergeld war beim Reiten nicht immer sehr bequem. Meine Mutter erzählte uns, wie sie als junges Mädchen mit ihrem ältesten Bruder, als er Schlakendorf übernahm, dreitausend Silbertaler nach dem neuen Wohnsitz zur Anzahlung mitbringen musste. Es war eine Wagenfahrt von zwölf Stunden, und die sogenannte Wagenlade war bis zum Rand mit diesem Geld gefüllt. Als sie unterwegs übernachteten mussten, wurde das Geld besonders bewacht.

Eine solche Wagenfahrt nach Schlakendorf von zwölf Stunden habe ich auch als kleiner Junge mit meinen Eltern und Geschwistern mitgemacht. Am Tage zuvor wurden schon Pferde vorausgeschickt, im Krug wurde zu Mittag gegessen, und es gab Pfannkuchen. Unterwegs überraschte uns ein mächtiges Gewitter, wobei die Pferde scheuten. Diese Einzelheiten sind mir noch in lebhafter Erinnerung geblieben – und dann die Ankunft in Schlakendorf vor dem großen Hause und der Empfang der Gäste. Kindtaufen, Geburtstage und Hochzeiten waren meist der Anlass zu solchen Familientreffen. In Schlakendorf holte bei einer solchen Gelegenheit ein Habicht eine Taube. Die Onkels stürzten mit einer Flinte heraus, um dem Räuber eins zu versetzen; der war natürlich schon fort, wie das gewöhnlich zu sein pflegt. *Onkel Karl*, missvergnügt ob dieses Misserfolges, forderte seinen Bruder *Onkel Fritz* auf, seinen Zylinder in die Höhe zu werfen, um wenigstens diesem einen Schuss beizubringen. *Onkel Fritz* weigerte sich, es wäre doch schade, einen neuen Zylinder zu ruinieren, aber Onkel Karl ließ nicht nach mit seiner Forderung, und schließlich wurde der Zylinder in die Luft geworfen und durch einen wohlgezielten Schuss tödlich getroffen. „Mittendurch“, rief Onkel Karl, worauf der andere erwiderte: „Dat wir Din Hot!“ Sie hatten die Hüte verwechselt. Leidenschaftlich warf nun der Schütze seinen Hut in die Luft und schoss danach. Der Schuss ging fehl, und so blieb es beim Verlust des eigenen Zylinders.

In Schlakendorf wurde von uns unter Anleitung der Vettern oft viel Unfug getrieben. Ein großer Stall mit einer Unzahl von Kaninchen ist mir noch sehr in Erinnerung geblieben. Wie oft bin ich noch in Schlakendorf gewesen in heiteren und



Abb.30: *Das Gutshaus in Schlakendorf*

trüben Stunden. Mein Schwager ist längst tot; aber meine Schwester führt dort noch ihr segensreiches Regiment, und ich verlebte dort im Sommer gewöhnlich einige schöne, friedliche Wochen.

Die alten Vettern und Kusinen sind zum Teil nicht mehr, aber neues Leben in Form eines kleinen Enkels meiner Schwester ist dort eingekehrt. Auf einundzwanzig Jahre hat meine Schwester das Gut wiedergepachtet. Es ist ein altes, großes, herrschaftliches Haus mit großem Garten und alten Bäumen. Ein verfallener Kegelpavillon zeugt noch von vergangener Pracht. Früher soll dort *Graf Hahn*⁸⁹ arg gefeiert und Theater gespielt haben.

Das Feld ist schwer zu bestellen, die Wiesenflächen übergroß, Pacht und Steuern sind hoch, aber wir hoffen jetzt, dass es unter rationeller Bewirtschaftung meiner Schwester und ihres Schwiegersohnes weiter florieren wird.

Die Neuverpachtung ist immer für den Pächter ein fundamentales Ereignis und eine sehr aufregende Zeit für die Familie. Jetzt ist es hauptsächlich ein Kuhhandel mit der Regierung, wo von beiden Seiten versucht wird, möglichst günstig abzuschneiden. Wenn die Ernte gut ist, das Wetter günstig, wenn sonst kein Unglück passiert, muss es ja am Ende gehen. Aber wenn nicht, dann hat die Rechnung nicht gestimmt. Bei einem großen Gut handelt es sich doch um gewaltige Aus- und Einnahmeposten, und so kann doch die Vorausberechnung fehlgehen. Ich erinnere mich noch der Neuverpachtung von Klein Warin sehr lebhaft. Die Verpachtungen

⁸⁹ Grafen von Hahn, mecklenburgisches, später auch baltisches Uradelsgeschlecht seit 1230. Seit 1337 in Basedow ansässig. Die Familie zählte zu den größten Gutsbesitzern Mecklenburgs. Sehr bekannt war der sog. „Theatergraf“ Karl Graf von Hahn (1782-1857), der durch seine Leidenschaft Schloss und Gut Remplin verspielte.

waren damals durchweg auf Terminen meistbietend. Schon vor Ablauf der Pachtzeit erschienen die Reflektanten und besahen das Feld. Sie wurden dann möglichst auf die schlechtesten Partien des Ackers dirigiert, und ich entsinne mich noch eines solchen Reflektanten, der scheinbar Geld hatte, und den man auf einen solchen Sandschlag führte. Er stocherte mit dem Stock in der Erde herum und äußerte, es sei vorzüglicher Boden. Er verstand jedenfalls nichts von der Sache, aber er brauchte nur über Wert zu bieten, und das Unglück der Auspachtung war geschehen. Kam nun der verhängnisvolle Tag des Termins der Neuverpachtung, so reiste mein Vater schweren Herzens in Begleitung guter Freunde und Nachbarn auf den Schauplatz, und das Bieten begann. Die Freunde boten alle Überredungskunst auf, um die Reflektanten am Höherbieten zu hindern. „De Mann hett ja tein Kinner, denn können se doch unmöglich utpachten!“



Abb.31: Ina Schlüter, geb. Uhthoff

Heinrich Richter erzählte mir später: „De een böt immer noch weiter, dor hem wi ehm toletzt dat Mul tohollen und em awdrängt“. Und so bekam mein Vater Klein Warin wieder. – Die Aufregung und die Freude, wenn alles vorüber war! Es ist eigentlich eine solche Neuverpachtung nach Höchstangebot ein grausamer Akt, und der, der den alten Pächter überbot, wurde oft nicht glücklich davon, da er die tatsächlichen Chancen nicht kannte und später an einer zu hohen Pacht zugrunde ging. Wenn wir als Kinder auch noch zu jung waren, um die ganze Tragweite einer solchen Neuverpachtung zu übersehen, so fühlten wir doch die enorme Erregung der Eltern mit und ebenso die Erleichterung und das Aufatmen, wenn alles vorüber war. Die ganze Verwandtschaft nahm natürlich intensivsten Anteil an diesem Geschick.

Die Güter Klein Warin, Wendisch Mulsow, Jörnsdorf und Schlakendorf sind bisher Jahrzehnte in der Familie geblieben, und so ist auch uns die alte Heimat nicht verlorengegangen, und besonders haben meine Frau und die Kinder viele glückliche Stunden und Wochen in Klein Warin verlebt, an die ich noch oft mit großer Dankbarkeit zurückdenke.



Abb.32: Umgebung von Neukloster, Mecklenburg-Vorpommern.

1 = Klein Warin; 2 = Reinsdorf; 3 = Klein Mulsow; 4 = Kleekamp; 5 = Jörnndorf

1.2 Studien-und Assistentenzeit

Als ich im Jahre 1873 den befreienden Schritt über die Schwelle des Alten Gymnasiums zu Wismar nach bestandem Abiturienten-Examen tat, fühlte ich mich fast so frei und leicht im Leben, wie wohl niemals vorher und nachher. Aber welchen Beruf nun ergreifen? Ich ging sie alle in Gedanken durch und hatte überall meine Bedenken, nur das Medizinstudium war am wenigsten mit Bedenken belastet, und so wählte ich es. Und nun welche Universität? Ich wollte nun einmal recht weit in die Welt hinaus, sah auf der Landkarte nach und wählte Tübingen, das mir übrigens sehr vom Präpositus⁹⁰ *Stahlberg* in Neukloster empfohlen wurde. Und so nahm ich frischen Mutes Abschied vom Elternhaus. Die erste Station machte ich in Lauenburg, der Geburtsstadt meines Vaters, wo mein Onkel Sanitätsrat *Franzen* wohnte, der mit der jüngsten Schwester meines Vaters (*Tante Minna*) verheiratet war. Er war der richtige, selbstsichere Sanitätsrat und Arzt, der mich als künftigen Kollegen freundlich aufnahm und mich sogar mit auf die Praxis nahm. Er punktierte einem alten Schiffer einen schweren Abszess. Der Patient musste sich auf den Bettrand setzen, und eine unglaubliche Menge Flüssigkeit wurde abgelassen.

Der Sanitätsrat hatte eine große Kinderschar und offenbar seine liebe Not, sie mit seiner Praxis durchzubringen. Trotzdem liebte er die große Geste und soll auch gegen seine Patienten sehr generös gewesen sein, vielleicht mehr, als es seiner Familie guttat. Er war wohl etwas Haustyrann und meiner *Tante Minna* gegenüber ziemlich selbstherrlich und kurz angebunden. Meiner Mutter gefiel diese Selbstherrlichkeit nicht, und sie sagte ihm auch offen ihre Meinung, wenn er bei uns zu Besuch war. Auch hier fühlte sie sich instinktiv berufen, an dem Onkel etwas Vergeltung zu üben für das, was er sich meiner Tante gegenüber zuschulden kommen ließ. Wir alle hatten die liebenswürdige Art und Güte von *Tante Minna* sehr gern. Als junges Mädchen war sie längere Zeit im elterlichen Haus gewesen.

Ich reiste dann weiter und machte gleich hinter der Elbe wieder Station in Lüneburg bei Verwandten meines Vaters, dem würdigen alten Herrn *Dempfwolff* (Vetter des Vaters), der mich ebenfalls sehr freundlich aufnahm; beschenkt mit einhundert Zigarren, von *Onkel Franzen* hatte ich dreihundert bekommen, ging es weiter über Hannover, Kassel, Frankfurt, Stuttgart, Tübingen. Es war ein trüber, regnerischer Tag, als ich dort abends eintraf. Der Bahnhof lag vor der Stadt, und ich wanderte durch den Dreck zum ersten Gasthaus, dem „*Goldenen Ochsen*“⁹¹, wo ich mich einquartierte. Einige Studenten saßen beim Skat, sonst war das Lokal leer.

⁹⁰ Präpositus, auch Probst: Titel in der Organisation der christlichen Kirchen.

⁹¹ Hotel zum Goldenen Ochsen in der Karlstraße 5, Ecke Friedrichstraße. Das Gebäude wurde in den 1970 Jahren abgerissen. An der Stelle steht seit 1976 das Modehaus Zinser. Aus: www.tuepedia/wiki/Hotel_zum_Goldenen_Ochsen. Hier Abbildung. Aufgerufen am 24.8.2018, 10:30 Uhr.

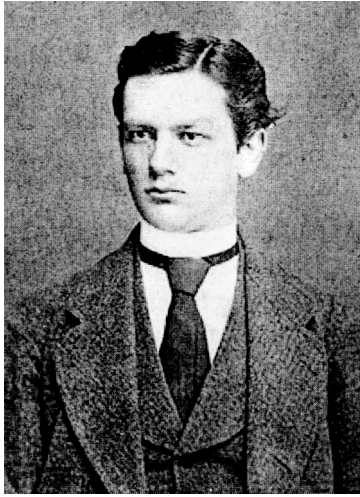


Abb.33: Wilhelm Uhthoff als Student

Als ich auf der Reise nach Tübingen morgens früh erwachte, fuhr ich durch Marburg, dessen hübsche Lage am Berge, aufgebaut wie aus einer Spielzeugschachtel, mir immer unvergesslich geblieben ist. Ich hatte damals noch keine Ahnung, dass es mir einmal beschieden sein sollte, sechs glückliche Jahre mit meiner jungen Frau dort als Professor zu verleben.

Als ich am ersten Morgen in Tübingen im „Goldenen Ochsen“ erwachte, sang unten im Hof die Kurrende⁹², was mich wohl etwas melancholisch stimmte, zumal es trübe und regnerisch war. Überdies hatte ich keinen einzigen Bekannten, und so schweiften doch die Gedanken in die Heimat zurück. Aber ich hatte es ja selbst so gewollt, und nun hieß es vorwärts, Wohnung suchen und Vorlesungen

belegen. In der ersten Wohnung blieb ich nicht lange wegen Wanzen und zog dann in eine Weinwirtschaft bei Bäcker *Riess*; man nannte ihn „Arsch Gottlieb“, weil er hinkte und dabei das Hinterteil herauschob. Er hatte drei Töchter, die selbst bedienten und sehr ordentlich waren. Wenn mir eine auf der Treppe begegnete und mir das landesübliche „Grüß Gott“ zurief, so verstand ich es anfangs nicht und fragte: „Was denn?“ Bis ich bald Sprache und Gewohnheiten begriff.

Allmählich lernte ich andere Studenten kennen, darunter mehrere Mecklenburger (*Ahlers, Priess, Raddatz*) und einige Rheinländer (*Dietz, Mara* und andere mehr). Es begann nun das reine Kneipleben, und hauptsächlich waren wir in der *Betzei*⁹³ am Neckar, wo die beiden Töchter *Nannerl* und *Mariete* bedienten. Es war ein kleines, tüchtig verräuchertes Lokal. Abends wurde Bier getrunken, was ich anfangs nicht recht vertrug, da ich auf dem Gymnasium noch keine Bierstudien betrieben hatte. Auf dem Heimwege oder zu Hause kam es nicht selten zu Explosionen, und das Gefühl, als ob sich das Bett mit mir drehte, kehrte häufiger wieder. Dazu wurde auch tüchtig geraucht, und diese beiden Umstände summierten sich zu solchen Effekten. Man hörte Wunderdinge, was ein Fuchs beim Korps oder anderen Verbindungen saufen musste (bis zwanzig Glas Bier am Abend), und dem fühlte ich mich doch nicht gewachsen und vermied, in eine Verbindung einzutreten trotz wiederholter Einladungen. Wenn ich so an dieses damalige Biertrinken, Rauchen und so weiter denke, so muss ich schon sagen, die Biersitten haben viel Unheil angerichtet und manche Gesundheit ruiniert.

⁹² Eine Kurrende (lat.: *currere* = ‚laufen‘, also ‚Laufchor‘) war ursprünglich ein aus bedürftigen Schülern bestehender Chor an protestantischen Schulen, der unter Leitung eines älteren Schülers (des Präfekten) von Haus zu Haus zog oder bei Festen (zum Beispiel Hochzeiten, Beerdigungen) und Ähnlichem für Geld sang. Die Bindung zur evangelischen Kirche erfolgte in der Reformationszeit.

⁹³ Die Betzei war ein nach ihrem Wirt, dem Brauer Betz, benanntes Studentenlokal in Tübingen. Sie lag am Neckar neben dem Hölderlinturm in der Bursagasse 4. Dort traf sich auch das Corps Rhenania in der Zeit von 1867-1886. Eine Abbildung findet sich unter: www.tuepedia.de/wiki/Betzei

Aber frei waren wir in unserem Kreis in der *Betzei* nicht von solchen Untugenden, und ich erinnere mich noch an einen „Drei doppelte Bierjungen“, den der Theologe *Pries* und *Raddatz*, beide Rostocker, ausfachten, wobei der letztere wie eine Leiche nach dem dritten Glas unter den Tisch fiel und *Pries* mit aufgeblasenen Backen noch gerade zur Tür herauskam, bevor es explodierte. Das waren gute Witze und forsche Taten.

Auch das Tabakrauchen wurde übertrieben und war der Gesundheit wenig zuträglich. Als Sekundaner in Wismar hatte ich es in einem verborgenen Garten mit Mühe und Not unter kaltem Schweiß auf der Stirn gelernt. Aber es gehörte mit zum Studenten. Mein Bruder *Hermann* hatte mir eine lange Studentenf Pfeife geschenkt, die meine eigene Länge überragte. Aber ich war ihr auf Dauer nicht gewachsen und habe einen anderen damit glücklich gemacht. Das Trinken und Rauchen hat die Gesundheit manches deutschen Studenten auf dem Gewissen, und dass hier allmählich ein Wandel eingetreten ist, ist ein wahrer Segen. Die Sportbewegungen unter den Studenten begrüße ich mit großer Genugtuung. Einen aufgeschwemmten Bierstudenten kann jeder sportgeübte Studierende ohne weiteres über den Haufen rennen, und die Zeiten, wo verbummelte Studenten und Säufer einen Nimbus hatten, sind Gott sei Dank vorbei.

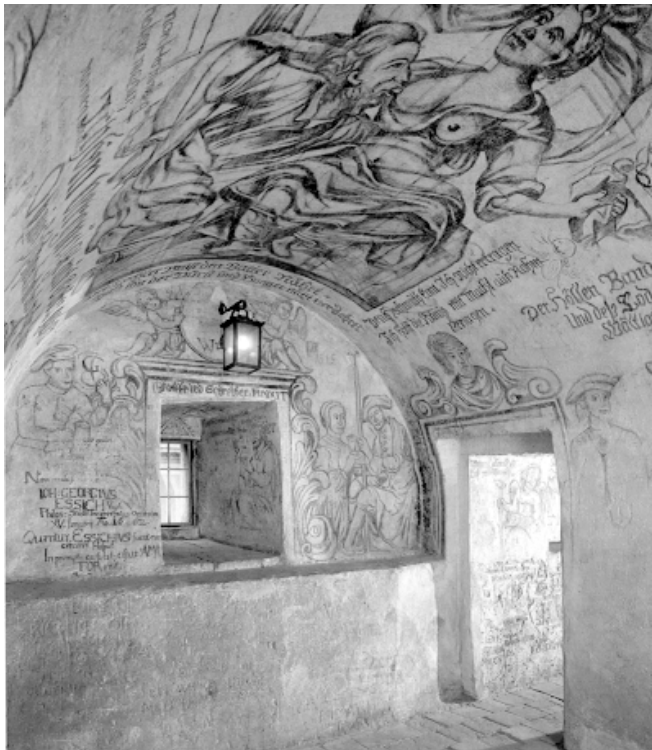


Abb.34: Der Kerzer zu Tübingen, in dem „versoffene“ Bierstudenten landeten



Abb.35: Tübingen, Stiftskirche und Hölderlinturm (rechts)

Herrlich waren in meinem ersten Semester Wanderungen von Tübingen aus in den Schwarzwald mit guten Kameraden, die mich schließlich auch noch in die Schweiz bis Zürich, an den Vierwaldstätter See und auf den Rigi⁹⁴ führten. Wir machten zu Fuß den Aufstieg auf den Rigi und den Abstieg in einem Tag und landeten abends im Dunklen in Weggis⁹⁵. Unvergessliche Eindrücke! Also hinaus in die Ferne, statt des stumpfsinnigen Hockens hinter dem Biertisch. Auch die Umgebung von Tübingen, die Schwäbische Alb, Lichtenstein und Hohenzollern waren wunderschön.

Das erste war natürlich das Belegen des Paukbodens und dann der Kollegien. Der Anatom *Luscha*⁹⁶, der Physiologe *Vierordt*⁹⁷, der Chemiker *Wittig*⁹⁸, der Botaniker *Hoffmann*, der Geologe der alte *Quenstedt*⁹⁹, waren

meine Lehrer. Der erste Eindruck auf der Anatomie, als ein präparierter Arm hereingebracht wurde, war etwas peinlich, aber daran gewöhnte man sich bald, und die Arbeiten auf dem Präparierboden machten einem bald nichts mehr aus. Einige waren besonders forsch, wenn sie, mit ihrem Präparat über die Schulter gehängt, mit der Zigarre einherwanderten, um dem Neuling zu imponieren. Großen Eindruck machte auf mich die erste Mensur, der ich zusah. Zu den Fechtenden gehörte der spätere Chirurg *Sprengel* aus Warin, nun schon seit Jahren tot, und *Kreilsheimer*, der Vater meines späteren Assistenten, jetzt auch schon verstorben. Ich selbst habe in Tübingen nicht gefochten.

Der Winter war in Tübingen ziemlich trostlos, schmutzig und regnerisch, und da ich mir vorgenommen hatte, möglichst viele Universitäten zu besuchen und meine

⁹⁴ Rigi, zwischen Zürichsee und Vierwaldstätter See, 1797 m ü. NHN.

⁹⁵ Weggis, politische Gemeinde im Wahlkreis Luzern-Land, Kanton Luzern, Schweiz.

⁹⁶ Hubert von Luscha, * Konstanz 27.7.1820, † Tübingen 1.3.1872. Er beschrieb einen Abfluss der Hirnkammer, den LUSCHKA-Gang und veröffentlichte eine Anatomie mit zahlreichen Holzschnitten. Mitglied der Leopoldina.

⁹⁷ Karl von Vierordt, * Lahr 1.7.1818, † Tübingen 22.11.1884. Als Physiologe beschäftigte er sich unter anderem mit der Atmung, der Herzkraft, der Blutkörperchenzählung.

⁹⁸ Wilhelm Rudolf Wittig, * Hamburg 6.12.1835, † Straßburg 19.11.1910. 1870 o. ö. Professor der Chemie in Tübingen, 1876 in Straßburg.

⁹⁹ Friedrich August von Quenstedt, * Eisleben 0.7.1809, † Tübingen 21.12.1889. 1837 o. ö. Professor für Geologie, Paläontologie, Mineralogie. Erforschte die Juraformation der Schwäbischen Alb. Beschrieb das QUENSTEDT-Mineral. Quenstedt-Denkmal auf dem Roßberg, Schwäbische Alb.



Abb.36: Die Universität zu Göttingen

Bekanntem zum Teil auch fortgingen, gedachte ich anfangs nach Jena zu gehen. Doch passte es dort nicht mit den Vorlesungen, und ich wählte Göttingen. Ich reiste erst über Regensburg nach Prag zu *Onkel Heinrich Schlüter* und *Tante Ina*.

Schon damals bestanden Gegensätze zwischen Tschechen und Deutschen, selbst in engerem Bekanntenkreis, aber durchweg war Prag eine überwiegend deutsche Stadt und sehr interessant (der Hradschin, die Nepomuk-Brücke über die Moldau, das Judenviertel und so weiter). Von Prag kam ich nach Göttingen, wiederum ohne einen Bekannten. Ein paar Bekannte, die ich von Wismar kannte (*Calsow* und *Berger*) gehörten dem Corps Bremensia¹⁰⁰ an, aber eintreten wollte ich nicht, und so lebte ich anfangs als Wilder. Es war aber eigentlich unmöglich, so allein ohne Anschluss zu sein, und so entschloss ich mich zur Hildesia¹⁰¹, einer nicht farbentragenden, aber unbedingt Satisfaktion gebenden Verbindung, die später nach meinem Weggang als Corps auftrat. Sie fristete allerdings ein kümmerliches Dasein, da niemand Geld hatte und die Anzahl der Mitglieder gering war. Ich sollte absolut zurückkommen, um als Schläger und Renommier-Mitglied zu wirken. Das Band sollte ich sofort erhalten. Ich lehnte aber bestimmt ab, da der Göttinger Aufenthalt mich schon Zeit genug gekostet hatte und das sinnlose Kneipen mir über war. Die Hildesia hatte manche verschiedenartige Mitglieder, zum Beispiel schon ältere, verbummelte Studenten, aber doch nicht uninteressant und unsympathisch. Den

¹⁰⁰ Corps Bremensia Göttingen ist eine Studentenverbindung, die in ihrer heutigen Verfassung 1812 gegründet wurde. Das Corps ist farbentragend und schlägt im Gegensatz zu den meisten anderen Corps seit 1971 keine Mensuren mehr.

¹⁰¹ Eine Verbindung mit dem Namen Hildesia mit den Farben rot-gelb, später rot-gelb-gold ist für Göttingen aufgrund der Constitution der Jahre 1825, 1836 und einer Renoncen-Constitution des Jahres 1843 belegt. 1854 Änderung des Namens in Corps Hildesia-Guestphalia mit den Farben grün-weiß-schwarz und Eintritt in den KSCV (roter Kreis). Mitglieder des Corps waren unter anderen Heinrich Heine, Max Jaffé, Emmanuel Freiherr von Ketteler.

Kneipen und Kommersen konnte man sich nicht entziehen, und so ist viel Zeit draufgegangen und um manche Vorlesung tut mir bis heute leid, die ich versäumen musste, so sehr ich auch bestrebt war, einigermaßen regelmäßig zu erscheinen. Das Fechten gehörte zum guten Ton, und so wurden auch einige Rempelen bewerkstelligt, die zum Kampf führten. Ich war ein ziemlich guter Schläger und kam relativ gut davon.

Ende des 4. Semesters bestand ich dann mein Physikum bei milder Prüfung und mit Glück. In der Zoologie, wo ich eigentlich gar nichts wusste (wegen häufigen Schwänzens), bekam ich die Frage: „Wieviel Sorten von Läusen gibt es?“ Ich antwortete richtig: „Kopfläuse, Filzläuse und Kleiderläuse“, und die Sache war erledigt.

Mit ziemlich frischen Schmissen dampfte ich dann der Heimat zu, wo ich wegen des bestandenen Examens freudig begrüßt wurde. Nur *Tante Luise Napp* schüttelte sehr missbilligend den Kopf: „So'n Raufbold, ut denn wart ok im Läben nix!“

Die meisten meiner alten Verbindungsbrüder aus Göttingen sind tot; besonders treu hängt noch an mir mein früherer „Leibfuchs“, Pastor *Adolf Hahn*, der schließlich nach meinem Fortgang noch „Drei-Bänder-Mann“ wurde, das heißt drei verschiedenen Corps angehörte. Durch ihn bin ich auch über das Schicksal der früheren Göttinger Kommilitonen auf dem laufenden geblieben.

In Göttingern musste ich wegen unseres Pudels, der einem die Hosen zerrissen hatte, einmal vor den Universitätsrichter. Er war schon ein alter Mann, der sich meines Großvaters erinnerte, der früher auch in Göttingen Theologie studiert hatte.

Im Sommer 1875 diente ich dann in Rostock mein erstes freiwilliges Halbjahr ab bei der 2. Kompanie, Infanterie-Regiment 90¹⁰² und hörte noch einige Vorlesungen.

Der viele Felddienst und das Kaisermanöver vor dem alten *Kaiser Wilhelm* mit ihren körperlichen Anstrengungen sind mir sehr gut bekommen und haben manches von den früheren Bier- und Kneipsünden wiedergutmacht. Stolz fühlte man sich in seiner Extrauniform mit weißen Hosen und wattiertem Busen in dem späteren Abschnitt des halben Jahres, während die erste Einkleidung auf der Kammer mit weniger Hochgefühl verbunden war, wenn man so in Kommissuniform unsicher auf der Straße wanderte und die Vorgesetzten lächelnd die linkischen Honneurs entgegennahmen. Doch bald gewann man Sicherheit. Die Schießübungen und der Felddienst, vor allem auch das große Korpsmanöver, haben mich sehr interessiert. Verschiedene Rostocker wie *Prehn, Kurt, Wessel, Burchhardt* (später Professor in Königsberg) gehörten zu meinen Kameraden, und wir haben manch vergnügte Stunde miteinander verlebt. Besonders zeichnete sich *Karl Prehn*, später Bürgermeister in Schwerin, durch seinen Humor aus und brachte den instruierenden Unteroffizier durch seine Fragen oft in peinliche Verlegenheit, so dass derselbe einen roten Kopf bekam, wenn es ihm an der Antwort fehlte. Auch im Manöver waren wir

¹⁰² Das Großherzoglich-Mecklenburgische Füsilier-Regiment „Kaiser Wilhelm“ Nr. 90 war ein Infanterieverband der Preußischen Armee.



Abb.37: Die Universität zu Rostock

mit ihm zusammen und verlebten in Güstrow beim Regimentexerzieren und auch sonst vierzehn vergnügte Tage. Das erste Quartier war in Schwaan¹⁰³ bei einem biederem Schustermeister, der uns, mit unserem Einquartierungszettel auf einem Hocker sitzend, die Brille auf der Nase, mit biederem Handschlag empfing und uns entgegenrief: „Seien Sie uns herzlich willkommen!“ Mein Lager war auf dem Torfboden neben einem offenen Loch, in das man auf eine Leiter hinaufstieg. Ich drückte mich ganz unter die Dachsparren; denn wäre man von seinem Lager gerollt, so musste man unfehlbar durch dieses Bodenloch nach unten purzeln. Kaum hatte ich mich verkrochen, als es neben mir rumorte und durch ein Loch der herausgefallenen Ziegelwand von nebenan ein Kopf erschien. Es war *Prehm*, der mir zurief: „Bi mi is ne Katt mit Jungen!“

Bei der Parade beim alten Kaiser habe ich meine ersten fünfzig Pfennig verdient. Jeder Soldat bekam diese ausbezahlt. Ein Biwak unter freiem Himmel beschloss dieses Manöver. Es war schon empfindlich kalt, und es hatte in der Nacht bereits gefroren, sodass man auch diese Seite des Lagerlebens kennenlernte.

Den Ruf, zu den Hildensen nach Göttingen zurückzukehren, lehnte ich kategorisch ab. In der Erinnerung an unsere Lehrer in Göttingen waren noch *Hähnel*-Anatomie und *Meissner*-Physiologie¹⁰⁴ ausgezeichnete und große wissenschaftliche Kapazitäten. *Hähnel* war ein eleganter Zeichner und auch sonst eine sympathische

¹⁰³ Schwaan ist eine Stadt im Landkreis Rostock und liegt an der unteren Warnow und der Beke zwischen Rostock und Güstrow.

¹⁰⁴ Georg Meissner, * Hannover 19.1.1829, † Göttingen 30.3.1905. Er entdeckte den Plexus submucosus im Darm (auch MEISSNER-Plexus) und zusammen mit Rudolf Wagner die MEISSNER-Körperchen (Tastkörperchen der Haut).

Persönlichkeit. Er wurde von seinen Zuhörern sehr verehrt. Das Sektionsmaterial auf dem Sezierboden war ziemlich knapp, wurde aber ausgezeichnet und systematisch verwertet. *Meissner* war ein ausgezeichnete Lehrer von etwas missvergnügtem, bissigem Aussehen. Wir hatten Respekt vor ihm auch als Examinator. Sein Assistent *Lassar*¹⁰⁵ war der spätere bekannte Berliner Dermatologe. Er hatte keinen leichten Stand und musste manchen Anschauzer einstecken, wenn etwas beim Experimentieren nicht ordentlich vorbereitet war. Er las auch Entwicklungsgeschichte, die ich leider häufiger versäumen musste.

Die organische Chemie hörte ich bei dem Extraordinarius *Uslar*¹⁰⁶. Es war kein berühmtes Kolleg, aber auch den alten *Weber*¹⁰⁷ habe ich noch kennengelernt und wurde später im Physikum von ihm examiniert. Glücklicherweise entsprachen seine Examensansprüche nicht seiner großen wissenschaftlichen Bedeutung. Er war damals schon sehr alt, ein kleines, verhutztes Männchen.

Physik vertrat *Weber*, ein bekannter Gelehrter. Auch bei ihm kam ich im Examen glimpflich davon. Die Zoologie vertrat *Ehlers*¹⁰⁸, ebenfalls ein bekannter Wissenschaftler, aber recht langweiliger Lehrer. Ihnen allen bewahre ich ein dankbares Andenken, vor allem auch deshalb, weil sie Milde im Physikum walten ließen und so das Erklimmen der ersten Examensstufenleiter nicht hinderten.

Die Tanzfeste in Mariaspring¹⁰⁹, die Wanderungen auf die Bierdörfer am Sonntag mit obligatem Spiel und Suff, die Hauerei mit Kollegen auf dem Bahnhof in der Neujahrsnacht, die feierlichen Konvent-Sitzungen auf der Kneipe um nichts und wieder nichts, die Sperrung der Kneipe und des Mittagstisches, bis die Schulden bezahlt waren, das sind so die weiteren Erinnerungen an Göttingen, auf die ich nicht immer stolz bin.

So ein Sonntag begann gewöhnlich mit einem Weinfrühstück, dann das Mittagessen mit Weinzwang, anschließend Wanderung aufs Bierdorf mit Bierspielen und abends Heimkehr in stark alkoholisiertem Zustand, wobei auch Hüte und Menschen verlorengingen. Und am folgenden Morgen der Kater! Es war wohl ein reichlich stumpfsinniges Treiben, und Sonntagsausflüge mit großen Fußtouren wären jedenfalls der Gesundheit zuträglicher gewesen.

Jedenfalls hatte ich nach absolviertem Physikum genug und beschloss, Göttingen den Rücken zu kehren und von den Verbindungsbrüdern Abschied zu nehmen.

¹⁰⁵ Oskar Lassar, * Hamburg 11.1.1849, † Berlin 21.12.1907. Chef der Privatklinik für Dermatologie und Syphilis, Berlin. Begründer der Dermatologischen Zeitschrift.

¹⁰⁶ Wilhelm Ludwig Julius Dietrich von Uslar, * Lautenthal am Harz 3. 6.1828, † Göttingen 14. 4.1894, Pharmazeut.

¹⁰⁷ Wilhelm Eduard Weber, * Wittenberg 24.10.1804, † Göttingen 23.6.1891. Die abgeleitete SI-Einheit „Weber“ (abgekürzt Wb) des magnetischen Flusses ist nach ihm benannt. Mitglied der „Göttinger Sieben“. Gründungsvater des „Magnetischen Vereins“ mit Carl Friedrich Gauß und Alexander von Humboldt.

¹⁰⁸ Ernst Heinrich Ehlers, Mitglied der Leopoldina, * Lüneburg 11.11.1835, † Göttingen 31.12.1925, o. ö. Prof. für Zoologie, Göttingen.

¹⁰⁹ Mariaspring im Ortsteil Eddinghausen des Fleckens Bovenden im Landkreis Göttingen, Niedersachsen.



Abb.38: Friedrich-Wilhelms-Universität (jetzt: Humboldt-Universität) zu Berlin

Einer bekam einmal das *Delirium tremens*¹¹⁰, ein anderer erschoss sich später, weil er nicht wieder ins Gleis zurückfinden konnte, einer erstach im Jähzorn einen anderen, einer war ein ziemlich roher Patron, mit dem ich einmal scharf aneinandergeriet, aber alle hielten etwas auf mich. Ich sollte der erste Fechter werden beim Auftuen der Verbindung als Corps, aber ich hatte genug Zeit vertrödelt und am Bierleben keinen Spaß mehr. Ohne Schulden bin ich davongekommen, obschon die Gelder nicht reichlich flossen; trotzdem war ich immer noch einer der Wohlhabenden. Schulden machen gehörte sonst zum guten Ton.

Neu war mir auch das Stiefelsystem der „Stiefelfüchse“, das heißt, man musste eine besondere Kraft engagieren für das Reinigen der Stiefel. Gewöhnlich waren es ziemlich durchtriebene Halunken, die dem Ankömmling auch die Wohnung besorgten und ihn dabei übers Ohr hauten.

Nach Absolvierung meiner vorher beschriebenen Rostocker Militärzeit ging es nun nach Berlin, wo ich meine klinischen Semester in ernster, angeregter Arbeit verbrachte. Die Überzeugung hatte ich mir wenigstens abgerungen, dass es nun genug sei mit Zeitvergeuden, mit Kneipen und studentischen Nichtigkeiten. Jetzt kam die Arbeit vor allem anderen.

Wie leicht ist mir die Arbeit in Berlin geworden. Sie war mir ein tiefempfundenes Bedürfnis, und das Interesse für die Medizin erwachte zur vollen Höhe gerade mit Eintritt in die klinischen Semester. Dazu bot mir Berlin mit wenig Zeitverlust und Kosten auch viele Anregungen (Theater, Konzerte, Museen). Für eine Mark auf dem „Olymp“ habe ich oft die Oper besucht, und auch die anderen Theater ermöglichten den Studenten für billiges Geld auf den letzten Plätzen respektive

¹¹⁰ Das *Delirium tremens* (von lateinisch *delirium* ‚Irresein‘, *tremere* ‚zittern‘; Synonym: *Alkoholdelirium*) stellt eine ernste und potenziell lebensbedrohende Komplikation bei einer länger bestehenden Alkoholkrankheit dar. Es tritt zumeist im Rahmen des Alkoholentzuges auf.

Stehplätzen den Besuch. Berlin ist mir in der Zeit meines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in der Stadt eine Art Heimatstadt geworden, wo ich sehr gerne gelebt und gearbeitet habe. Es war besonders in den siebziger Jahren noch ein Stück Alt-Berlin von einem charakteristischen Gepräge. Die Erbauung der Stadtbahn erlebte ich noch in meinen ersten Assistentenjahren. Sie ging unmittelbar an dem Hinterhaus in der Karlstraße vorbei, in dem damals die Kranken untergebracht waren. Dieses Einrammen der mächtigen langen Pfähle zur Unterstützung des Fundaments ließ oft unsere Kranken in den Betten in die Höhe fahren, und das ganze Haus wurde erschüttert.

In Berlin wohnte ich anfangs in der Philippstraße¹¹¹ bei zwei alten Damen und später in der Karlstraße¹¹² gegenüber dem Exerzierplatz des 2. Garde-Regiments bei Fräulein *Grüttner*, ebenfalls einem älteren Fräulein, das anfangs einen etwas mürrischen, verschlossenen Eindruck machte, später aber auftaute, und wir haben uns dann sehr gut vertragen. Das Zimmer war eine Mansardenwohnung.

Der Besuch der Kliniken schlug mich ganz in seinen Bann. Es war eben lebendige Medizin, die jetzt betrieben wurde. Im ersten Semester hörte ich auch noch *Traube*¹¹³, den ausgezeichneten Kliniker, einen kleinen, hageren Mann, mit kurzem Vollbart und kurzgeschorenem, grauem, struppigem Haar. Man merkte schon als junger Student, welch ausgezeichnete Diagnostiker er war. Leider wurde er bald leidend, und zuletzt schlich er nur noch langsam in großen Filzschuhen wegen geschwollener Füße einher und ging auch bald darauf zugrunde. Ihm folgte dann *Legden* in der zweiten Medizinischen Klinik, der von Straßburg berufen wurde. Sein Unterricht war viel weniger interessant, verbrauchte zuviel Zeit mit dem Erheben der Anamnese durch den Praktikanten, und so kamen immer nur wenige Fälle zur Vorstellung. Das war bei *Traube* ganz anders gewesen. Ich habe später als selbständiger Lehrer durchaus meine Konsequenzen daraus gezogen. Man kann den größten Teil der klinischen Vorlesungszeit unmöglich mit Anamnesen verbringen, sondern während dieser kurzen Zeit muss man den Studenten möglichst viel Anschauungsmaterial bieten mit Besprechung der Symptome an dem einzelnen Fall und später nach Vorstellung einer Reihe von Fällen derselben Krankheit in verschiedenen Phasen eine zusammenfassende Rekapitulation abhalten. So bleibt das Interesse der Zuhörer rege, und der Unterricht wird nicht langweilig.

Der zweite innere Kliniker war *Frerichs*¹¹⁴, der bekannte Leberforscher. Er war in seinem Auftreten und in seinem Wesen grundverschieden. Beide konnten sich auch nicht besehen und grüßten sich kaum auf der Treppe. *Frerichs* war ein großer,

¹¹¹ Direkt östlich des Campus Charité Mitte.

¹¹² Karlstraße Berlin-Mitte, jetzt [Max] Reinhardtstraße.

¹¹³ Ludwig Traube, * Ratibor/Racibórz/Polen 12.1.1818, † Berlin 11.4.1876. Begründer der experimentellen Pathologie. Weiterentwickler der Auskultation und Perkussion, Einführung der Fieber-Puls-Atemfrequenz-Kurve in die medizinische Dokumentation.

¹¹⁴ Friedrich Theodor Frerichs (seit 1884 von Frerichs), * Aurich 24.3.1819, † Berlin 14.3.1883. Etablierung der experimentellen Klinischen Medizin (Leber, Niere). Begründer der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin.

hagerer Mann mit glattrasiertem Gesicht und Brille und glich mit seinen langsam-würdigen Bewegungen eigentlich einem Geistlichen. Er verwandte nicht viel Zeit auf die Klinik und war eigentlich nur von elf bis dreizehn Uhr anwesend. Die Fälle waren vor der Vorlesung von seinem Assistenten genau untersucht worden, und dieser informierte ihn dann in kurzer Zeit. Zehn Minuten vor halb zwölf Uhr erschien Frerichs dann vor seinen Zuhörern, der betreffende Assistent musste kurz referieren. Dann erfolgte eine kurze Untersuchung mit wenigen Fragen an den Kranken und nun die Diagnose und Begründung. Dieser kurze Vortrag in gemessenem Tempo hatte etwas Imponierendes, und man staunte über die Feinheiten der Diagnose und deren Sicherheit. Kam der Fall zur Autopsie, so wurde in einer der nächsten Vorlesungen darüber referiert, beginnend mit den stereotypen Worten: „Wir fanden, was wir erwartet hatten,“ doch soll dieser Ausspruch nicht immer begründet gewesen sein, und *Virchow*¹¹⁵ war am Sektionstisch ein ziemlich starker Kritiker, der dann auch gelegentlich mit einem Lächeln den Kliniker *ad absurdum* führte. *Frerichs* hatte eine große konsultative Praxis, wobei er sich in kurzer Zeit die Diagnosen oft auch nur aus dem Ärmel geschüttelt haben soll und in seiner Medikation etwas schematisch vorging. Man sagte, er verordne die eine Woche hauptsächlich ein Mittel, in der nächsten Woche ein anderes; er nannte einen Badeort oder ein Sanatorium, alles in knappen, kurzen Worten. Er heiratete in älteren Jahren noch eine junge Frau, mit der man ihn auch gelegentlich im ersten Rang des Theaters sehen konnte.

Die Pathologische Anatomie vertrat der berühmte *Virchow*, ein Mann von großem Wissen und vielseitigen Interessen (besonders auch für Anthropologie, Politik und so weiter). Man kann nicht sagen, dass er einen lebhaften, systematischen Vortrag hatte, ja, man konnte seinen Vortrag wohl zum Teil langweilig nennen mit einförmigem Tonfall. Besonders ausgezeichnet war er auch mit seiner Unpünktlichkeit. Eine Viertel oder eine halbe Stunde, die er später kam, waren keine Seltenheit. Er kam dann fast atemlos angestürzt, direkt aus dem Abgeordnetenhaus, ja, eigentlich kam er erst, wenn die Zeit abgelaufen war, und es passierte mitunter, dass wir gerade fortgingen, wenn er ankam und wir ihm unterwegs begegneten. Die Unpünktlichkeit brachte Störungen in bezug auf die anschließenden klinischen Vorlesungszeiten. Am Übelsten nahm er es auf, wenn man in der Vorlesung seine Präparaten-Gläser schiefhielt, sodass der Alkohol mit dem aufgeklebten Deckel in Berührung kam. Dann hielt er plötzlich in der Vorlesung inne und rügte den Übeltäter: „He, Sie da, halten Sie doch das Glas gerade, damit der Deckel sich nicht löst!“

Beim Vortrag hatte man oft den Eindruck, wenn er seine Präparate betrachtete, als ließe er mehr für sich seine Gedanken laut werden. Es fehlte oft an einer kurzen, präzisen Disposition und Einteilung, wie der Student sie braucht, der noch kein Fachmann ist.

¹¹⁵ Rudolf Ludwig Karl Virchow, * Schivelbein/Świdwin/Polen, † Berlin 5.9.1902. Pathologe (Zellulär-Pathologie), Anthropologe, Prähistoriker, Politiker.

Virchow war ein 48er¹¹⁶ und gehörte der Fortschrittspartei an und lange Jahre dem Landtag. Er war seinerzeit ein heftiger Gegner *Bismarcks*¹¹⁷.

Mir persönlich hat er besonders auch später ein besonderes Wohlwollen erwiesen und mir auch zu einer Dozentur verholfen in Gemeinschaft mit *Westphal*¹¹⁸ gegen das Votum des Fachordinarius *Schweigger*¹¹⁹. Im Ausland war *Virchow* eine sehr bekannte Persönlichkeit und besuchte viel die internationalen Kongresse. Ich erinnere mich noch später in Moskau auf dem internationalen Kongress, als ich einen erregten Aufbruch der russischen Ärzte bemerkte, die sich zusammendrängten. Ich konnte die Ursache zunächst nicht entdecken, bis ich schließlich *Virchow* in der Mitte des Tisches mit einem Glas Bier entdeckte, der seine drängende Umgebung, die ihn mit lautem Zuruf *Virchow* begrüßte, vergnüglich durch seine Brille anlächelte.

Auch in späteren Jahren habe ich mich noch einmal gewundert, wie er mich zum Beispiel auf einem Volkstrachtenfest in Treysa¹²⁰ wiedererkannte und begrüßte. Er hatte jedenfalls ein phänomenales Gedächtnis.

Was er wissenschaftlich geleistet hat, ist ja bekannt; seine Cellularpathologie war eins der ersten Bücher, das ich mir als angehender Kliniker anschaffte.

Sein Unterricht wurde ergänzt durch seine ausgezeichneten Assistenten in praktischen Kursen (*Ohr*¹²¹, *Grawitz*¹²², *Jürgens*, *Krael*), vortreffliche Lehrer und spätere Ordinarien in Göttingen und Greifswald. Ohr wurde später sein Nachfolger in Berlin. *Jürgens* war wohl ein gut veranlagter Mensch, aber arg verbummelt (Reitpferde, Spiel, Weiber). Jetzt sind sie alle tot. Auch *Lesser*¹²³ lernte ich schon damals kennen und schätzen. Er arbeitete viel im Pathologischen Institut und war Assistent bei *Liman*¹²⁴, dem Gerichtsmediziner. Er war sehr kritisch veranlagt und

¹¹⁶ Anhänger der deutschen Revolution von 1848/49, bezogen auf die erste Revolutionsphase des Jahres 1848, auch Märzrevolution genannt.

¹¹⁷ Otto Eduard Leopold von Bismarck-Schönhausen, * Schönhausen (Elbe) 1.4.1815, † Friedrichsruh bei Aumühle 30.7.1898. Ab 1865 Graf von Bismarck-Schönhausen, ab 1871 Fürst Bismarck, ab 1890 auch Herzog von Lauenburg. Unter anderem Reichskanzler unter Kaiser Wilhelm I.

¹¹⁸ Carl Friedrich Otto Westphal, * Berlin 23. 3.1833, † Kreuzlingen bei Konstanz 27. 1. 1890. Psychiater und Neurologe. Westphal beschrieb erstmals die Pseudosklerose (WESTPHAL-STRÜMPELL-Syndrom, eine Spätform des Morbus WILSON), die Agoraphobie und das autonome Kerngebiet des Nervus oculomotorius (heute: EDINGER-WESTPHAL-Kern) sowie 1869 als erster die konträre Sexualstörung (heute als Transsexualität bezeichnet).

¹¹⁹ Karl Ernst Theodor Schweigger, * Halle (Saale) 28. 10.1830, † Berlin 24. 8.1905, Ophthalmologe und 1.Direktor der neuen Univ.-Augenklinik in der Ziegelstraße, Berlin.

¹²⁰ Treysa, bis 1970 selbständige Stadt, ist seitdem der größte Stadtteil und das Verwaltungszentrum von Schwalmstadt im nordhessischen Schwalm-Eder-Kreis.

¹²¹ Johannes Orth (1847-1923), o. ö. Professor für Pathologie, Göttingen.

¹²² Paul Albert Grawitz, * Zerrin/Pommern/Sierzno/Polen 1.10.1850, † Greifswald 27.6.1932. Ab 1887 o. ö. Professor für Pathologie, Greifswald. Erstbeschreibung des Nierenzellkarzinoms (GRAWITZ-Tumor).

¹²³ Johann(es) Edmund Anton Lesser, * Neisse/Schlesien/Nysa/Polen 12.5.1852, † Berlin 7.6.1918, Dermatologe. 1. Lehrstuhlinhaber für Dermatologie in Deutschland an der Charité, Mitbegründer der Deutschen Dermatologischen Gesellschaft.

¹²⁴ Christian Leopold Carl Liman (auch: Karl Liman), * Berlin 16.2.1818, † Berlin 22. 11.1891, Rechtsmediziner.

schimpfte weidlich auf seinen Chef und andere. Eine Hauptpersönlichkeit des pathologischen Instituts war der Diener *Hübner*, der uns mit den Präparier-Utensilien versorgte, eine große Rolle spielte und sich als wichtigste Persönlichkeit fühlte.

Der chirurgische Unterricht lag in den Händen von *Langenbeck*¹²⁵ in der Ziegelstraße und *Bardeleben*¹²⁶ in der Charité als Knochenchirurg. *Langenbeck* war in seiner hageren, leicht gebeugten Figur das Bild des vornehmen Mannes, etwa eines älteren Kavallerie-Offiziers. Persönlich war er stets liebenswürdig und nachsichtig mit den Praktikanten. Am frühen Morgen konnte man ihn auch zu Pferde im Tiergarten sehen. Sein Operationskurs wurde schon früh um sechs Uhr abgehalten. Er war ein glänzender Operateur und ein guter Lehrer. Aber die Segnungen der *Lister'schen*¹²⁷ Lehre über Sepsis waren in der ersten Zeit meiner klinischen Semester noch nicht durchgedrungen, und so gab es auf den Stationen noch viele Infektionen. Die Räume der Klinik waren auch in keiner Weise modern und mustergültig. Die Poliklinik führte *Krönlein*¹²⁸ (später Zürich) und auch *Wegner*, langjähriger Assistent von *Virchow*, der dann zur Chirurgie übertrat. Hier übten wir auch das Zahnärztliche, in besonderem das Zahnziehen. Auch mir selbst erwies *Wegner* einmal die Wohltat einer Zahnextraktion, indem er glatt den Zahn abbrach und die Wurzel stehenließ. Konservative Behandlung der Zähne wurde damals in der chirurgischen Klinik nicht betrieben.

In der Chirurgischen Klinik der Charité lehrte *Bardeleben*, eine würdige Erscheinung mit Glatze und großem, weißem Vollbart. Hier sah ich die ersten Konsequenzen der *Lister'schen* Antisepsis: Die Karbolinfektion. Der schwärzliche Urin des Patienten, zum Teil aber auch der Ärzte, deutete auf Karbol-Intoxikation hin, und es stellte sich allmählich heraus, dass manchem diese Intoxikation schlecht bekam und auch Nephritis im Gefolge hatte, aber die Wundinfektion wurde sehr vermindert. Dieses Verfahren der *Antisepsis* hat dann allmählich der *Asepsis* Platz gemacht und sich mit der Zeit zu der jetzigen Vollkommenheit ausgebildet. Welch' ein Segen ist durch die Einführung der *Asepsis* geschaffen worden. Die Assistenten in der Charité waren Militärärzte, welche ganz auf der *Pépinière*¹²⁹ ihre Studien gemacht hatten, und viele habe ich später kennen und schätzen gelernt, da wir mit ihnen gemeinsam die Kollegien hörten.

¹²⁵ Bernhard Rudolf Konrad Langenbeck (seit 1864 von Langenbeck), * Padingbüttel/Niedersachsen 9.11.1810, † Wiesbaden 29.9.1887. Gründer des Archivs für klinische Chirurgie. Mitbegründer mit Albrecht von Graefe der Berliner Medizinischen Gesellschaft. Entwickler zahlreicher Instrumente, die nach seinem Namen benannt sind.

¹²⁶ Heinrich Adolf Schwager, adoptiert Bardeleben (ab 11.12.1891 von Bardeleben), * Frankfurt/Oder 1.3.1819, † Berlin 24.9.1895. Gründungsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. Autor des Lehrbuches der Chirurgie und Operationslehre für das Bedürfnis der Studierenden 1852-1882.

¹²⁷ Joseph Lister, 1. Baron Lister, * Upton/Essex 5.4.1822, † Walmar/Kent 10.2.1912. „Vater der antiseptischen Chirurgie.“

¹²⁸ Rudolf Ulrich Krönlein, * Stein am Rhein, † Zürich 26.10.1910. Schüler von Bernhard von Langenbeck. Direktor der Chirurgischen Klinik und Poliklinik am Kantonsspital Zürich. Erstmals Durchführung der Appendektomie.

¹²⁹ *Pépinière*, französisch für Baumschule, im übertragenen Sinne „Pflanzstelle“ für Militärärzte. Im Königreich Preußen gegründet am 2.8.1795 als Anstalt für die Aus- und Weiterbildung von Militärärzten.

Der alte, würdige Operationsdiener *Kummer* ist mir noch lebhaft im Gedächtnis; er war noch von dem alten *Jüngken*¹³⁰ übernommen und hatte immer dessen Zylinder in Empfang genommen, um ihn auf einem weißen Papierbogen sorgfältig zu hüten. Einige Zeit war ich auch als Famulus auf der Chirurgischen Station unter *Wegner* tätig, der wohl ein wissenschaftlich bedeutender Arzt, aber grob und ungeschliffen war. Ich habe ihm dann bald die Sache vor die Füße geworfen, da ich eine derartige Behandlung nicht hinnehmen wollte.

Der Unterricht in der Kinderklinik war ausgezeichnet und fesselte uns sehr. Ich sehe ihn, *Henoch*¹³¹, wie heute noch vor mir.

Auch die Medizinische Klinik von *Mayer* in der Ziegelstraße war sehr gut und eine durchaus notwendige Ergänzung zum Unterricht in den stationären Kliniken in der Charité.

Sehr gefesselt hat mich auch immer der Unterricht in der Neurologie und Psychiatrie von *Westphahl*, ein stiller, ernster und gütiger Gelehrter. Der erste Eindruck beim Besuch einer psychiatrischen Klinik mit einem großen und vielseitigen Material hat etwas Überwältigendes, und erst allmählich lernt man auch in den Geisteskranken Kranke im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu sehen und die Krankheitsbilder auseinanderzuhalten. Gerade mit *Westphal* und seinen Assistenten *Moel*, *Oppenheim*¹³², *Siemerling*¹³³, *Thomsen*, *Wollenberg*¹³⁴ und *Bödicker* hat mich meine spätere Assistentenzeit in der *Schoeler'schen*¹³⁵ Klinik noch oft zusammengeführt und mein ganz besonderes Interesse für die Erkrankungen des Nervensystems in ihrem Zusammenhang mit Augenkrankheiten geweckt. Auch habe ich in *Westphal*, den meine späteren Arbeiten interessierten, einen freundlichen Protektor gefunden, der an *Virchows* Seite auch hauptsächlich meine spätere Habilitation durchsetzte.

Der Unterricht in der Pharmakologie lag in *Liebreichs*¹³⁶ Händen, dessen Assistent damals der jetzt noch lebende bekannte Pharmakologe *Lewin*¹³⁷ war. Der

¹³⁰ Johann Christian Jüngken, * Burg bei Magdeburg 12.6.1784, † Hannover 9.9.1871. Chirurg, Ophthalmologe, Lehrstuhlinhaber. Pfl egte die wissenschaftliche Augenheilkunde in der Ära vor Albrecht von Graefe.

¹³¹ Eduard Heinrich Henoch, * Berlin 16.6.1820, † Dresden 26.8.1910. Internist, Pionier der Kinderheilkunde. Die Pupura SCHÖNLEIN-HENOCH trägt seinen Namen.

¹³² Hermann Oppenheim, gelegentlich auch Oppenheimer geschrieben, * Warburg/Westf. 31. 12. 1857, † Berlin 22. 5.1919, Neurologe.

¹³³ Siemerling, Ernst, * Müsow b. Greifswald 9.1.1857, † Berlin 7.1.1931, o. ö. Professor für Neurologie und Psychiatrie in Tübingen und Kiel.

¹³⁴ Robert Wollenberg (1862-1942). Über Hamburg, Tübingen, Straßburg, Marburg ab 1921 in Breslau Psychiater und Neurologe. Rektor der Friedrich-Wilhelm-Universität, Breslau 1927/28.

¹³⁵ Dr. Heinrich Leopold Schoeler, * Fellin/Viljandi/Estland 1844. Promotion Dorpat/Tartu/Estland 1860. 1879 a. o. Professor. 1896 Geh. Med.-Rat. Seit 1870 praktizierend in der ehemals Ewer'schen Augenklinik im Hinterhaus der Karlstraße 4, gegenüber der von Graefe'schen Klinik. † Berlin 1918. Wohnte seit 1893 im Schoeler Schlösschen in Berlin-Wilmersdorf, Wilhelmsau 126. Dort auch Schoeler-Park.

¹³⁶ Matthias Eugen Oscar Liebreich, * Königsberg/Kaliningrad/Russland 14.2.1839, † Berlin 2.7.1908. Liebreich entdeckte die schlaf erzeugende Wirkung von Chloralhydrat, die Salbengrundlage Lanolin und Quecksilberpräparate zur Behandlung der Syphilis. Er war der jüngere Bruder des Augenarztes und Albrecht von Graefe-Schülers Richard Liebreich (1830-1917), der nach Albrecht von Graefe das USHER Syndrom (autosomal rezessive Hör-Seh-Minderung) umfangreich beschrieb.

¹³⁷ Louis Lewin, * Tuchel//Tuchola/Polen 9.11.1850, † Berlin 1.12.1929. Begründer der Industrie-Toxikologie und der modernen Suchtmittelforschung. Autor eines Lehrbuches der Toxikologie 1885. 1919

Unterricht *Liebreichs* war eigentlich direkt schlecht und unregelmäßig. Manchmal warteten wir auf ihn vergeblich, und wenn wir dann seine Diener fragten, ob der Herr Professor nicht käme, so meinte dieser, er werde wohl wieder zu lange mit seinem Frauenzimmer gebummelt haben. Er war damals Junggeselle und hat sich erst spät verheiratet. Sein Hauptinteresse konzentrierte sich auf Arbeiten, die auch etwas abwarfen (unter anderem Lanolin). In der Frauenklinik erteilte *Schröder*¹³⁸ den Unterricht in Gynäkologie und Geburtshilfe. Er war erst von Erlangen berufen worden und [ein] sehr bedeutender Lehrer und Forscher. Er war gleichfalls Mecklenburger, und ich erfreute mich seines Wohlwollens. Durch seinen angeregten Unterricht gefangen, fasste ich zuerst den Beschluss, Frauenarzt und Geburtshelfer zu werden. Die erste Geburt, die ich sah, war mir eine Offenbarung. Zuerst nichts, dann gleich drauf ein lebendes, schreiendes Kind. Ich habe auch mit großem Eifer geburtshilfliche Poliklinik betrieben. Man muss jederzeit Tag und Nacht bereit sein, wenn man zitiert wird. Ich weiß noch, meine erste Geburt war in der Elsässerstraße in einer Kellerwohnung bei armen Schustersleuten, die das erste Kind erwarteten. Aber es kamen gleich Zwillinge, und die Verlegenheit war groß. Ein Vierteljahr betrieb ich diese poliklinische Tätigkeit. Lag der Fall schwieriger, so musste der Assistent gerufen werden (*Benecke, Schüle*in), und man lernte sich behelfen, sodass die Geburt zuweilen trotz Hindernissen zu Ende geführt war, bevor der Assistent eintraf, eine ganz besondere Genugtuung, die mir zuweilen auch bei dem nachträglichen Referat über die Geburt ein Lob einbrachte.

So nahte dann allmählich die Zeit der Examina, und man machte damals noch das Doktor-Examen vor dem Staatsexamen. Meine Dissertation machte ich bei *Leyden*¹³⁹ über experimentelle Beiträge zur Nephritis unter Leitung von Oberstabsarzt Dr. *Zunker*¹⁴⁰, dem späteren Leibarzt der *Kaiserin*¹⁴¹ und ihrer Kinder. Er war ein ausgezeichneter Mediziner, aber kurz angebunden und doch gutherzig. Ich verdanke ihm viel Anregung. Wir saßen auch abends öfter zusammen beim Bier, und er ließ sich dann ungeniert über andere Leute aus und wusste auch seine Stellung gegenüber den Hofleuten sehr zu bewahren. Er war und blieb Junggeselle. Ich habe ihn stets sehr geschätzt.

Das Doktorexamen kostete 600 Mark, und ich bat meinen Vater, mir dieselben zu geben. Es war das erste Mal, dass er mir erklärte, er könne das nicht. Und ich gewann den Einblick, wie knapp es doch mit dem Gelde zu Hause bestellt war. Bis

Honorarprofessor an der Technischen Universität Berlin. 1923 offizieller Lehrauftrag. Die Witwe Clara Lewin wurde in Theresienstadt/Terezín/Tschechien umgebracht.

¹³⁸ Karl Ludwig Ernst Schroeder bzw. Carl Schröder, * Neustrelitz 11.9.1838, † Berlin 7.2.1887. Autor des Lehrbuches der Geburtshilfe 1893. Initiator des Neubaus der Frauenklinik der Friedrich-Wilhelm-Universität, Berlin.

¹³⁹ Ernst Viktor von Leyden, * Danzig/Gdańsk/Polen 20.4.1832, † Berlin 5.10.1910. Internist. Das Charcot-LEYDEN Kristall, die WESTPHAL-LEYDEN-Ataxie und die LEYDEN-Neuritis tragen seinen Namen.

¹⁴⁰ Geh. Med.-Rat Exzellenz Dr. Zunker, Leibarzt der Kaiserin.

¹⁴¹ Augusta Marie Luise Katharina von Sachsen-Weimar-Eisenach, * Weimar 30.9.1811, † Berlin 7.1.1890, Gemahlin Kaiser Wilhelms I.

dahin hatte ich mir gegenüber dazu wenig Gedanken gemacht. Ich lieh mir das Geld von meinem ältesten Bruder *Hermann*, und es waren die einzigsten Schulden, die ich noch während der Studienzeit machte. Ich konnte sie bald zurückzahlen, da ich schon vor dem Staatsexamen meinen Dienst in der *Schoelerschen* Klinik antrat. Mit der *Leydenschen* Gönnerschaft war es allerdings vorbei, sobald ich mich der Augenheilkunde zuwandte. Von nun an bin ich dann pekuniär selbständig geworden, und bald kam die Zeit, da ich meinen Eltern und der alten Heimat helfen konnte. Das Examen vollzog ich in normaler Weise und ohne in einer Teilprüfung durchzufallen. Das Schwierigste waren entschieden die ersten Fächer bei *Reichert*¹⁴² und *du Bois-Reymond*¹⁴³ in Anatomie und Physiologie.

Der alte *Reichert* war reichlich wunderlich und bestand genau auf seinen Lehren. Er war als Kuriosum bei seinen Zuhörern sehr beliebt, aber sein Unterricht wurde dann allmählich rückständig. Er erhielt gelegentlich anonyme Briefe: „*Reichert*, Du musst abdanken!“ Mit einem solchen Brief kam er dann fast weinend ins Kolleg. Alle schrien dann: „*Reichert* bleibe!“, und ein großer Kommers wurde dann ihm zu Ehren veranstaltet.

Ich war natürlich etwas in Verlegenheit, da ich ihn nie gehört hatte. Aber es war so üblich, dass die Wahl des Loses über das Thema etwas dirigiert wurde. Ich verschaffte mir ein altes Kollegienheft aus dem Jahre 1866 und haspelte mein Thema über Knochenfische glatt herunter. Der Alte stutzte bei einer Stelle und meinte, das sei doch nicht richtig; worauf ich ihm glatt erwiderte: „Doch Herr Geheimrat, das steht in Ihrem Heft!“ „Das muss dann schon sehr lange her gewesen sein!“ meinte er, aber damit war die Sache erledigt. Bei *du Bois-Reymond* hatte ich auch Glück, und so waren die schwierigsten Klippen überwunden. Nachher ging alles seinen guten Gang, und man hatte ja Zeit, sich auf die einzelnen Fächer in den zwischenliegenden Pausen vorzubereiten.

In dem Gebiet der Inneren Medizin musste ich meine schriftliche Arbeit bei *Leyden* machen. Er gab mir einen recht komplizierten Nervenfall, und ich bearbeitete den in gründlicher Weise. Es kam schließlich fast ein Buch zusammen. Als ich stolz meine Arbeit ablieferte, wog er ihre Schwere mit der Hand ab und nickte mir zu. Ich glaube nicht, dass er auch nur einen Blick hineingetan hat. Ich habe später beim Studium schriftlicher Examensarbeiten oft daran gedacht, wie das Studium solcher Arbeiten doch sehr leicht zu flüchtiger Lektüre veranlasst. Da ich schon vor dem Examen in der *Schoelerschen* Klinik volontiert hatte, bat mich *Schoeler*, als ich aus den letzten Ferien zurückkam, dass ich doch Assistentendienste gegen Zahlung bei ihm leisten sollte, da sein Assistent Dr. *Nidergesäss* während der Ferien an Typhus gestorben war. Da mir Geld vonnöten war und ich auch Interesse an der Augenheilkunde hatte, bin ich Augenarzt geworden. Schon während des Examens habe ich gelegentlich im Frack assistiert, um gleich darauf ins Examen zu

¹⁴² Karl Bogislaus Reichert, * Rastenburg/Kętrzyn/Polen 20.12.1811, † Berlin 21.12.1883. Anatom und Embryologe. Begründer der modernen Entwicklungsgeschichte des Menschen.

¹⁴³ Emil du Bois-Reymond, * Berlin 7.11.1818, † Berlin 26.12.1896. Begründer der experimentellen Elektrophysiologie. Mitbegründer des Faches Physiologie.

eilen. Und damit begann ein weiterer Abschnitt meiner Tätigkeit – die Assistentenzeit.

Von 1878-1890 bin ich dann alleiniger Assistent an der *Schoelerschen* Augenklinik gewesen. Alltags und sonntags in Tätigkeit mit zum Teil zwölf- bis vierzehnständiger Arbeitszeit. Es war mein fester Vorsatz, mich nicht allein mit praktischer Tätigkeit zu begnügen, sondern auch wissenschaftlich zu arbeiten, und das ist mir bei der Inanspruchnahme meiner Zeit praktisch nicht leicht geworden. Ich habe wohl oft bedauert, dass ich zeitweise auf anderen Gebieten nicht ausschließlich arbeiten konnte, da ich zu Studienzwecken nicht reisen konnte, aber es lag der Knüppel beim Hund, und ich habe in späteren Jahren der Selbständigkeit versucht, die Lücken auszufüllen.



Abb.39: Wilhelm Uhthoff als junger Arzt

Die *Schoelersche* Klinik, Karlstraße 2, lag dem Gebäude gegenüber, in dem *Albrecht von Graefe* seine Klinik gehabt und schöpferisch gewirkt hatte. Sein ältester Assistent hatte dann als Fortsetzung der Klinik nach dem Tode von *von Graefe* das Gebäude Karlstraße, teilweise mit dem Personal und Inventar der Klinik bezogen. *Schoeler* war Assistent bei *Ewers*¹⁴⁴ und übernahm nach dessen baldigem Tode die Klinik. Als Repräsentant der früheren *Graefeschen* Zeit fungierte auch noch zu meiner Zeit ein würdiger älterer Herr mit grauem Vollbart und Kneifer, der noch in den Traditionen sich fühlte und dieselben mit großer Würde vertrat. Er war Heilgehilfe und großer Spezialist für Anlegung des *Heurteloup*¹⁴⁵ und die Applizierung von Haarseilen. Noch oft erzählte er mir, wie er mit *Albrecht von Graefe* viel gereist sei. Und als ihn ein fremder Arzt wegen seines würdigen Aussehens mit den Worten ansprach: „Habe ich die Ehre mit Herrn Professor zu sprechen?“ erwiderte er: „Der bin ich gerade nicht, aber seine rechte Hand!“

Die poliklinischen Räume waren recht klein, außerdem befand sich die Küche im Erdgeschoss. Auf mein Drängen wurde die Küche dann ins Hinterhaus verlegt, eine Wand herausgenommen und so das Empfangszimmer vergrößert und die Küche zum Augenspiegelzimmer umgewandelt. Und so waren die Räume etwas ausreichender bei dem Andrang der poliklinischen Patienten. Später zog *Schoeler* dann auch in eine andere Wohnung in der Nachbarschaft, und so stand wenigstens das ganze Haus für klinische Zwecke zur Verfügung.

¹⁴⁴ Vgl.: Hirschberg, Julius: Geschichte der Augenheilkunde I-X, 1. Aufl. Leipzig 1899-1912, Bd. VII: XXIII. Hirschberg, Die Reform der Augenheilkunde. § 1092: Graefes Jugendfreund war [San.-Rath] Ewers, ein stattlicher Herr mit gefälligen Manieren, Armen-Augenarzt in Berlin.

¹⁴⁵ Künstlicher Blutegel (Saugpumpe) nach Nicolas Heurteloup, * Tours 26.11.1750, † Paris 27.3.1812. Chirurg der Grande Armée.

Meine Assistentenzeit bei *Schoeler* war eine Zeit unausgesetzter und anstrengender Arbeit. 1885 erreichte ich es, mich zu habilitieren, wenn auch gewisse Widerstände in dem Widerspruch des Ordinarius *Schweigger* zu überwinden waren, wobei mir *Westphal* und *Virchow* zur Seite standen. Ich war sehr gedrückt, als ich von dem Widerstreben *Schweiggers* erfuhr, was ich mir nur hauptsächlich aus einem Gegensatz zwischen *Schweigger* und *Schoeler* erklären konnte. Aber trotzdem ging schließlich alles gut, wenn ich auch eigentlich nicht damit rechnete, von einer Privatklinik aus in eine ordentliche Professur zu gelangen. Immerhin bot auch schon die Dozentur an einer großen Universität wie Berlin gewisse Chancen. Ich sah es an dem Beispiel einer größeren Anzahl älterer Privatdozenten, welche, trotzdem sie nicht Ordinarius waren, sich wissenschaftlich und praktisch sehr geachtete Stellungen errangen.

Schwierig war es für mich bei der großen Last der täglichen Assistentenarbeit, die Zeit für wissenschaftliche Arbeiten zu erübrigen. Das Nächste war, in der Charité einen gewissen Abschluss zu machen, und das vermochte ich, indem ich besonders in der psychiatrisch-neurologischen Klinik von *Westphal* regelmäßig die Geistes- und Nervenkranken auf ihren Augenbefund untersuchte. Ich gewann dabei auch einen Einblick in die Neurologie und Psychiatrie im allgemeinen und verdanke viel den Assistenten der betreffenden Kliniken, mit denen ich gut befreundet war (*Moeli*, *Oppenheim*¹⁴⁶, *Siemerling*¹⁴⁷, *Thomsen*, *Wollenberg*, *Schütz*, *Bödecker*). Diese Augenuntersuchungen führten mich auch auf andere Stationen der Charité, der staatlichen Krankenhäuser und Irrenanstalten. Auf der psychiatrischen Klinik war ein erstaunlich großes Material zu verarbeiten, da das Material schnell wechselte und die chronischen Fälle in die städtischen Irrenanstalten übersiedelten. So wurden damals in der Charité zirka tausend Alkoholisten und Deliranten aufgenommen, die schwersten Säufer von ganz Berlin. Die Befunde wurden alle protokolliert, sodass ich den Überblick behielt und Zusammenstellungen machen konnte. Nur so war es möglich, ganz besonders das große Material von Alkohol-Amblyopie und sonstigen Augenveränderungen zu gewinnen und auch in einer Reihe von Fällen den Sektionsbefund zu erheben. Ich habe so recht in der Charité kennengelernt, welche Verwüstungen der Alkoholismus unter den Menschen anrichtet, und es hat geradezu etwas Tragisches, immer wieder zu sehen, wie kräftige, arbeitsfähige Männer in den besten Jahren vom *Delirium tremens* befallen und eingeliefert wurden, nachdem sie zu Hause in der Familie das größte Unheil angerichtet, Frau und Kinder misshandelt, den Hausrat zertrümmert hatten,

¹⁴⁶ Hermann Oppenheim, * Warburg/ Westphalen, † Berlin 22.5.1919. Schüler von Carl Friedrich Otto Westphal. Studien zur Pathologie der Tabes und zur Multiplen Sklerose. Gründer der „Gesellschaft Deutscher Nervenärzte“. Seinen Namen trägt unter anderem. der OPPENHEIMER- Reflex, das ZIEHEN-OPPENHEIMER-Syndrom (Dystonia musculorum deformans), die OPPENHEIMER'sche zentrale Kinderlähmung, der OPPENHEIMER'sche Gang bei Multipler Sklerose. Autor des „Lehrbuches der Nervenkrankheiten“, Berlin 1894 (7 Auflagen bis 1923). Gründer einer Privatklinik am Schiffbauerdamm 25, Berlin.

¹⁴⁷ Ernst Paul Bruno Siemerling, * Müsow bei Greifswald 9.9.1857, † Berlin 6. 1.1931. Ab 1901 o. ö. Professor für Neurologie und Psychiatrie in Tübingen und Kiel.

und nun endlich eingeliefert wurden. Drei Tage tobten sie gewöhnlich, um dann in die verödete Häuslichkeit zurückzukehren.

Oft fand man die widerwärtigsten Eindrücke, wie zum Beispiel ein großer, starker Mann in seinen Halluzinationen ein kleines Kaninchen sitzen sah und eine wahnsinnige Angst vor demselben hatte. Es war so recht der Ausdruck dafür, wie der Alkoholismus den Menschen jeder menschlichen Würde entkleidet und ihn zum Tier herabwürdigt. Wie oft habe ich mich mit diesen tobenden und zitternden Deliranten herumgebalgt, um den Augenbefund zu erheben.

Auch sonst war es nicht immer einfach mit den Geisteskranken fertigzuwerden. Beim Passieren des Tobsaales musste man sehr auf der Hut sein, zumal manche Kranke sehr aggressiv waren, speziell die Epileptiker.

Und doch kamen wieder zum Teil ganz andere Eindrücke in den Irrenanstalten zur Geltung. Ich habe so manches Tanzvergnügen der Geisteskranken mit den Anstaltsärzten und dem Personal mitgemacht. Es war wohl hier vorher erst eine Auswahl getroffen worden. Die meisten waren dann harmlos und aufgeräumt, aber man war doch nie sicher, dass nicht einer der Festeilnehmer einen Tobsuchtsanfall bekam und kaum gebändigt werden konnte. Ich erinnere mich auch noch, wie die Kranken zum Teil zu liebenswürdig wurden und den teilnehmenden Arztfrauen die Kur schnitten¹⁴⁸ in einer Weise, dass zum Beispiel Frau *Moeli* sich kaum dieser Liebenswürdigkeiten erwehren konnte.

Die Zwangsjacke war ja damals schon aus den Anstalten entfernt, und der Kranke konnte seinem Bewegungsdrang Luft machen, vom kräftigen Wärterpersonal beaufsichtigt. Aber einzelne waren eben nicht zu bändigen und kamen dann in die Isolierzelle mit gepolsterten Wänden. Durch ein sehr dickes, unzerbrechliches Glasfenster in der Tür konnte man sie beobachten. Sie tobten zum Teil Tag und Nacht herum, und es ist kaum zu verstehen, wie ein Mensch derartige Strapazen aushalten kann. Jedenfalls ist ein normaler Mensch absolut nicht imstande, anhaltend derartige motorische Leistungen zu vollbringen. Er würde erschöpft zusammenbrechen.

Auch im Laboratorium der psychiatrischen Nervenklinik habe ich dank des Entgegenkommens der Kollegen viel gelernt und gesehen und besitze auch viele Präparate aus jener Zeit. Die Laboratorien waren klein und wenig luxuriös ausgestattet, und doch wurde viel darin geschafft. Die Mikrotome wurden damals erst eingeführt. Ich musste mir Mikrotome und Mikroskope selbst anschaffen, da in der *Schoelerschen* Klinik nichts von derartigen Apparaten gestellt wurde. Weitere größere Arbeiten von mir aus dieser Zeit waren die Abhandlungen über Augenstörungen bei Multipler Sklerose und der Syphilis des zentralen Nervensystems. Den wissenschaftlichen Zusammenarbeiten folgten dann auch manche heiteren und geselligen Zusammenkünfte am Abend (Theater, Konzerte, gemeinsamer Besuch der Naturforscher-Versammlung). Hier war *Siemerling* uns allen überlegen, er hatte

¹⁴⁸ „die Kur schnitten“, d.h. den Hof machen.

eine leichte Ader, aber wenig Geld, und trotzdem ging er zum Beispiel dreißigmal hintereinander in „Den Fall *Clémenceau*¹⁴⁹“ im Lessingtheater im ersten Rang, einer hervorragenden Schauspielerin zuliebe. Etwas leichtsinnig war er veranlagt, aber ein munterer Kumpan ist er immer gewesen.

Auch den Weihnachtsabend haben wir gelegentlich in nicht mehr zeremonieller Weise gefeiert, ja gelegentlich ziemlich wüst mit Wein und Sekt. Einmal hatten wir einen Kanadier Dr. *Gardener* dabei, der offenbar nicht viel vertragen konnte und den wir dann als „Leiche“ nach Hause fahren mussten. Aber ich hatte mich auch derartig übernommen, dass ich am ersten Feiertag einen riesigen Katzenjammer hatte. Ich hatte eine Einladung zu Professor *Westphal* zu Mittag angenommen und wollte nicht mehr absagen, aber ich war nicht mehr imstand, einen Bissen herunterzukriegen und entschuldigte mich fortwährend der mich nötigenden Hausfrau gegenüber, dass ich gerade von einem Mittagessen käme.

In dieser meiner Assistentenzeit lernte ich auch *Howe*-Buffalo¹⁵⁰, *Purtscher*-Klagenfurt und *Henschen*¹⁵¹-Stockholm kennen, die mir auch für später eine treue Freundschaft bewahrt haben.

Auch die Enthüllungsfeier des *Graefe*-Denkmals¹⁵² machte ich mit und das nachfolgende Diner mit seinen Toasten. *Becker*¹⁵³-Heidelberg sprach unter anderem auf *Schweigger* als Nachfolger *Graefes*. *Schweigger* hatte gerade ein sehr großes, plumpes Starmesser empfohlen und *Becker* meinte, wer mit solchem Messer operieren könne, der müsse wirklich etwas verstehen. Die eigentliche Gedächtnisrede auf *Albrecht von Graefe* hielt sein Vetter *Alfred Graefe*¹⁵⁴-Halle. Es waren tiefempfundene, eindrucksvolle Worte.

Im Bestreben, mich wissenschaftlich auf anderen als rein klinischen Gebieten der Augenheilkunde zu betätigen, war ich bemüht, auch im *Helmholtz*¹⁵⁵ Physikalischen Institut zu arbeiten, auch hatte ich ein Zimmer für die Untersuchungen angewiesen bekommen. Aber mit der Zeit haperte es sehr, da ich fast den ganzen

¹⁴⁹ „Der Fall Clémenceau“ (Im Original: L'affaire Clémenceau). (Deutsch: Die polnische Gräfin, 1864). Schauspiel in 5 Aufzügen von Alexander Dumas d.J. (1824-1895) und Jules-François Dartois de Bourneville (1845-1912).

¹⁵⁰ Lucien Howe (1848-1828), Professor of Ophthalmology, Buffalo, US-Bundesstaat New York. Sein hauptwissenschaftliches Thema war die verhütbare Blindheit. Gründer des HOWE- Laboratory in Harvard. Die höchste Auszeichnung der American Academy of Ophthalmology (AAO), die „Lucien Howe Medal“, ist nach ihm benannt.

¹⁵¹ Salomon Erhard Henschen, * Uppsala 28.2.1847, † Stockholm 4.12.1930, o. ö. Professor für Innere Medizin, Uppsala, mit besonderem Interesse für Erkrankungen des Nervensystems.

¹⁵² Albrecht von Graefe (1828-1870)-Denkmal, Charitéplatz, 10117 Berlin, von 1882. Von Rudolf Leopold Siemering, Bildhauer, und den Architekten Martin Gropius und Heino Schmieden.

¹⁵³ Otto Heinrich Enoch Becker, * Domhof in Ratzeburg 3.5.1828, † Heidelberg 7.2.1890. Zu seinen Werken zählen „Atlas der pathologischen Topographie des Auges“ (1874-78) und Arbeiten zur gesunden und kranken Linse und deren Therapie.

¹⁵⁴ Karl Alfred Graefe (1830-1899), gründete 1873 die erste Universitäts-Augenklinik in Halle.

¹⁵⁵ Hermann Ludwig Ferdinand (seit 1883 von) Helmholtz, * Potsdam 31.8.1821, † Berlin 8.9.1894. Physiologe, Physiker, Universalgelehrter. Arbeiten auf den Gebieten der Optik, Akustik, Elektro-Thermo- und Hydrodynamik. Entwickler des Augenspiegels.

Tag beschäftigt war. Hier muss ich besonders *Arthur Königs*¹⁵⁶ gedenken, der sich meiner sehr annahm und mit mir manchmal bis tief in die Nacht hinein dort gearbeitet hat (Unterschiedsempfindlichkeit für Spektralfarben, Abhängigkeit der Sehschärfe von der Beleuchtung, Bestimmung des Winkel Gamma und so weiter). *Helmholtz* bekam ich nur selten zu Gesicht. Es wurde so gemacht, dass wir die Tür vom Arbeitszimmer zum Korridor weit öffneten, *Arthur König* sich vorher einfand, wenn man wusste, *Helmholtz* würde den Korridor entlangkommen, und wo eine Tür offenstand, da sah er dann hinein. Er wurde dann von *Arthur König* festgehalten, der ihn über die Arbeit orientierte, und mit kurzen Worten gab er dann auch Antwort. *König* bedeutete mir dann die kurzen Aussprüche, und so kamen sie auch mir zunutzen. *Arthur König* war von abschreckender Hässlichkeit – einen langen, roten Vollbart, stark kurzsichtig – aber ein kluger, scharfer Kopf und mir ein stets bereiter Helfer und Förderer. Aus dieser Zeit stammt auch meine Bekanntschaft mit *Lummer*¹⁵⁷, dem späteren begabten und originellen Breslauer Physiker, ferner mit *Kayser*, dem Bonner Physiker, *Dieterici-Kiel* und *Brodhun*¹⁵⁸ (LUMMER-BRODHUN'sche Prismenkombination). Ich war mit *Arthur König* bis zu seinem Tode befreundet und erinnere mich noch seiner letzten Lebenszeit, wo er, in der Schwebe hängend¹⁵⁹, an seinem Schreibtisch arbeitete, um seine Wirbelsäule zu entlasten. Er hatte sich noch verheiratet mit einer vortrefflichen Frau, die sehr für ihn sorgte. Auch hatte er Kinder, die scheinbar gesund waren. Ich werde ihm immer ein dankbares Andenken bewahren. Für die experimentelle Richtung unserer Arbeiten sorgte *Schoeler* selbst. Er hatte immer allerlei Ideen, in denen er eine experimentelle Grundlage am Tier, hauptsächlich Kaninchen, zu schaffen suchte, wobei ich ihm assistierte und auch manchmal durch kritische Betrachtungen ihn etwas mäßigend beeinflusste. Wir saßen dabei bis tief in die Nacht hinein, bis bei der Chloroform-Anwendung und Gasbeleuchtung schließlich das ganze Zimmer blau war. *Schoeler* hatte auch gute physikalisch-optische Kenntnisse und früher im *Helmholtz'schen* Institut gearbeitet. Experimentelle Untersuchungen über das Fluoreszein, das uns *Ehrlich*¹⁶⁰ übergeben hatte, die Untersuchungen über Hornhaut-Transplantationen, Konjunktival-Plastiken, Behandlung von Netzhautablösungen und so weiter sind Früchte dieser experimentellen Arbeiten. Dieselben wurden meist in den Jahresberichten der Klinik veröffentlicht und wurden dadurch weniger bekannt, was auch meinen ersten Arbeiten weniger zugute kam.

Ich bin die langen Jahre der Zusammenarbeit mit *Schoeler* immer gut mit ihm ausgekommen. Er war liebenswürdig und hatte auch den Kranken gegenüber gefällige Formen. Nur gelegentlich konnte er Kranken gegenüber sehr heftig werden,

¹⁵⁶ Arthur Peter König, * Krefeld 13.9.1856, † Berlin 26.10.1901, Physiker, der für seine Arbeiten zur physiologischen Optik bekannt war.

¹⁵⁷ Otto Richard Lummer, * Gera 17.7.1860, † Breslau 5.7.1925, Physiker.

¹⁵⁸ Eugen Heinrich Eduard Ernst Brodhun, * Berlin 15. 10. 1860, † Berlin 19. 9. 1938, Physiker.

¹⁵⁹ Arthur König war von Geburt an durch eine Kyphose behindert.

¹⁶⁰ Paul Ehrlich, * Strehlen/Strzelin/Polen 14.3.1854, † Bad Homburg vor der Höhe 20.8.1919. Färbemethoden in der Hämatologie, Begründer der Chemotherapie, Entwickler der Heil-Seren. Nobelpreis 1908.

und es ist das einzige Mal gewesen, wo es zu so einem Rencontre zwischen uns kam, indem ich ihm erklärte, wenn er noch einmal so heftig gegen einen Kranken würde, ich meine Assistenz auf der Stelle niederlegen würde. Es ist nie wieder etwas Derartiges vorgekommen. 1888 zog ich aus der Klinik aus und schloss einen Vertrag mit ihm auf eine eventuelle spätere Übernahme der Klinik, ein garantiertes Fixum von 6000 Mark¹⁶¹ und die Möglichkeit, Privatsprechstunden abzuhalten. Die Operationsfälle mussten in die Klinik, und das Honorar floss der Klinik zu, doch war es gestattet, gelegentlich in der Wohnung des Patienten auf eigene Rechnung zu operieren. So erinnere ich mich der wunderlichen alten Tante eines befreundeten Kollegen, *Michelet*, eines typischen Berliners, die ich am Star glücklich operierte. Er war darob auch sehr erfreut und meinte, nun könne er sich noch einmal ein Dutzend Handtücher für seine Junggesellenwirtschaft leisten. Ich besuchte ihn öfters in seinem Junggesellenheim in der Ackerstraße im Norden Berlins zum Skatspiel. Bei solchen Besuchen machte er mich auch mit seiner Wirtschaftlerin, einer jungen Witwe, bekannt. Einmal überraschte ich ihn, wie er mit zwei kleinen Jungen, die angeblich seiner Haushälterin gehörten, Soldat spielte. Ich frage ihn später, was das für ein paar kleine Jungen wären. Er sagte: „Ja, die gehören meiner Haushälterin, aber auch mir“, und er wollte sich totlachen über meine Naivität. Er hat sie dann später auch wirklich geheiratet.

Nach meinem Abkommen mit *Schoeler* fühlte ich mich als selbständiger Mann, der nun auch zur Gründung eines Haushaltes schreiten könne und ging ziemlich scharf drauflos. Ich fing wieder mit Schlittschuhlaufen an auf der Rousseau-Insel¹⁶², um Damen meine Begleitung anzubieten. Ich hatte es aber ziemlich verlernt, die Schlittschuhe saßen auch schlecht, und so gab ich es wieder auf, zumal mir die Zeit sehr knapp wurde. Auch auf Gesellschaften wurde ich kühner und machte auch jungen Frauen die Kur, was mir gelegentlich finstere Blicke des betreffenden Ehegatten eintrug. Andererseits war ich auch etwas auf der Hut, mich bei Bowle und in angeheitertem Zustand nicht einfangen zu lassen, wozu wohl gelegentlich Versuche gemacht wurden. Da kam Oma als Patientin in die Klinik, und mit ihrer Bekanntschaft nahm mein Schicksal eine andere Wendung durch das Auftauchen ihrer Enkelin, *Lilli von Bagh*¹⁶³ aus Sankt Petersburg, meiner späteren Frau.

¹⁶¹ Für die Gold-Mark kann mittels des Statistischen Bundesamtes und dem aktuellen Verbraucherpreisindex die Kaufkraft berechnet werden (Stand Januar 2018): 1 Mark (1873) entspräche heute 6,40 €, das heißt 6000 M würden 38.400 € entsprechen.

¹⁶² Die Rousseau-Insel ist eine künstlich angelegte kleine, rundliche Insel in einem Wasserzug des Großen Tiergartens in Berlin. Sie trägt ihren Namen zu Ehren des französisch-schweizerischen Philosophen, Schriftstellers und Pädagogen Jean-Jacques Rousseau, dem auch eine auf dem Eiland errichtete, denkmalgeschützte Säule gewidmet ist.

¹⁶³ Als Schülerin der Sankt Petrischule in Sankt Petersburg findet sich in den Jahren 1883-1886 Louise von Bagh. Aus: <https://forum.ahnenforschung.net/archive/index.php/t-92879>. Aufgerufen am 28.8.2018 13:00 Uhr.

1887 bezog ich meine neue Wohnung in der Roon¹⁶⁴-Straße 13 in Berlin unter Betreuung von Frau *Anna Reich*, die ich aus der Klinik mitnahm, wo sie als Hausmädchen tätig war. 40 Jahre ist sie nun in meinem Haus, und ich bin ihr für die langen, treuen Dienste sehr dankbar.

Von der Berliner Umgebung habe ich eigentlich nicht viel kennengelernt, weil auch der Sonntag für mich nicht frei war. Es tut mir bis heute noch leid. Ich hatte wohl oft das Gefühl von der Notwendigkeit körperlicher Ausarbeitung, aber die Zeit! Ein schneller Spaziergang durch den Tiergarten war eigentlich das einzige Spaziergehen. Um den Effekt intensiver zu gestalten, bin ich oft in einsamen Gegenden im Dauerlauf des Weges geeilt.

Meine Lehtërtätigkeit in Berlin erstreckte sich hauptsächlich auf das Abhalten von Ophthalmoskopie- und Operations-Kursen. Und in meinem ersten Kursus war einer meiner Zuhörer *Hermann Klaatsch*¹⁶⁵, der spätere berühmte Anthropologe hier in Breslau, mit dem ich hier wieder zusammentraf. Ich kannte schon seinen Vater, einen sehr bekannten, angesehenen Arzt (*der alte Klaatsch*). Es gab damals in Berlin noch vortreffliche alte Hausärzte, die beim Publikum das größte Vertrauen und Ansehen genossen (*der alte Knaatsch, Koerte, Wegscheider, Sigismund, Fischmann* und andere mehr). Es waren ausgezeichnete, gute Menschen, auf die der Kranke sich unbedingt verlassen konnte und die auch dem Spezialisten gelegentlich Belehrungen und Zurechtweisungen zuteil werden ließen.

Um studentische Sachen habe ich mich in Berlin wenig gekümmert. Hierin war mein Bedarf von Tübingen und Göttingen her zur Genüge gedeckt. Gelegentlich besuchte ich wohl mal die Kneipe von Normannia¹⁶⁶, wo ein Vetter von mir, *Friedrich*



Abb.40: Louise (gen. Lilli) Antonie von Bagh (1870-1920)

¹⁶⁴ Albrecht Theodor Emil von Roon, ab 1871 Graf von Roon, * Pleushagen bei Colberg 30.4.1803, † Berlin 23.2.1879, preußischer Generalfeldmarschall und als Politiker ein Mitarbeiter Otto von Bismarcks in der Zeit der Reichsgründung von 1871.

¹⁶⁵ Hermann August Ludwig Klaatsch Mitglied der Leopoldina, * Berlin 10.3.1863, † Eisenach 5.1.1916. Mediziner, vergleichender Anatom, Anthropologe und Ethnologe. Ab 1907 a. o. Professor für Anthropologie in Breslau.

¹⁶⁶ Corps Normannia, Berlin, gegründet 1842. Aus: www.corps-normannia.de/das-Corps. Aufgerufen am 28.8.2018, 12:45 Uhr.

Schlüter, aktiv war. Ich habe auch noch einmal Kartell getragen, hatte mich auch beim Betreffenden angemeldet, aber der lag noch im tiefen Schlaf und konnte sich kaum ermuntern, als ich meinen Auftrag erledigte.

Das gesellige Leben hat mich in Berlin nicht sehr in Anspruch genommen. Das *Schoelersche* Haus stand mir stets offen, und ich habe dort besonders viele Balten kennengelernt, unter anderen von *Bergmann*¹⁶⁷, *Harnack*¹⁶⁸, *von Holst*¹⁶⁹, den Tenor *von Zur Mühlen*¹⁷⁰, der mir als Mann wenig imponierte, aber sehr verhältnisschelt wurde und den man weidlich durch Aufforderung zum Singen quälte. *Schoeler* selbst war Livländer. Ich erinnere mich, wie Frau Geheimrat *Schoeler* mit Aufforderungen zum Singen nicht nachließ. *Mühlen* floh und verriegelte sich im Klosett, und Frau *Schoeler* stand davor und flehte ihn um ein Lied an.

Die Gesellschaften, die ich mitmachte, beschränkten sich im wesentlichen auf einige Professorenfamilien. Es waren die üblichen Tanzereien. Die meisten der Leute kannte ich nicht, und so brachte ich ihnen auch kein besonderes Interesse entgegen. Unter den Tänzerinnen befand sich auch Frau *Martha Carst*, damals *Pringsheim*¹⁷¹, die seinerzeit ein schlankes Mädchen war und mit lebhaftem Emporschnellen sich beim Tanz bewegte.

Lebhaft steht mir noch in Erinnerung eine Einladung als Student zu einer großen Gesellschaft bei *Leyden*. Ich war sehr gewissenhaft schon etwas vor der bestimmten Stunde zur Stelle im Frack und meinem übergroßen alten Zylinder. Aber es war noch niemand anwesend, doch allmählich erschien die alte Großmutter und dann der Stabsarzt *Zunker*, den ich von der Klinik her kannte, und rettete die Situation. Ich war auch zu sehr Neuling bei diesen konventionellen Zusammenkünften. Erst später habe ich mich durch reichliche Übung in den Dinern und Abendgesellschaften zurechtgefunden.

Die ziemlich spärlichen, aber doch alljährlichen Ferien habe ich zu Reisen benutzt und auch die alte Heimat dabei nicht vergessen. Sooft ich konnte ging ich auch nach Heidelberg zu den Versammlungen der ophthalmologischen Gesellschaften. Hier lernte ich als junger Assistent noch so manche von unseren Alt-

¹⁶⁷ Ernst Gustav Benjamin von Bergmann, * Riga/Rīga/Lettlands 16.11.1836, † Wiesbaden 25.3.1907, Chirurg. Die von der Bundesärztekammer verliehene Plakette für die Ärztliche Fortbildung ist nach ihm benannt.

¹⁶⁸ Karl Gustav Adolf Harnack (ab 1914: von Harnack), * Dorpat/Tartu/Estland 7.5.1851, † Heidelberg 19.6.1930. Protestantischer Theologe, von 1888 -1924 an der Friedrich-Wilhelm-Universität, Berlin. Kirchenhistoriker.

¹⁶⁹ Hermann Eduard von Holst, * Fellin/Viljandi/Estland 7. Juni 1841, † Freiburg/Breisgau 20. 1. 1904. Historiker. Ab 1874 o. ö. Professor der Neueren Geschichte in Freiburg und in Chicago.

¹⁷⁰ Raimund von Zur Mühlen, * Gut Neu Tennasilm b. Fellin/Viljandi/Estland 10.11.1854, † Steyning/Sussex/UK 9.12.1931, Tenor, unter anderen Schüler von Clara Schumann.

¹⁷¹ Marta (Martha) Pringsheim, † 25.4.1934, verheiratet mit Eli Carst, † 19.10.1919, Tochter des ober-schlesischen Eisenbahn-Unternehmers und Kohlegrubenbesitzers Rudolf Pringsheim (1821-1906), Schwester von Alfred Pringsheim, * Ohlau 2.9.1859, † Zürich 25.6.1941, dem Vater von Katia Pringsheim, verheiratete Thomas Mann. Aus: Jüdische Schicksale: Ein Gedenkbuch der Stadt Werder/Havel. Aufgerufen am 28.8.2018, 16:15 Uhr.

meistern der Augenheilkunde kennen. Speziell *Donders*¹⁷² und *Snellen*¹⁷³ aus Utrecht, *Swanzy*¹⁷⁴-Dublin, *Horner*¹⁷⁵-Zürich, *Völkers*¹⁷⁶-Kiel, *Jakobson*¹⁷⁷-Königsberg, *Manz*¹⁷⁸-Freiburg, *Sattler*¹⁷⁹-Leipzig, *Graefe*¹⁸⁰-Halle, *Becker*¹⁸¹-Heidelberg, *Michel*-Würzburg, *Jessop*¹⁸²-London, *Landolt*¹⁸³-Paris, *Leber*¹⁸⁴-Göttingen, *Weber*-Darmstadt und *Magawly*-Sankt Petersburg. *Donders* war eine außerordentlich markante Erscheinung, nicht frei von Pose und Pathos. Gelegentlich hielt er Ansprachen in drei Sprachen (französisch, englisch und deutsch), und zwar in einem außerordentlich langsamen Tempo, jedes Wort betonend, sodass man wohl den Wunsch bekam, die Worte etwas schneller seinem Munde entgleiten zu hören. Seine großen wissenschaftlichen Verdienste, besonders um die Refraktion und Akkommodation des Auges, machten ihn für uns Jüngeren zum Gegenstand besonderer Verehrung. Sein äußeres Auftreten war so ganz anders als das einfache von *Helmholtz*, der natürlich unser „Nationalheros“ war und die Heidelberger Zusammenkünfte besuchte. Besonders trat er hervor durch die bedeutende Rede gelegentlich der Verleihung der *Graefe*-Medaille an ihn. Es war eine denkwürdige Sitzung. Auch *Arlt*¹⁸⁵ ist mir in lebhafter Erinnerung mit seinem schlichten und freundlichen Auftreten. *Becker*-Heidelberg war sozusagen der Wirt und trat schon selbstbewusster, oft recht energisch auf, hielt vortreffliche Tischansprachen und Festreden, kurzum er verstand in seiner stattlichen Erscheinung sehr

¹⁷² Frans Cornelius Donders, * Tilburg/Nordbrabant 27.5.1818, † Utrecht 24.3.1889. Wegbereiter der Augenheilkunde. Präsident der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft 1870-1889.

¹⁷³ Hermann Snellen, * Zeist/Utrecht 19.2.1834, † Utrecht 18.1.1908. Erfinder der SNELLEN-Sehzeichen zur Messung der Sehschärfe.

¹⁷⁴ Henry Rosborough Swanzy (1843-1913), Schüler von Albrecht von Graefe, President of the Royal College of Surgeons in Ireland.

¹⁷⁵ Johann Friedrich Horner, * Zürich 27.3.1831, † Zürich 20.12.1886. Assistent bei Albrecht von Graefe. Entdecker des HORNER-Syndroms. Begründer der Schweizer Augenheilkunde.

¹⁷⁶ Carl Friedrich Georg Völckers, * Lensahn 28. 3.1836, † Kiel 2. 2. 1914. Ab 1868 erster o. ö. Professor für Ophthalmologie an der Christian-Albrechts-Universität, Kiel.

¹⁷⁷ Julius Jacobson, * Königsberg/Kaliningrad/Russland 18.8.1828, † Cranz 14.9.1889. Ab 1873 o. ö. Professor für Augenheilkunde in Königsberg.

¹⁷⁸ Hofrat Wilhelm Manz, * Freiburg 29.5.1837, † Freiburg 20.4.1911. Ab 1868 o. ö. Professor für Augenheilkunde in Freiburg.

¹⁷⁹ Hubert Sattler, * Salzburg 9.9.1841, † Leipzig 15.11.1928. Von 1891-1920 o. ö. Professor für Augenheilkunde in Leipzig. Er widmete sich unter anderem den Krebserkrankungen des Auges.

¹⁸⁰ Karl Alfred Graefe, * Martinskirchen 23.11.1830, † Weimar 12.4.1899. Ab 1873 o. ö. Professor für Augenheilkunde in Halle, Vetter und Schüler von Albrecht von Graefe.

¹⁸¹ Otto Heinrich Enoch Becker, * Domhof Ratzeburg 3.5.1824, † Heidelberg 7.2.1890. Schüler von Karl Alfred Graefe (auch Alfred Karl Graefe) und Ferdinand von Arlt. Ab 1868 o. ö. Professor für Augenheilkunde in Heidelberg.

¹⁸² W.H.H. Jessop.

¹⁸³ Edmund Landolt, * Kirchberg b. Aarau 17.5.1846, † Paris 9.5.1926. Erfinder der LANDOLT-Ringe, genormte Sehzeichen zur Prüfung der Sehschärfe. Gründer einer privaten Augenklinik in Paris.

¹⁸⁴ Theodor Leber, Mitglied der Leopoldina, * Karlsruhe 29.2.1840, † Heidelberg 7.4.1912, 1873 o. ö. Prof. Göttingen; 1890-1910 o. ö. Professor in Heidelberg. Seinen Namen tragen die LEBER'sche Optikusatrophie und die LEBER'sche kongenitale Amaurose.

¹⁸⁵ Carl Ferdinand von Arlt (ab 1870 Ferdinand Ritter von Arlt) * Obergraupen/Horní Krupka/Tschechien 18.4.1812, † Wien 7.3.1887. Lehrer von Albrecht von Graefe. Herausgeber des Handbuchs der gesamten Augenheilkunde 1874-1880.

zu repräsentieren, aber wenn ihm einer auf den Fuß trat, so konnte er auch recht ausfallend werden. Gegen mich war er immer sehr freundlich. Wir waren Landsleute, er aus Mecklenburg-Strelitz und ich aus dem Schwerinischen.

Horner, diesen vorzüglichen Kliniker, sehe ich auch in Erinnerung lebhaft vor mir mit seiner gebückten Haltung und seiner Brille. *Swanzy* war der hagere, feine Irländer mit freundlichem Auftreten gegen jedermann. Sehr sympathisch war auch der ältere *Snellen* mit seinem ruhigen holländischen Temperament. Auf einer Reise nach Heidelberg traf ich einmal mit *Völckers*-Kiel im Coupé zusammen. *Völckers* hatte so ungefähr das Aussehen und das Auftreten eines älteren Kavallerieoffiziers. Beide kannten sich nicht, gerieten aber in Differenzen, bis sie sich dann gegenseitig bekannt machten und nun Frieden schlossen. *Michel*¹⁸⁶-Würzburg litt wahrscheinlich nicht an Mangel an Selbstbewusstsein und bespöttelte gern andere Menschen. Mit verblüffender Sicherheit stellte er seine Behauptungen auf und hatte oft gute Treffer darunter (Tuberkulose des Auges, Venen-Thrombose und so weiter). Ich erinnere mich noch, wie ich auf dem internationalen Kongress neben ihm saß. Er konnte nicht lange stillsitzen, erhob sich und marschierte während des Vortrages eines Italieners ganz ungeniert auf dem Gange zwischen den Stühlen auf und ab. Als er zurückkam, mit dem Rücken zum Redner gewandt, nickte er mir zu und zeigte mit dem Daumen rückwärts zu dem Redner hin: „Wenn mir ein Student so etwas im Examen sagt, liebe ich ihn durchfallen.“ Mir war das Verhalten doch etwas ungemütlich, und ich rückte von ihm ab.

Landolt-Paris und auch *Dor*¹⁸⁷-Lyon waren häufige Besucher des Heidelberger Kongresses, und mit ersterem, einem geborenen Schweizer, wurde ich später auf richtig befreundet. Der Krieg hat alle diese Beziehungen gelöst. Auch *Schmidt-Rimpler*¹⁸⁸-Marburg, noch einer der letzten Assistenten von *von Graefe*, war eine typische Erscheinung, ganz Militär in seinem Äußeren und langjähriger Damenredner auf den Heidelberger Kongressen. Es war mir später bestimmt, sein Nachfolger in Marburg zu werden. Er hinterließ mir damals seinen jüngsten Assistenten *Axenfeld*¹⁸⁹, wofür ich ihm heute noch sehr dankbar bin.

Auch *Jessop*-London bin ich später näher getreten, und ich war wiederholt sein Gast in London bei wissenschaftlichen Kongressen. Er hat mich auch einmal in Breslau besucht, um auch hier einen *Cranach*¹⁹⁰ zu sehen, von dessen Existenz ich

¹⁸⁶ Julius von Michel, * Frankenthal (Pfalz) 5.6.1843, † Berlin 29.9.1911. Ab 1.4.1879 o. ö. Professor für Augenheilkunde in Würzburg. Ab 1900 in Berlin.

¹⁸⁷ Henri Dor, * Vevey 4.10.1839, † Lyon 28.10.1912. Ab 1876 Augen-Privatklinik in Lyon.

¹⁸⁸ Hermann Schmidt-Rimpler, * Berlin 30.12.1838, † Halle 23.9.1915. Begründer der Universitäts-Augenklinik Marburg an der Lahn. Verfasser einiger Lehrbücher.

¹⁸⁹ Karl Theodor Paul Polycarp Axenfeld, * Smyrna (Ismir)/Türkei 24.6.1867, † Freiburg 29.7.1930. Beschrieb die AXENFELD-Anomalie, das AXENFELD-RIEGER-Syndrom, das Bakterium MORAX-AXENFELD et cetera. Axenfeld war ab 1900 Schriftleiter der „Klinischen Monatsblätter für Augenheilkunde“ gemeinsam mit Uhthoff. Nach Uhthoffs Tod 1927 hatte Axenfeld die Schriftleitung bis zu seinem Tod 1930 gemeinsam mit Aurel von Szily und Bernhard Kayser inne.

¹⁹⁰ Die „Madonna unter den Tannen“ ist ein Gemälde von Lucas Cranach dem Älteren, * Kronach 4.10.1472, † Weimar 16.10.1553, aus der Zeit um 1510. Das lange Zeit im Breslauer Dom verwahrte und daher auch als „Breslauer Madonna“ bekannte Gemälde war nach dem Zweiten Weltkrieg verschwunden und kehrte erst 2012 nach Breslau zurück. Es befindet sich seitdem im Erzdiözesanmuseum der Stadt Wrocław (Breslau).

keine Ahnung hatte. Auch *A. von Hippel*¹⁹¹ war eine markante Erscheinung, die ich nie vergessen werde, ebenso wie *Gullstrand*¹⁹² und *Nordenson*¹⁹³ aus Stockholm, die sehr häufige Besucher der Versammlung waren. Ersterer ein allgemein bekannter Ophthalmologe und Physiker, dem die Augenheilkunde so viel verdankt (Dioptrik, Spaltlampe, reflexloser Augenspiegel), letzterer ein Schüler und Freund *Lebers*, dessen wahre Anhänglichkeit wir immer besonders eingeschätzt haben.

Das waren so einige Persönlichkeiten, die ich in Heidelberg in den ersten Jahren meines Besuches noch kennenlernte. Sie gehörten zum Teil noch zum intimeren Freundeskreis *A. von Graefes*. Sie sind fast alle tot, und ich bin zur Zeit einer der Ältesten. *Sattler*¹⁹⁴ ragt noch als feste Säule aus jener Zeit und vor kurzem auch noch *Hirschberg*¹⁹⁵. Auch *Lebers* gedenke ich mit besonderer Verehrung. Sein gastliches Haus in Heidelberg hat sich mir oft geöffnet, ebenso wie das seines Nachfolgers und Assistenten *Wagenmann*¹⁹⁶. Wenn ich jetzt noch den einen oder anderen aus jener Zeit wiedersehe, so ist mir das immer eine große Freude, und ich sage mit *Fuchs*¹⁹⁷-Wien, solange ich noch irgend kann, gehe ich nach Heidelberg. Auch während des Krieges hat die Heidelberger Versammlung tunlichst regelmäßig getagt, und auch viele Kollegen aus dem Felde nah-



Abb.41: Karl Theodor Paul Polycarp Axenfeld.
Aus:Karger.com. Aufgerufen am
13.9.2018 11:00 Uhr

¹⁹¹ Arthur von Hippel, * Fischhausen/Primorsk/Kaliningrad/Russland 24.10.1841, † Göttingen 26.10.1916. Konstrukteur eines Uhrwerk-Kronen-Trepans. Graefe-Preisträger, o. ö. Professor in Gießen, Königsberg, Halle und Göttingen.

¹⁹² Allvar Gullstrand, * Landskrona 5.6.1862, † Stockholm 28.7.1930. Nobelpreis für Physiologie und Medizin 1911 für seine Forschungen zur Dioptrik.

¹⁹³ Erik Nordenson (1847-1919) Augenarzt in Stockholm.

¹⁹⁴ Hubert Sattler, * Salzburg 9.9.1844, † Leipzig 15.11.1928. Direktor der Universitäts-Augenklinik Leipzig. Beschäftigte sich unter anderem mit den Krebserkrankungen des Auges.

¹⁹⁵ Julius Hirschberg, * Potsdam 18.9.1843, † Berlin 17.2.1925. Schüler Albrecht von Graefes. Augenarzt, Hochschullehrer, Medizinhistoriker. Die deutschsprachige Gesellschaft zur Geschichte der Augenheilkunde trägt seinen Namen.

¹⁹⁶ August Wagenmann, * Göttingen 5.4.1864, † Heidelberg 12.8.1955, Graefe-Preisträger wegen seiner Arbeiten über Zirkulationsstörungen des Auges.

¹⁹⁷ Ernst Fuchs, * Kritzendorf 14.6.1851, † Wien 21.11.1930, Begründer der pathologischen Anatomie des Auges. Vorstand der Wiener Augenklinik. Das FUCHS-Uveitis-Syndrom, der FUCHS'sche Fleck tragen unter anderem seinen Namen.

men daran teil. Nach *Lebers* Tode hat mir die Ophthalmologische Gesellschaft die Ehre erwiesen, mich zu ihrem Vorsitzenden zu wählen. Ich habe dieses Amt gern verwaltet, muss aber sagen, dass die Hauptarbeit stets unser ausgezeichnete Schriftführer *Wagenmann* geleistet hat. Nun wird es aber Zeit, dass das Amt des Vorsitzenden eine jüngere Kraft übernimmt.

In jüngeren Jahren als Assistent verband ich mit der Reise nach Heidelberg gewöhnlich eine Tour zu Fuß durch Thüringen, sei es allein oder mit *Siemerling*. Ich habe Thüringen auf diese Weise sehr gut kennengelernt. Von Schwesburg über Ilmenau, Friedrichroda nach Eisenach. Eine Tour, die ich alleine unternahm, ist mir in besonderer Erinnerung geblieben. Ich traf auf dem *Kikelhahn*¹⁹⁸ beim *Goethe-Häuschen*¹⁹⁹ ein Elternpaar mit einer sehr hübschen, jungen, in Weiß gekleideten Tochter, die mir sehr gefiel. Die Eltern gingen voran und ich mit ihr hinterher. Mir ging es wohl durch den Kopf, ob es nicht für mich die Lebensgefährtin sei. Ich wagte es aber doch nicht, weil ich zu jener Zeit nicht so weit war, um einen Hausstand zu gründen. Im nächsten Sommer erhielt ich eine Postkarte mit einem großen roten Fragezeichen aus Ilmenau. In diesem Jahr aber konnte ich nicht nach Heidelberg kommen, sondern erst im nächsten Jahr passierte ich mit *Siemerling* Ilmenau, und wir besuchten die Eltern des jungen Mädchens. Die Mutter erkannte mich wieder, und mit bedauerndem Achselzucken empfing sie uns: „Ja, unsere Tochter ist verlobt.“ Der Bräutigam war ein Fabrikant und war mit seiner Braut in die Nachbarschaft gefahren. Wir kannten den Weg, gingen ihnen entgegen, zogen schwenkend den Hut, sie grüßte wieder, aber der Wagen rollte davon, und der Roman war zu Ende. Vielleicht war es auch gut so.

Auch nach anderen Richtungen lenkte ich gelegentlich in den Ferien meinen Weg. So fuhr ich einmal in Begleitung von *Siemerling* mit einem kleinen Dampfer von Hamburg nach Leath in Schottland. *Siemerling* machte eine Studienreise, um schottisches Irrenwesen kennenzulernen, und ich schloss mich ihm an. Der Dampfer lag am Quai, an einer Stelle, die wir nicht kannten. Es war schon dunkel geworden, und wir irrten herum und suchten. Beleuchtung fehlte, und auf einmal stand ich im Wasser, schon halb mit dem Fuß über den Quai, nur ein kleiner Zwischenraum trennte mich vom Dampfer. Um ein Haar wäre ich zwischen Quai und Dampfer gestürzt. Ob man wohl wieder herausgekommen wäre? Dann ging die Fahrt glücklich vonstatten. Wir waren nur vier Passagiere an Bord, zwei junge Schottinnen und wir. Erstere war sehr still und zurückhaltend, später aber freundeten wir uns an, und eine Flasche Sekt führte zu großer Ausgelassenheit auf beiden Seiten. Zeitweise trübte Seekrankheit etwas das Idyll. Ich blieb verschont, nur als wir morgens uns in der Kajüte anzogen und die Wände der Kajüte auf und ab tanzten, bekam ich eine Ahnung von Seekrankheit, aber schnelles Hinaufsteigen auf Deck beseitigte die Anwandlung, während die beiden Gefährtinnen und *Siemerling* härter mitgenommen wurden.

¹⁹⁸ Kikelhahn, Ilmenauer Hausberg, 861 m hoch, mit 24 m hohem Aussichtsturm.

¹⁹⁹ Goethe schrieb am 6. September 1780 sein Gedicht „Wandrer's Nachtlid-Ein gleiches“ („Über allen Gipfeln ist Ruh'...“) auf die Bretterwand der kleinen Jagdhütte.

In Schottland besuchten wir Edinburgh und Glasgow sowie eine Irrenkolonie auf dem Lande und fuhren dann ein gutes Stück ins Hochland hinein, dieses interessante Land mit seinen Bergen und Seen, aber wenig Wald. Es gab in dem Ort, wo wir übernachteten, nur ein Hotel, und wir mussten uns schon den Gebräuchen ganz anpassen. Alles war gemessen und förmlich. Mit vierspänniger „Mailcoach“ ging es durch das Land. Dann kam noch eine lange Fußwanderung, und völlig ausgehungert kamen wir schließlich auf einer kleinen Eisenbahnstation oben in den Bergen an. Nun glaubten wir, uns ordentlich verpflegen zu können, aber es gab dort nichts, auch rein gar nichts, nicht einmal ein Stück Brot. Ein Schullehrer hatte Mitleid mit uns und schenkte uns etwas Obst. Der Zug ließ lange auf sich warten. Wir wanderten noch etwas in der Umgebung, begegneten aber so fragwürdigen *Bassermann*²⁰⁰'schen Gestalten, dass wir es vorzogen, uns auf den kleinen Bahnhof zurückzuziehen. Hier sah ich noch einige schottische Grouse²⁰¹ in der Heide, die mich als Jäger sehr interessierten. Der Zug brachte uns dann auf eine größere Station, wo wir mit wahren Heißhunger über die Sandwiches herfielen. Dieses schottische Hochland hat wohl etwas Ernstes, Starres und doch Großartiges.

Wir kehrten dann nach Edinburgh zurück, besahen die Sehenswürdigkeiten, unter anderem das Castle. Auch besuchte ich *Argyll Robertson*²⁰², den bekannten Ophthalmologen (*Argyll Robertsonsches* Pupillenphänomen). Er war sehr liebenswürdig, und ich sah ihn operieren.

Am Sonntag wusste man schlechterdings nicht, was man anfangen sollte. Alles war geschlossen und die Stadt wie tot. Es wurde zu Hause pokuliert. Wir mussten noch einige Tage länger in Edinburgh bleiben, da mich unterwegs ein heftiger Kolikanfall betraf, sodass ich nur mit Mühe ins Hotel zurückkommen konnte. Siemerling applizierte mir eine Morphiuminjektion, und allmählich ging es vorüber (wahrscheinlich Gallenanfall²⁰³).

Nachdem es mir wieder leidlich gutging, fuhren wir nach London und hielten uns dort noch einige Tage auf. Ich war noch recht kaputt, aber bald wurde es besser, und ich fuhr über Vlissingen²⁰⁴ nach Hause, während *Siemerling* noch nach Paris reiste. Ich habe London mit seinen großen Sehenswürdigkeiten erst später mehr kennengelernt.

Internationale Kongresse habe ich als Assistent und auch noch später eine ganze Reihe besucht, wie London, Paris, Moskau, Lissabon, Rom und Neapel, und in London bin ich später wiederholt gewesen und auch in Oxford zum Ophthalmologen-Kongress. Wir waren hier in Studentenquartieren untergebracht und aßen im gemeinsamen Speisesaal. Die Studenten waren in den Ferien. Es war mir sehr

²⁰⁰ Albert Bassermann, * Mannheim 7.9.1867, † Zürich 15.5.1952. Schauspieler. Sein am Naturalismus geschulter, psychologisch zergliedernder Stil prägte Bassermann vor allem zum Ibsenspieler; später ging er zu klassischen Rollen über (Mephisto und andere).

²⁰¹ Haselhuhn.

²⁰² Argyll Robertson (1837-1909).

²⁰³ Wahrscheinlich Kolik infolge eines Gallensteinleidens.

²⁰⁴ Vlissingen, als frühere englische Garnisonsstadt auch Flushing genannt, ist eine niederländischer Hafenstadt an der Mündung der Westerschelde.

interessant, diese alte englische Universität kennenzulernen. Bei meinen verschiedenen Aufenthalten in London handelte es sich um mehrere Kongresse und einmal auch um eine Konsultationsreise zum *Prinzen Stolberg-Wernigerode*²⁰⁵ in der Gesandtschaft. Das letzte Mal war ich im Frühjahr 1914 in London. Man hatte mich ehrenvollerweise mit der Abhaltung der *Bowman*²⁰⁶ Lecture (über Stauungspapille) beauftragt. Dieselbe musste in englischer Sprache gehalten werden, und das war nicht ganz einfach. Auch die Erwidernng des Tischoastes auf mich als Ehrengast musste englisch erfolgen.

So sehr mir die englische Gastfreundschaft und Ehrung zuteil wurde (ich wohnte bei *Jessop*), so merkte man doch im allgemeinen ein Erkalten der Beziehungen zwischen England und Deutschland. Gerade in den Tagen weilte *König Georg*²⁰⁷ von England zu Besuch in Paris, ein Ereignis, das in der Presse sehr gefeiert wurde. Ob es noch zum Abdruck meiner *Bowman* Lecture gekommen ist, weiß ich nicht, da ja bald der Krieg seinen Anfang nahm.

Die Sehenswürdigkeiten Londons habe ich bei meinen verschiedenen Besuchen gründlich kennengelernt. Das Britische Museum mit seinen wertvollen Sammlungen, seiner riesigen Bibliothek, die trotz ihrer Größe durch praktische Einrichtung dem Publikum zugänglich gemacht wurde, dem historischen Museum mit seinen Gemälden aus der älteren Periode, die alles, was in der Malerei modern und namentlich exzentrisch ist, weit in den Schatten stellt. Es ist mir in dieser Hinsicht sogenannter moderner Geschmack völlig unverständlich. Das Britische Museum verdankt seine Schätze in erster Linie der historischen Weltstellung Englands, durch die die aus aller Herren Länder gesammelten, zum Teil auch geraubten Schätze, zu finden sind.

Die Westminster-Abtei, ebenfalls ein Stück Geschichte Englands, sowie das Parlamentsgebäude, der Tower mit seinen alten, finsternen Erinnerungen, die Themsebrücke und der Hafen sind Wahrzeichen Londons.

Einmal nahmen mich meine Bekannten in einen Vorort Londons mit, wo am Wochenende die ganze jugendliche Welt in ihren Booten auf der Themse lag. Dieselbe war tatsächlich schwarz von Fahrzeugen, die geschickt gerudert und gesteuert wurden. Man gab mir das Steuer in die Hand, aber bald kam es zu allerlei Zusammenstößen, sodass die Umgebung zu grollen anfang, was mich dann veranlasste, meinen Posten als Steuermann aufzugeben.

²⁰⁵ Gegebenenfalls Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode (ab 1890: Fürst). * Geldern 10.10.1837, † Wernigerode 19.11.1896, Vizekanzler unter Bismarck.

²⁰⁶ William Paget Bowman, * Nantwich 20.7.1816, † bei Dorking 29.3.1892, Augenarzt, Physiologe, Anatom. Beschrieb unter anderem die nach ihm benannte BOWMAN-Membran der Hornhaut. Gründer des heutigen Royal College of Ophthalmologists.

²⁰⁷ George V., * Malborough House, London 3.6.1865, † Sandringham House 20.1.1936, änderte 1917 den Namen seiner deutschstämmigen Dynastie – bedingt durch die Feindbilder des Ersten Weltkrieges – von „Saxe-Coborg-Gotha“ in „Windsor“.

Einen richtigen Londoner Nebel habe ich nicht erlebt, aber wenigstens eine Andeutung davon. Der Alltagsverkehr auf den Straßen, besonders der Oxfordstreet, war enorm. Damals waren es noch meistens Pferdeomnibusse, auf deren Verdeck man am besten eine Fahrt machen konnte, um so von oben herab die Situation zu übersehen. Es war bewundernswert, wie dicht sich die verschiedenen Gefährte mit Sicherheit durcheinanderschoben. Die Verkehrspolizei in diesem Gedränge war mustergültig, und jeder musste sich ihren Anordnungen fügen.

Und dann dieser Gegensatz am Sonntag. Ich trat meine Rückreise an einem Sonntagmorgen an, alle Straßen waren fast leer. Ein gewisses Gefühl der Geborgenheit war es für mich immer, wenn ich erst im Zuge saß und dem nächsten Hafenplatz entgegenrollte. Von hier vollzog sich die Heimreise sehr ruhig und sicher, nachdem man den Dampfer nach Vlissingen betreten hatte. Hier stand dann schon der Zug bereit, der direkt durch Holland nach Berlin in die Heimat führte.

Mit einem ähnlichen Gefühl der Erleichterung bin ich auch von Paris mit all seinen Herrlichkeiten über die Grenze zurückgekehrt. Ich hatte da frühmorgens einige Stunden Aufenthalt in Straßburg und benützte dieselben dazu, mir die Stadt näher anzusehen, besonders aber das Münster und die alten Häuser der Umgebung. Ganz versunken in diese alten Herrlichkeiten, gab ich diesen meinen Gefühlen einem Schutzmann gegenüber der betreffenden Baulichkeit Ausdruck. „Ja, wat meine Sie, wat da für Wanzen drin sind“, war seine Antwort.

So kam dann allmählich das Jahr 1887/88 heran, das mir in meinem bisherigen Dasein durch die Bekanntschaft und baldige Verheiratung mit *Lilli* eine gründliche Umwälzung brachte, worüber ich an anderer Stelle weiterberichtet habe.

1.3 Die Zeit als Arzt, Wissenschaftler und als Familienoberhaupt.

Noch steht *Lillis* Sarg im Nebenzimmer, begraben unter neun mächtigen Kränzen roter Rosen. Heute zum letzten Mal im alten Heim, morgen in aller Frühe findet die Überführung in die Halle des Kirchhofes statt, und um 11 Uhr ist die Beisetzung. Du kannst Dir denken²⁰⁸, was wir empfinden und wie schwer ich dieses Unglück trage. Fünfzig Jahre alt, ja sie ist jung gestorben in jeder Hinsicht, ich habe es wohl nicht für möglich gehalten und hatte anders gerechnet.

Siebzehn Jahre sollte sie wenigstens länger leben als ich in schöner Gemeinschaft mit ihren Kindern, wenn ich einmal dahingegangen sein würde. Und nun scheidet sie und lässt uns allein zurück, welch' eine Leere in unserem Haus und Heim. Jetzt heißt es, die Zähne zusammenbeißen und solange es geht, in der Erinnerung an die innigste Geliebte für die Kinder weiterzuleben und zu arbeiten²⁰⁹. Gebe Gott, dass meine Kräfte noch einige Zeit reichen, andere Ziele verfolge ich nicht mehr, die Arbeit soll mein Tröster sein und Ablenkung.

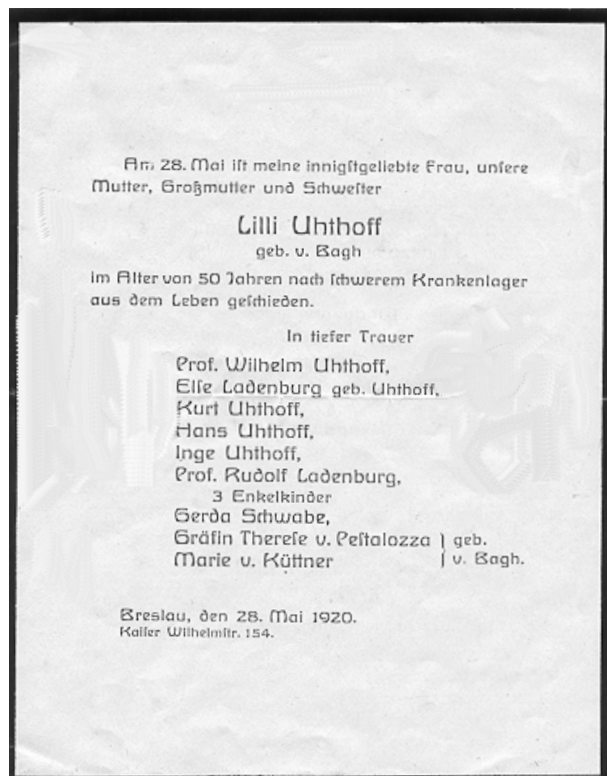


Abb.42: Todesanzeige Lilli Uhthoff, geb. von Bagh

²⁰⁸ Man kann sich denken an wen diese Zeilen gerichtet sind.

²⁰⁹ Hier zeigen sich die Resilienz und die „agency“ des Wilhelm Uhthoff.

Es war wohl ein schweres Krankenlager, besonders in der letzten Zeit, und doch wollten wir die Hoffnung nicht aufgeben bis zuletzt, obschon ich seit drei Wochen mich der schlimmsten Befürchtungen nicht erwehren konnte. Ärztlich ist dagegen gekämpft worden, soweit es in menschlichen Kräften lag, aber wir sind unterlegen. Wenn *Lilli* wohl auch wusste, dass sie schwer krank war, so scheint sie doch bis zuletzt nicht an ihr Ende geglaubt zu haben. *Kurt* und *Toni Trau* besonders haben Unglaubliches in der Krankenpflege geleistet und sind nicht von ihrer Seite gewichen. Und trotzdem, in der Nacht des 28. Mai 1920 drei Uhr morgens, ist sie verschieden. Wir wurden gerufen und umstanden erschüttert ihr letztes Lager. Leise öffnete sich die Tür, und *Inge*²¹⁰, mit roten Rosen in den Händen und in langem, wallendem, weißem Nachthemd, tränenüberströmt, trat ein. Es war mir, als ob ein Engel ins Zimmer trete, aber ihre Mutter hatte soeben ihre Augen für immer geschlossen. Unwiederbringlich dahin, ich kann es noch gar nicht fassen. Die Krankheit begann anfangs mit leichten Erscheinungen einer Brustfellreizung, aber es ging noch wieder vorüber, und sie fühlte sich wieder leidlich wohl. Vor einigen Wochen waren vorübergehende Magenerscheinungen aufgetreten, die dann behoben schienen, die aber doch, wie sich später herausstellte, ihre schlimme Bedeutung gehabt haben. Es hat sich nachträglich herausgestellt, dass ein Geschwür am Ausgang des Magens durch Weiterverbreitung der Ausgangspunkt für die Bauchfellentzündung und später auch für die tödlich verlaufende Bauchfellentzündung wurde. Die letztere brachte große Beschwerden für die Kranke mit sich und hat schließlich das Leben vernichtet, besonders auch, da die Nahrungsaufnahme schließlich fast unmöglich wurde. Einige Male trat schon zuvor eine bedrohliche Herzschwäche ein, die aber durch ärztliches Eingreifen überwunden wurde, bis dann schließlich alles vergeblich wurde. Und so haben wir sie verloren, an der wir alle mit so inniger Liebe hingen. Das Unfassbare ist zur bitteren Wahrheit geworden, und ich kann nur mit Schiller sagen: „Die Blume ist hinweg in meinem Leben“²¹¹, und auch das Haus ist verödet.

Gestern war die Beisetzung, ein schwerer Gang! Morgens um 8 Uhr war die Überführung in die Friedhofskapelle²¹², bei der *Kurt*, *Gerda*²¹³, *Hans* und *Inge* sie begleiteten, *Else*, *Marie von Bagh*, *Therese von Bagh* und *Rudi*²¹⁴ waren gleichfalls dort, und wir nahmen die Aufbahrung vor. Der Sarg lag im eigentlichen Sinne des Wortes begraben unter blühenden Rosen, die wir uns für *Lillichen* gar nicht anders vorstellen konnten, da sie selbst wie eine Blume geknickt dahingegangen war. Alt ist sie ja wahrlich nicht geworden, und doch glaube ich sagen zu können, es lag ein schönes, volles Leben hinter ihr. Heute vor zweiunddreißig Jahren war unser Hochzeitstag, und das Schicksal hatte uns bis dahin gnädig geführt. Noch vor wenigen

²¹⁰ Inge (gen. Ina) Uhthoff, später Inge Jaeger-Uhthoff, Tierbildhauerin, jüngste Tochter von Wilhelm und Louise Uhthoff, geb. von Bagh.

²¹¹ Aus Friedrich von Schiller: Wallensteins Tod. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 5. Aufzug, 3. Auftritt.

²¹² In Heidelberg.

²¹³ Gerda, verh. Uhthoff (1896-1988), Schriftstellerin, Pazifistin, Braut von Kurt Uhthoff.

²¹⁴ Walter Rudolf Ladenburg, * Kiel 6.6.1882, † Princeton/USA 3.4.1952, Atom-Physiker.



Abb.43: Lilli Uhthoff, geb. von Bagh als Großmutter, 1917



Abb.44: Begräbnisstätte von Wilhelm Uthhoff

Wochen auf *Elses* Fest sah sie aus wie ein junges Mädchen, frisch und gesund, so dass es die Menschen nicht begreifen konnten, sie sei schon seit Jahren die Großmutter ihrer Enkelkinder.

Und diese ihre jugendliche Frische war immer so die Freude meines Lebens, ich bin wohl stolz darauf gewesen, sie mir jung zu erhalten und sie vor Sorgen und Mühen des Lebens nach besten Kräften zu schützen. Die Worte des Probst *Decke* an ihrer Bahre haben, glaube ich, das Richtige getroffen, wenn er sagte, „sie war seine Jugend, und er war ihr Stolz und ihre Kraft.“ An heißem Bemühen meinerseits im Leben hat es jedenfalls nicht gefehlt, diese Worte zur Wahrheit zu machen, und ich kann ja nur Gott danken, dass es mir vergönnt war, bisher voll für sie einzutreten und auch die letzten, schweren Jahre an ihrer Seite zu stehen. Nun bin ich allein ohne sie, die Mutter unserer Kinder, die meines Lebens Freude war. Aber ich bin nicht niedergebroschen, ich habe der Dahingeshiedenen das stille Gelübde abgelegt, nun erst recht für unsere Kinder einzutreten und sie zu schirmen und zu schützen, solange meine Kräfte reichen.

Ich war eben noch wieder mit *Hans* und *Inge* am frischen Grabe, das friedlich abseits vom Wege von grünen Büschen umgeben liegt und noch zugedeckt ist von all den schönen Blumenspenden, die Menschen ihr gebracht, die sie im Leben gern gehabt haben, und das waren viele.



Abb.45: Marie, auch „Ma“ genannt

Gerade ihr liebes, zartes, gütiges Wesen hatte ihr viele Freunde im Leben zugeführt. Wie hat sie während der schweren Kriegsjahre (1914-1918) um ihre Söhne gebangt, und wie ist sie bemüht gewesen, ihnen ihre Lebensnöte zu mildern. Und welche Freude hat sie erlebt, als sie beide gesund heimkehrten. Mir werden diese Sorgen und Freuden beim Auszug ins Feld und bei der Wiederkehr für immer unvergesslich bleiben und gerade auch deshalb, weil ich ihre Freude und ihre Sorge so mitempfinden durfte. Das waren wohl Bande, die uns zusammenhielten, wie sie fester und schöner nicht gedacht werden können. Aber umso schmerzlicher der Riss im Leben durch den Tod. Wie wird sie auch unserer *Inge* fehlen! Sie wird sich erst allmählich ohne Mutter zurechtfinden lernen müssen, aber treue Menschen werden mithelfen, sie zu trösten und zu leiten. Sie alle, *Kurt* und *Else*, *Hans*, *Marie von Bagh*²¹⁵ und *Therese von Bagh*²¹⁶, *Toni Trau*, *Rudi*, sie alle haben in treuer Liebe versucht, ihr etwas in den schweren Krankheitstagen zu vergelten, was sie uns allen an Liebe und Sorge erwiesen. Ihr Andenken wird unauslöschlich und treu in der Seele weiterleben.

Gerda kam am 28. Mai morgens früh an, nachdem *Lilli* schon um drei Uhr verschieden war. Ihr Kommen und ihre Anwesenheit sind uns eine große Freude gewesen, und treue Liebe hat sie der Toten erwiesen – und ebenso uns Überlebenden.

²¹⁵ Auf der Absolventenliste der Sankt Petri Schule in Sankt Petersburg erscheint Marie von Bagh 1884-1888.

²¹⁶ Auf der Absolventenliste der Sankt Petri Schule in Sankt Petersburg erscheint Therese von Bagh 1884-1888.

Für *Kurt* und *Inge* freut es mich ganz besonders, dass sie da ist. Was unsere alte *Marie* („Ma“, die Haushaltshilfe) gesorgt und gelitten hat in dieser schweren Zeit, kann ich gar nicht in Worte fassen. Als hätte sie ihr eigenes Kind zu Grabe getragen, so hat sie geweint und getrauert. Und wenn man so sagen soll, *Lilli* war eigentlich ihr Kind. Als sie, fast noch ein Kind, nach Berlin kam als junge Frau, da hat sie mir die schützenden Arme über sie gehalten und so später auch über alle unsere Kinder. Über zweiunddreißig Jahre hat sie bisher Freud und Leid mit uns geteilt in nie erlahmender Fürsorge und Arbeit. Gott segne sie dafür, und mein Dankgefühl ist unauslöschlich.

Wir wandern jetzt fast täglich zum Grabe hinaus, und am Grabe wird die Erinnerung an *Lilli* doppelt schmerzlich und lebhaft. Die Vergangenheit taucht wieder vor einem auf, und immer schwebt ihr Bild vor meiner Seele. Es sind nun zweiunddreißig Jahre her, dass ich sie aus ihrer Heimat mit mir nahm – wie lebhaft das alles vor mir steht. Der tränenschwere Abschied von den Eltern und Geschwistern und der Beginn der Heimfahrt über Finnland vom Finnischen Bahnhof (in Sankt Petersburg). Es gelang mir wohl bald, sie zu beruhigen, und so landeten wir zuerst in Helsingfors²¹⁷ in dem großen Hotel am Hafen. Von dort dann nach Stockholm per Schiff durch die finnischen Schären, und der Abschiedsschmerz war jetzt überwunden, ja sie hat sich noch sehr amüsiert, als die meisten der Passagiere im Finnischen Meerbusen seekrank wurden und fluchtartig das üppige Mittagessen verlassen mussten. Schön waren die Einfahrt und der Aufenthalt in Stockholm, und wir haben die Zeit in vollen Zügen so recht von Herzen genossen. Ein anderes junges Ehepaar aus Finnland (*Alphans*) schloss sich uns an, sie waren der schwedischen Sprache mächtig und leisteten uns treffliche Führerdienste. Von Stockholm ging es dann über Kopenhagen nach Mecklenburg, wo die allgemeine Besichtigung bei den Verwandten stattfand. Meine Mutter hatte ihr Vorurteil gegenüber der Russin bald überwunden, und so haben wir auch dort schöne Tage verlebt, wenn *Lilli* auch zum Teil diese Besichtigung von seiten der Verwandten etwas ungemütlich war und sie nicht gerade sehr gesprächig war.

Nun folgten die Berliner Jahre im eigenen Heim, wo uns die Schwiegermutter das Nest bereitet hatte.

Es waren ein paar schöne, ungetrübte Jahre, die wir dort verlebten. Gelegentlich kam es wohl zu kleinen Geplänkeln, die wohl in jeder Ehe zu Anfang vorkommen und die noch im kindlichen Eigensinn ihren Grund hatten. Aber bald war jede Missstimmung wieder verflogen, und die Versöhnung war umso schöner. Ich habe dabei nie vergessen, dass ich der Ältere war und gern über kindliche Eigenheiten hinweggesehen. *Lilli* bewies schon damals ihren natürlichen, ausgezeichneten Geschmack, und ich musste wohl manchmal darüber lächeln, wie ich drauf und dran war, mich durch Kitsch und mäßige Ware von seiten der Möbelhändler dúpieren zu lassen, aber da hatte sie schon damals einen sehr richtigen Instinkt und hat mich in Verbindung mit ihrer trefflichen Mutter vor Torheiten bewahrt. Ich erinnere mich

²¹⁷ Helsinki, schwedisch: Helsingfors.

noch lebhaft, wie wir auf die Dienstbotenbörse zogen, um ein zweites Mädchen zu werben. Ein Glück, dass wir unsere *Marie* als feste Requisite hatten. Ganz so frech waren die Dienstboten zu jener Zeit noch nicht, und meine Schwiegermutter mit ihrem gesunden Menschenverstand leistete auch hier treffliche Dienste. Wir wohnten zu jener Zeit in der Nähe der Klinik Roonstraße 13, und so brauchte ich nicht viel Zeit zu verlieren, und das war gut, denn die Arbeit nahm mich sehr in Anspruch, und es blieb mir nicht viel Zeit. Aber am Abend konnten wir doch öfters das Theater, besonders das Deutsche, an der Schumannstraße, mit seinen ausgezeichneten Kräften besuchen (*Barnay, Kainz*²¹⁸, *Friedmann, Foerster, Niemann, Rabe, Sorma* und so weiter). Wir haben wohl sehr genussreiche Stunden dort verlebt, besonders bei den *Shakespeare*-Aufführungen. Um meine Existenz zu sichern, hatte ich mit *Schoeler* einen Vertrag abgeschlossen, worin mir jährlich 6000 M garantiert wurden und die Aufnahme einer modifizierten Privatpraxis gestattet war. So gelang es mir, unseren Haushalt ohne fremde Hilfe zu führen, ja sogar etwas zu sparen und die Eltern zu unterstützen. Kurzum, wir führten ein sorgenfreies Dasein, und ich konnte meiner jungen Frau doch manche Annehmlichkeit des Lebens bieten und ihr das Elternhaus ersetzen. Oma und meine Schwiegermutter waren außerdem nicht selten unsere lieben und gerngesehenen Gäste und eine willkommene und hilfsbereite Gesellschaft. Ich erinnere mich noch sehr deutlich des ersten Besuchs von *Therese von Bagh* als 14jähriges Mädchen in kurzem, blauem Kleid mit einem finnischen Messer an der Seite und trotzigem Blondkopf. Sie hatte mir noch nicht ganz verziehen, dass ich mich erdreistete, ihre Schwester fortzuholen. Wir haben uns aber später gut vertragen, ja, ich kann wohl sagen, sehr gut. Eine wahre Freude waren besonders Omas häufige Besuche, die für *Lilli*, und ich kann wohl sagen, auch für mich eine besondere Zuneigung gefasst hatte. Mit welch feinem Takt wusste sie mit uns zu leben, und wie anspruchslos war sie für sich. Ich hege für diese Frau, die mit fünfundzwanzig Jahren Witwe mit vier Söhnen geworden war, eine unendliche Hochachtung und Verehrung. Wie oft ist sie uns in späteren Jahren ein lieber, gütiger Besuch gewesen, und sie war gern bei uns. Ich hatte sie zuerst als Patientin in der *Schoelerschen* Klinik kennengelernt, und Patientin und Doktor verstanden sich schon damals sehr gut, und diese Zuneigung



Abb.46: Die Schwiegermutter
Antonie von Bagh

²¹⁸ Josef Gottfried Ignaz Kainz, * Wieselburg, heute Mosonmagyaróvár, Ungarn 2.1.1858, † Wien 20.9.1910. Josef Kainz gilt als einer der größten deutschsprachigen Theaterschauspieler.



Abb.47: *Lilli von Bagh, als Verlobte, spätere verheiratete Uhthoff, Foto und Retouche: Bergamasko, Sankt Petersburg*

hat das Leben lang angehalten. Sie war ja auch die Ursache, dass ich *Lilli* kennenlernte, als sie auf der Durchreise nach Arco²¹⁹ mit ihrer 16jährigen Enkelin nach Berlin kam. Ich habe die großen, schönen, leuchtenden Augen dieser Enkelin nie vergessen können.

Nach halbjähriger Abwesenheit kehrte sie mit der 17jährigen über Berlin zurück. Sie hatte sich sehr früh entwickelt und gefiel mir außerordentlich. Ich war in den Tagen ihrer Anwesenheit abends mit beiden zusammen, holte sie aus dem Theater ab und speiste mit ihnen zur Nacht im Kaffee *Lantzsch*²²⁰, wobei ich eine ganz besondere Freude und Genugtung über *Lillis* guten Appetit empfand, was wohl doch schon in verborgenen Heiratsplänen und in der

Annahme einer guten Körperkonstitution seinen Grund hatte. Oma mochte vielleicht ähnliche Gedanken haben, denn sie lud mich sehr freundlich nach Sankt Petersburg ein, und ich versprach ihr gern zu kommen und benutzte meinen nächsten Urlaub zu dieser Reise.

Es war nun nicht so einfach, eine Reise nach Sankt Petersburg, wenn man die Sprache nicht kannte und ebenso wenig die Passformalitäten. Da kam mir der Zufall zur Hilfe. *Woldemar Lange*, ein Bruder von *Otto Lange* in Braunschweig, ging nach Sankt Petersburg zurück, nachdem er in Eisenach einen Stotterer-Kursus durchgemacht hatte. Sein Bruder, den ich als Augenarzt kannte, und der von meiner beabsichtigten Reise nach Sankt Petersburg gehört hatte, schickte ihn zu mir, um mit mir die Reise zusammen zu machen. Es ist derselbe *Dr. Woldemar Lange*, der dieser Tage mit Frau und Kindern Sankt Petersburg nach zweijähriger schrecklicher Sowjet-Zeit verlassen hat und nach der Schweiz übergesiedelt ist. Besagter *Lange* war damals ein 18jähriger junger Mensch, der mit einer dunklen Schutzbrille bewaffnet eines Tages in mein Zimmer trat und mir etwas sagen wollte, es aber nicht herausbrachte, bis ich ihn dann schließlich fragte, was er wolle, und so reisten wir zusammen ab. Halt, dachte ich als vorsichtiger Arzt, hier ist eine gute Gelegenheit, über den Gesundheitszustand der Familie und besonders auch von *Lilli* etwas zu er-

²¹⁹ Arco (Trentino) liegt fünf km nördlich des Gardasees.

²²⁰ Heute Bäckerei Lantzsch GmbH mit Hauptsitz in Dessau-Roßlau und Filialen in der Lutherstadt Wittenberg, Köthen und Bitterfeld.

fahren, ob es Hysterie, Tuberkulose und so weiter in der Familie gibt? Aber ich merkte bald, dass dieser junge Mann ganz harmlos war und über nichts Bescheid wusste. So kam ich dann ohne Informationen in Sankt Petersburg an, wurde von Oma sehr freundlich in ihrem Heim mit den alten Faktoten, *Dunla* und *Sonja* aufgenommen und verlebte interessante Tage. Die Familie erschien einer nach dem anderen, um den Ankömmling in Augenschein zu nehmen, und ich erinnere mich noch besonders der beiden kleinen Mädels *Therese von Bagh* und *Marie von Bagh* (blond und rot), die mich sehr misstrauisch und nicht gerade sehr entgegenkommend begrüßten. Auch *Lilli* war bei dem ersten Wiedersehen zurückhaltend und befangen. Dann erschien die alte Generation, die ich sehr aufmerksam studierte. Die Mutter gefiel mir von vorneherein sehr, ebenso die anderen Verwandten, nur den *Onkel Oskar* konnte ich zunächst nicht recht deuten: er benahm sich recht ungeniert, streckte sich lang auf das Sofa, die Beine über die Lehne, so dass ich auf den Gedanken kam, ob hier nicht eine beginnende Paralyse vorliege. Aber nichts von dem, er war nun einmal so. Sehr sympathisch war mir auch *Tante Marie* (jetzt in Bad Oenhausen), die Bremerin und die Frau von *Onkel Arist*, die bei Oma in derselben Etage wohnte, ebenso *Onkel Jerome* (Omas jüngster Bruder und *Oskars* Vater) und Frau. Sie alle nahmen sich meiner sehr an, und ich habe viel Interessantes durch sie kennengelernt.

Nun kam die verhängnisvolle Fahrt nach Imatra²²¹ in Finnland (*Tante Marie*, *Onkel Jerome Lange*, jetzt Leipzig, *Lilli* und ich). Bis Wilmanstrand²²² am Saima-see ging es mit der Bahn und von dort mit zwei kleinen, zweisitzigen Droschken nach Imatra. Ich wusste es so einzurichten, dass *Lilli* und ich auf ein Gefährt kamen und *Tante Marie* und *Jerome Lange* auf das andere, und das letztere fuhr vorauf. Nun war sie mir rettungslos verfallen und unterwegs machte ich meinen Antrag. *Lilli* war sehr perplex, aber was sollte sie anders machen als ja sagen. Der Kutscher roch wohl Lunte und sah sich gleich so verstohlen um, *Tante Marie* machte wohl ein verlegenes Gesicht, als die Sache nach unserer Ankunft offenbar wurde, aber wir waren guter Dinge und tafelten zur Nacht. Es war ein wundervoller Tag am Imatra, dieser mächtigen Stromschnelle. Etwas beklommen trafen wir in Sankt Petersburg ein und strandeten bei Oma. Dieselbe strahlte, und ich wusste sie auf meiner Seite, bedenklicher waren schon die Gesichter der Eltern von *Lilli*, und der Vater fragte mich, ich sei wohl der Ansicht, er sei ein reicher Mann, was durchaus nicht der Fall sei. Ich beruhigte ihn darüber, indem ich versicherte, ich werde meine Sache schon ohne seine Hilfe durchführen können, und so war das Eis bald gebrochen. Misstrauisch sahen beide Schwestern *Marie* und *Therese* mich an und schienen nicht recht einverstanden, ja der 4jährige Bruder *Sascha* drohte „ich schlag Dir den Kopf ab, nach Sibirien Du wirst“. Ich lernte dann den Wohnsitz der Eltern auf

²²¹ Imatra, im Südosten Finnlands gelegen, bekannt durch den imposanten Wasserfall.

²²² Wilmanstrand/Lappeenranta/Finnland, Kreisstadt am Saimasee, durch Zweigbahn mit der Linie Sankt Petersburg-Helsinki verbunden., 1902: 2234 Einwohner. Nördlich davon die ehemalige Festung. Wilmanstrand hieß bis Ende des Nordischen Krieges Lappstrand und gehörte 1743–1811 zu Russland.

der Tentelewschen Fabrik²²³ mit ihrem grünen Teich und dem starken Schwefel-säuregeruch kennen und verlebte da schöne und interessante Tage.

Alle bemühten sich, mir auch die Herrlichkeiten von Sankt Petersburg zu zeigen, besonders Oma; diese liebenswürdige und feine Frau konnte sich in der Gastfreundschaft nicht genügen. Es kam die Abschiedsstunde, sie brachten mich zur Bahn, und ich fuhr der Heimat wieder zu. Auf der langen Heimreise ging mir wohl viel durch den Kopf, ja zuweilen kam wohl auch der Gedanke in mir auf, ob ich nicht eine große Dummheit begangen hätte – ich war doch gar zu stürmisch und schnell vorgegangen. Meine Eltern, die gerade in Prag zum Besuch waren, benachrichtigte ich von Sankt Petersburg aus, und meine Mutter hat mir nachher gestanden, dass sie einen gelinden Schreck über die Russin bekam.

Lilli war gerade keine glühende Briefschreiberin, und so hatte ich das Bedürfnis, sie wieder persönlich zu sehen. Ich kam zu Weihnachten zum zweiten Mal nach Sankt Petersburg und blieb drei Wochen in ihrem elterlichen Hause. Als ich in meinem einfachen Überzieher ankam, wurde ich direkt ausgelacht und in einen großen Pelz gesteckt von *Onkel Jerome*. Aber das war auch nötig und ebenso die Galoschen, denn es war bitterkalt. Ich sah so Sankt Petersburg im Winter mit allen seinen Schönheiten, der mächtigen Eisdecke auf der Newa, über welche direkt Straßen angelegt waren, die großen Holzfeuer auf den Straßen, an denen sich die Leute wärmten, das viele gefrorene Getier auf dem Fleischmarkt (Heumarkt), wohin ich, in großem Pelz und Pelzmütze, die Oma und die Schwiegermutter begleitete; ich wurde dort den Händlern als Schwiegersohn vorgestellt und freundlichst begrüßt. Ich staunte über den lebhaften Handel mit den vielen Gestikulationen. Es wurde immer abgehandelt, aber es war auch sicher vorgeschlagen, sodass jeder seinen Willen bekam, der Händler sowohl als auch der Käufer. Mit dem männlichen Teil der Verwandtschaft besuchte ich dann die anderen Sehenswürdigkeiten wie Schlachthof, Lausemarkt²²⁴ und so weiter mit vielen neuen Eindrücken. Speziell ist mir der Ruch-Laden auf dem Lausemarkt in Erinnerung mit ihren offenen, stuhlartigen Klosetts, auf denen sie friedlich nebeneinander saßen, ihre Zeitung lasen, sich unterhielten und so weiter, kurz, sich sehr ungeniert benahmen. Auch russische Badestuben wurden inspiziert. Höhere Kunstgenüsse hatte ich wieder in Begleitung des weiblichen Teiles der Familie von Eremitage, Museen, Kirchen und so weiter.

So gingen die Tage rasch herum, und mir steht noch immer die Schneelandschaft auf der *Tentelewschen* Fabrik vor Augen, wenn ich mit *Lilli* allein in dem Zimmer des Schwiegervaters auf dem großen Ledersofa saß und in inniger Vereinigung auf die Felder hinaussah.

²²³ Eine Annonce findet sich in der Chemiker- Zeitung Nr.68, Jahrgang XI vom 24.8.1887. Aus: http://cybra.lodz.pl-Content-1430-ChZ_1887_68pdf.

²²⁴ Johann Gottlieb Georgi schreibt in seinem „Versuch einer Beschreibung der Russischen Kayserlichen Residenzstadt Sankt Petersburg 1790: „Größter offener Platz (Morskoi Rinok) neben dem Kaufhofe der wegen des Trödelkrams gewöhnlich der Lausemarkt genannt ward; jetzt aber mit steinernen Gebäuden umbaut.“ Heute: Größter Flohmarkt der Welt.

Wieder ging es nach Berlin zurück, dieses Mal mit einem großen, kolorierten Bild von *Lilli*, das Oma hatte aufnehmen lassen vom vornehmsten Fotografen *Bergamasko*, und das mit allen Künsten hergerichtet war (gepudertes Haar, schön retuschierte Sommersprossen und so weiter) aber es sah reizend aus, und ich war sehr froh darüber.

Die Hochzeit wurde für den Mai verabredet, zum Entsetzen von Omas alten Dienstboten, denn der Russe soll im Mai nicht heiraten. Die Zeit verging in der täglichen Arbeit, ich schrieb fleißig glühende Briefe, aber die Antworten wurden seltener und atmeten nicht genug Liebe und Feuer. Ich wurde bedenklich, ob die Neigung meiner Braut auch wirklich hinreichend groß für mich war, ja schließlich äußerte ich meine Bedenken schriftlich meinem Schwiegervater gegenüber. Da kam dann ein glühender Liebesbrief, wie ich mir ihn ersehnte, aber ich erkannte un schwer Omas gütige Redaktion. Einerlei, ich wusste, dass *Lilli* wenigstens einverstanden sein musste, denn sonst würde sie den Brief nicht geschrieben haben. Ich war beruhigt, und jetzt wurde es auch besser. Ich hatte allmählich einsehen gelernt, dass es ihr weniger gegeben war, Gefühle brieflich niederzulegen. Ich habe das auch im späteren Leben noch oft erfahren bei längerer Abwesenheit, aber umso schöner war immer das Wiedersehen, wenn man sich erst wieder in den Armen hielt. Es war eine gewisse scheue Zurückhaltung, die sie hinderte, ihre Gefühle und ihre Liebe brieflich so recht von Herzen wiederzugeben.

So sah ich denn mit Ungeduld dem Hochzeitstermin entgegen, und am 1. Juni unseres Stils²²⁵ vor zweiunddreißig Jahren führte ich sie heim. Die Feier war zu Hause, sehr vergnügt und im Kreise zahlreicher Verwandten aus Sankt Petersburg. Von unserer Familie hatte wegen der weiten Reise niemand erscheinen können. Ich gab mir das Gelübde bei der Trauung, meine junge Frau nach besten Kräften für die Zukunft zu schirmen und zu schützen und ihr die Sorgen des Lebens möglichst fernzuhalten, und ich kann wohl sagen, dass ich mein Wort gehalten habe. Dem kleinen *Sascha von Bagh* hatten sie etwas Sekt eingeflößt, er war mir freundlicher gesinnt und hielt sogar als 4jähriger, auf den Tisch gestellt, eine kleine Rede auf mich in seinem gebrochenen Deutsch-Russisch, so dass alle lachten. Wo er jetzt mit seiner Familie ist? Lebt er noch? Seit Jahren haben wir aus Moskau nichts mehr gehört, aber wir geben die Hoffnung nicht auf, ihn einmal wiederzusehen, aber seine älteste Schwester wird er dann nicht mehr finden. Wie würde ihm das Herz zusammenkrampfen, wenn er von ihrem Tode wüsste, denn sie haben sich immer gut verstanden.

Und nun begann nach unserer Rückkehr nach Berlin das junge Eheleben. Es war eine herrliche Zeit, und ich konnte die Zeit immer nicht erwarten, dass ich aus der Klinik zu ihr nach Hause kam. Nachdem zuerst ein kleines Missgeschick unsere

²²⁵ Gemeint ist hier der Gregorianische Kalender, während in Russland im kirchlich-liturgischen Bereich der Julianische Kalender gilt.



Abb.48: Wilhelm Uhthoff und Louise Uhthoff,
geb. von Bagh.
Foto: W. Clasen, St. Petersburg

Hoffnungen zunichte gemacht hatte (Blasen- mole²²⁶) – Professor *Löhlein*²²⁷ leistete uns gütigst medizinische Hilfe – er kam später als Ordinarius nach Gießen und ist schon vor einer Reihe von Jahren gestorben – war *Else* der erste Ankömmling. *Lillis* Mutter erschien, und alles ging so weit gut, bis auf eine heftige Fieberattacke (über 40 Grad), die mich als jungen Arzt mit allerlei Befürchtungen außer Rand und Band brachte. Glücklicherweise wich das Fieber so schnell wie es gekommen war, und nun ging alles ausgezeichnet. Trotz ihrer großen Jugend war *Lilichen* schon eine exzellente und verständige Mutter, und *Else* gedieh, dass es eine Freude war. Ich sehe sie

noch als dreivierteljähriges Kind in der Sofaecke sitzen und wie *Siemerling*, *Oppenheim* und *Artur König* sie mit einer tiefen Verbeugung begrüßten, was sie mit ihren staunenden, großen schwarzen Augen etwas ängstlich beobachtete. Der kleine *Arthur König* sah aber auch wirklich erschreckend aus mit seinem rotem Strubbelkopf und ungepflegtem rotem Bart, Brille und starker Kyphose. Später ist er noch oft unser Gast gewesen, und Mutter und Kind gewöhnten sich an ihn. Ich verdanke ihm manches beim Arbeiten im *Helmholtz*schen Institut, wo er wider die Ordnung nachts wirkte, denn am Tage hatte ich keine Zeit, und *König* hat mich dabei immer unverdrossen unterstützt und seinen Schlaf geopfert. Besonders gern denke ich noch an die gemeinsamen Arbeiten mit *Siemerling*, *Oppenheim*, *Moeli*²²⁸, *Wollenberg* und anderen an der Charité, wo wir uns gut verstanden, und sie waren auch für *Lilli* gute Freunde und Kameraden, mit denen wir manch' vergnügte Stunde nach getaner Arbeit verlebten. Besonders *Siemerling*²²⁹ war ein immer lustiger und humorvoller Kamerad; obschon er nie Geld hatte, lebte er doch vergnügt in den Tag

²²⁶ Die Blasenmole oder Traubenmole (*Mola hydatidosa*) ist eine Störung der Embryonalentwicklung in der Schwangerschaft.

²²⁷ Hermann Löhlein, Geh. Med.-Rat, * Coburg 26.5.1847, † Gießen 25.11.1901, von 1875-1888 Priv. Doz. für Gynäkologie an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin. Ab 1888 o. ö. Professor für Gynäkologie in Gießen, Hermann Löhlein war der Vater von Walter Löhlein, dem langjährigen DOG-Vorsitzenden und Nestor der Keratoplastik.

²²⁸ Carl Franz Moeli, * Kasel 10.5.1849, † Berlin 4.11.1919, von 1893-1914 leitete er die Berliner Irrenanstalt Herzberge.

²²⁹ Ernst Paul Bruno Siemerling, * Müsow bei Greifswald 9.9.1857, † Berlin 6.1.1931, o. ö. Professor an der Nervenlinik Tübingen und Kiel.

hinein, und *Lilli* hat oft von Herzen über ihn gelacht. Jetzt ist er ein stiller, ernster Mann geworden als Direktor der Psychiatrischen Klinik in Kiel, der seine beiden Söhne in drei Tagen im Krieg verlor. Er steckte damals voll von Literaturziten, kannte *Goethe*, *Schiller* und andere fast auswendig und hat uns oft etwas vordekamiert. Besonders hat *Lilli* auf einer gemeinsamen Reise nach Rügen in den schönen Buchenwäldern über seine poetische Ader gelacht. Er deklamierte sich in das Herz eines jungen, uns begleitenden Fräuleins von H. derartig hinein, dass die Tante meinte, es müsse unbedingt ein Heiratsantrag folgen, aber es wurde nichts daraus.

Unser Berliner Verkehrskreis war ein relativ kleiner, aber umso gemüthlicher. Die Häuser *Schoeler*, *Moeli*, *Schlüter* und andere haben uns angenehme, gesellige Stunden verleben lassen.

So gingen die zwei Berliner Jahre rasch herum, bis *Althoff*²³⁰ mich eines Tages auf der Straße anhielt, mich mit nach Hause nahm und direkt über Marburg mit mir verhandelte.

Aber ich war ja durch einen Vertrag mit *Schoeler* gebunden, und er war anfangs auch wenig geneigt, mich frei zu geben. Wir machten einen langen, gemeinsamen Spaziergang durch den Tiergarten, und schließlich gelang es mir durch dringende Überredung loszukommen, wenn ich einen Ersatzmann stellte. Ich fand ihn schließlich in *W. Albrand*, der bei uns volontiert hatte und dann zur Psychiatrie (Schwerin-Sachsenberg) übergegangen war. Er wollte erst nicht, aber endlich bekam ich ihn in Schwerin auf dem Bahnhof doch herum, und nun war die Bahn frei. Übrigens hat bei meiner Marburger Berufung *Siemerling* wacker mitgeholfen. Er hatte mich besonders an *Külz*²³¹ (den Marburger Physiologen), empfohlen, der damals großen Einfluss auf *Althoff* hatte und eines Tages in der Klinik erschien, um mich operieren zu sehen. Er war befriedigt, und die Sache ging schnell vor sich. Ich kannte *Külz* bis dahin nicht und hatte eigentlich eine Berufung als Ordinarius von einer Privatklinik aus überhaupt nicht erwartet.

Nun war der Weg frei, und ich reiste im Spätsommer 1890 nach Marburg, fand auch gleich eine Wohnung in der Bahnhofstraße. Es war an einem Sonnabend, und es empfing mich Glockengeläut von der Elisabeth-Kirche, was mich ganz feierlich berührte, da ich in Berlin die Kirchenglocken in fünfzehn Jahren kaum hatte läuten hören. Die Marburger Stille kam mir vor wie eine Landung im ruhigen Hafen nach langer, starker Brandung. *Lilli* vergoss ihre Tränen, dass sie aus Berlin fort musste, und später hat sie geweint, als sie das friedliche Marburg verlassen musste. Es kamen nun sechs schöne, friedliche und heitere Jahre in der alten Musenstadt. Ich hatte Marburg nur gelegentlich früher auf der Durchreise von der Bahn aus gesehen, wie es da am Berge lag, wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut; besonders ist mir das noch in Erinnerung bei meiner ersten Fahrt nach Tübingen, als ich morgens früh Marburg passierte.

²³⁰ Friedrich Althoff, Ministerialdirektor, * Dinslaken 19.2.1839, † Steglitz 20.10.1908. Mächtiger preussischer Förderer der Wissenschaft und der Medizin.

²³¹ Geh. Med.-Rat Eduard Külz, * Deetz (Anhalt) 17.4.1845, † Marburg a. L. 13.1.1895, forschte über Diabetes mellitus.



Abb.49: Die Altstadt von Marburg mit Universität (rechts)

Die Marburger Jahre dürfen wir als mit die glücklichsten Jahre unseres Lebens bezeichnen. Die Arbeit war nicht übergroß, und auch *Lilli* kam in Kreisen junger Frauen vollkommen zu ihrem Recht. Sie hat sich später mit vielem Vergnügen oft an diese Zeit erinnert, an das heitere, harmlose Leben, die schöne Natur, die gemeinsamen Ausflüge und das lebhaft, gesellige Universitätstreiben. Sie war über-



Abb.50: Kurt und Else Uthhoff

all beliebt und gern gesehen, was bei ihrer Anmut und Jugendfrische nicht wundernehmen konnte. Auch das studentische Treiben mit seinen Umzügen, Fässchen-Partien und Doktor-Umfahrten machte viel Spaß, und so waren wir bald eingelebt, was uns leichtgemacht wurde.

Am 28.9.1891 wurde *Kurt* in dem Hause in der Bahnhofstraße geboren, und ich erinnere mich noch, wie am Morgen bei Tagesanbruch alles glücklich vorüber war, als die Vögel anfangen, sich zu melden..



Abb.51: *Therese von Bagh*



Abb.52: *Marie von Bagh mit Hans Uhthoff*

Bei allen Ereignissen war auch hier unsere „Ma“ (Marie, die Haushaltshilfe) der hilfreiche Engel, der aber gerade in dieser Zeit von einem dauerhaften Raptus²³² befallen wurde, so dass ich ihr gegenüber sehr energisch auftreten musste. Aber was will man sagen, wenn man heute überlegt, wie sie zweiunddreißig Jahre unserem Haus in unendlicher Treue ergeben war. Ich danke es hier heute am Grabe meiner Frau aus tiefstem Herzen; sie hat *Lilli* viel Sorge und Mühe abgenommen, wenn sie gelegentlich auch unleidlich sein konnte. Ein wichtiger Punkt war auch hier ihr Verhalten zu dem zweiten Mädchen. Die Dienstboten waren damals noch gefügiger als heute. Es waren meist einheimische in der hessischen Tracht. Eine ist mir besonders in Erinnerung geblieben, die durch ihr bescheidenes, zurückhaltendes Wesen mir besonders angenehm war.

Aber alle diese lebenslustigen, liebenswürdigen Menschenkinder waren zu jener Zeit heiter und lebensfroh und *Lilli* sehr sympathisch und befreundet, so dass sie das Leben tatsächlich in dieser Zeit in vollen Zügen genossen hat mit *Therese von Bagh* und *Marie von Bagh*, die ja sehr oft auf längere Zeit unsere Gäste waren und teilnahmen an all den kleinen Erlebnissen. Sie waren nicht nur die Schwestern meiner Frau, sondern auch meine herzlichen Freundinnen, denen ich manche schöne Erinnerung verdanke. Zum Dank dafür sind wir auch bestrebt gewesen, sie eventuell zufällig unter die Haube zu bringen, aber die Versuche misslangen, obschon meines Erachtens geeignete Kandidaten da waren.

²³² Der Raptus, plötzlich auftretender Wutanfall.

H. D., einen stattlichen Privatdozenten, der sich für *Therese* zu interessieren schien, führten wir im Sekt-Erregungszustand vor. Der Versuch misslang, er war dermaßen redselig und übersprudelnd, dass die Sympathien schwanden. Ein anderer ernstzunehmender Bewerber, Professor *R.*, von dem ich Neigung zu *Therese* annahm, ging nicht aus sich heraus, obwohl er sie gern hatte, und nach ihrer Abreise verlief der Fluss im Sande. Nun, wer weiß, ob es gut gewesen wäre. Ich denke, sie hat wohl so das bessere Los getroffen. Mit *Mechen*, das heißt *Marie von Bagh*, war die Sache schon bedenklicher, und es kam zu ausgesprochenen Angriffen von seiten eines Leutnants *M.* mit Briefen und Botschaften, die noch bei unserer Abreise nach Breslau der Bursche des Leutnants ihr heimlich zusteckte. Wir haben noch nachträglich viel zu beruhigen gehabt. Populär wurden *Therese* und *Marie* in Marburg besonders durch eine Heldentat, nämlich die Rettung eines Jägerleutnants aus der Lahn. Er zeigte sich dankbar und schickte als Geschenk für sie einen jungen Windhund, der bei seiner Ankunft munter umhersprang, alles beschnüffelte und sich sofort als nicht stubenrein erwies. Der Bursche war noch da, und wir baten ihn, den Hund gleich wieder mitzunehmen. *Lilli* hat all diese Episoden mit großem Interesse miterlebt.

Marburg war hübsch, aber es war klein, und das bezog sich auf das klinische Unterrichtsmaterial. Man konnte auch nicht, da die Kranken meist von auswärts kamen, immer mit Sicherheit auf ihr Erscheinen rechnen, zumal die hessischen Bauern und speziell die Schwälmer²³³ ihren eigenen Kopf hatten, frühzeitig wieder abfahren und nicht warten wollten, oder überhaupt nicht kamen, wenn sie es auch versprochen hatten. Es war so ganz anders, als ich es vom Berliner Material gewöhnt war. Ich weiß noch, wie ich manchmal am Fenster der Klinik stand und hinaussah auf die gegenüberliegenden Höhen, welche das enge Lahn-Tal begrenzen. Schön war es, aber es war mir als Kliniker doch zu eng begrenzt, und ich sehnte mich in dieser Hinsicht wohl oft zurück nach einem größeren Wirkungskreis und einem größeren Unterrichtsmaterial. Ich war eben in erster Linie Kliniker und bin es auch mein Leben lang geblieben. Und das hat mir auch Breslau so besonders lieb gemacht, diese Fülle von Krankenmaterial: man kommt nie in Verlegenheit beim Unterricht, sondern braucht nur hineinzugreifen ins volle Leben, um für den Unterricht zu haben, was man braucht. Auch die Privatpraxis war sehr dürftig. Ich erinnere mich verschiedener Kontroversen mit Privatpatienten, denen sechs Mark zu hoch vorkamen. Auch musste ich wohl lächeln, wenn ich die Zahlen meiner Privatoperationen in Marburg später einmal mit meinen Breslauern verglichen habe. Also „goldene Berge“ waren in Marburg nicht zu häufen, aber wir kamen durch, ja es blieb sogar noch ein Geringes übrig. Doch das kümmerte uns damals wenig, und wir lebten sorglos und froh dahin und dachten, es wird schon einmal noch anders werden.

²³³ Schwalm, Kulturraum in Nordhessen, benannt nach dem mittig ziehenden Fluss Schwalm, mit eigener Tracht, Mundart und besonderen Festgebräuchen.

Als wir aus unserer Wohnung in der Bahnhofstraße nach zwei Jahren ausziehen mussten, waren wir anfangs sehr unglücklich, waren aber dadurch gezwungen, ein eigenes Haus zu mieten und haben es wahrlich nicht bereut. Wir wurden nun unsere eigenen Herren im Hause, und besonders *Lilli* war sehr glücklich über das eigene Heim mit Garten am „Roten Graben“, zu dem man mit einem Wagen eigentlich gar nicht gelangen konnte.

Was waren das für halsbrecherische Umzugschwierigkeiten, so mit dem Möbelwagen den steilen Berg hinan und in einen derart schmalen Gartenweg hinein, dass ein Möbelwagen ihn eigentlich vollständig sperrte. *Heppe*²³⁴ mit seinem *Nau-*

mann haben damals wirklich Erstaunliches geleistet, ebenso später bei unserem Aufbruch nach Breslau. Die Jahre am „Roten Graben“ $8\frac{3}{4}$ machten es so recht möglich, im eigenen Heim Gastfreundschaft zu üben, und Oma, *Lillis* Eltern, *Therese*, *Marie* waren häufig unsere lieben Gäste. *Lilli* hat dadurch auch den Konnex mit ihrer Familie nie verloren, sondern oft mit ihnen zusammengelebt. Und was waren das für liebe, angenehme und anspruchslose Gäste. Und besonders Oma und *Lillis* Mutter, ein paar Frauen, über deren Gegenwart man jeden Tag seine Freude hatte, so gut verstanden wir uns. Von *Therese* und *Marie* gar nicht zu reden, denn man könnte mir sonst nachsagen, ich sei in sie verliebt gewesen.

Der nächste, der am „Roten Graben“ erschien, war Hans²³⁵.



Abb.53: Das Haus am „Roten Graben“, späteres Foto aus dem digitalen Archiv Hans K. Uhthoff/Ottawa mit Hans Uhthoff, Onkel von Hans K. Uhthoff/Ottawa

²³⁴ 2018: Spedition Eduard Hepe, Transport GmbH, Marburg.

²³⁵ Das 3. Kind von Wilhelm und Luise Uhthoff.



Abb.54: Hans Uthhoff

Lilli war als sorgsame Mutter mehr an Marburg gebunden als ich es gewünscht hätte. Aber gelegentlich konnten wir doch zusammen reisen, und diese unsere gemeinsamen Reisen so ganz für uns allein werde ich nie vergessen. So losgelöst von allem, nur mir gehörig und dankbar empfänglich für gemeinsam genossene Freuden, sehe ich ihr schönes Bild stets vor meiner Seele. Es waren wohl glückliche Tage, die uns das Schicksal beschert hat. Einen Glanzpunkt in meinen Erinnerungen bildeten dann auch die Expeditionen mit Frau und Kind und Kegel (*Marie*, die Haushaltshilfe nicht zu vergessen) nach Klein Warin. Wir danken dieser alten Heimat durch die Gastfreundschaft ihrer lieben Bewohner viele herrliche Stunden und Tage. Wie hat

gerade *Lilli* diesen friedlichen Aufenthalt so frei von allen Sorgen stets genossen, und was haben unsere Kinder für schöne Tage der Jugend gerade durch Klein Warin gehabt. Auf das größte Fest in Klein Warin, die goldene Hochzeit meiner Eltern, fiel freilich ein Schatten durch den Tod meines Schwiegervaters, der kurze Zeit vorher erfolgt war. Aber doch welche Erinnerung, die alten Eltern mit ihren neun Kindern, Schwiegerkindern, Enkeln, noch frisch und gesund vor sich zu sehen. Dazu auch die treuen Verwandten, mit denen uns das Leben eng verband. Ein seltenes, schönes Fest mit echt ländlichem Gepräge und Pomp. Es war so die letzte vollständige Revue alter inniger Familienbeziehungen; später hat das Schicksal manche Lücke in diesen Kreis gerissen. Ja, Klein Warin mit seinem alten Haus, seinen lieben Bewohnern, seinem Garten, seinen Feldern und Wäldern, Seen und Teichen ist uns allen und auch *Lilli* besonders eine unauslöschliche schöne Erinnerung geblieben, und dem häufigen Aufenthalt in Klein Warin danken wir es auch, dass unsere beiden Söhne Landwirte geworden sind und unsere Jüngste²³⁶ eine Pferdliebhaberin und Naturkind, wie es sonst eigentlich nur ein Landkind werden kann.

Und nicht nur Klein Warin, auch Wendisch Mulsow (meine zweite Heimat), Schlakendorf, Woltersdorf und so weiter haben stets in herzlicher Weise die Pforten geöffnet, und wir haben uns dort sehr wohl und heimisch gefühlt.

Und nun kamen die ersten Vorboten von Breslau für einen Abschied von Marburg. Zunächst wurde mir von *Külz* ein Ruf nach Königsberg annonciert, den ich aber nicht annehmen sollte, da Breslau in Aussicht stehe. Er war offenbar wie immer im Ministerium gut orientiert. Der Ruf nach Breslau ließ nicht lange auf sich warten, und ich besann mich nicht lange und nahm an. Die größere Stadt, der größere Wirkungskreis, ließen alle Bedenken schwinden, und so rüsteten wir im Herbst 1896 zur Übersiedlung und nahmen Abschied von dem schönen Marburg, in dem

²³⁶ Vgl. 3.2.



Abb.55: Inge und Lilli Uhthoff in Klein Warin

wir so glückliche Jahre verlebt haben. Leicht ist uns der Abschied nicht geworden, ich segelte wohl mit vollen Segeln in den neuen Wirkungskreis, aber *Lillichen* wurde der Abschied recht schwer, und die Tränen flossen wie beim Abschied von Berlin. Aber wir haben uns wohl von vielem der bisherigen Umgebung schwer getrennt. Das eigene Heim, die schöne Umgebung, das sorglose Leben und das Zusammensein mit vielen guten Freunden (*Marchand*²³⁷, Familie *Monkopf*, *Zinke*, *Tuczek*, *Küster*, *Gasser*, *Strahls*, *Leonhard* und viele andere) ließen sich nicht so ohne weiteres ersetzen. *Külz* war zu jener Zeit schon gestorben (13.1.1895), aber mit der Familie, Frau *Külz* und ihren Kindern, hielten wir gutnachbarschaftliche, freundschaftliche Beziehungen am „Roten Graben“. Auch die letzte Nacht logierten die Kinder bei ihnen. *Hans* bekam dabei Heimweh nach Hause und musste zurückgebracht werden. Das Stadium war bei *Else* und *Kurt* überwunden, wo sie einmal Auswanderungsgelüste bekamen und sich nach einer anderen Stelle umsehen wollten.

Ich erinnere mich noch lebhaft, wie wir auf ihre Auswanderungsgelüste zum Schein eingingen, sie mit Seife, Kamm, Bürste ausrüsteten und sie aus dem Haus hinausziehen ließen. Aber als sie an der Treppe waren, erhoben sie ein klägliches Gejammer und wollten zu uns zurück; sie wurden wieder aufgenommen, und nie wieder haben sich Auswanderungsgelüste gezeigt. *Hans* war damals noch zu klein, um sich aktiv daran zu beteiligen. So reiste ich zunächst allein nach Breslau, um das

²³⁷ Felix Marchand, * Halle (Saale) 22.10.1846, † Leipzig 4.2.1928. 1881, o. ö. Professor für Pathologie in Gießen, 1883 in Marburg, 1890 in Leipzig, Mitglied der Leopoldina, Dr. h.c. Leipzig.



Abb.56: Hans, Else und Kurt Uhthoff

Terrain zu rekognoszieren. Es war die Zeit der Herbstmanöver, und zahlreiche Militärzüge kreuzten meinen Weg bei der Annäherung an Breslau. Das war etwas Neues und ein fremdartiges Leben, was mich wohltuend und auffrischend berührte nach dem friedlichen Marburger Dasein. Ich fühlte, dass an mein Können und an meine Kräfte größere Anforderungen gestellt werden würden, und das erfüllte mich mit Genugtuung. Ich war einen Tag in Breslau, morgens in der alten Klinik am Burgfeld, wo ich zuerst meinen Vorgänger, den alten Geh.-Rat. *R. Förster*²³⁸ kennen und schätzen lernte, und nachmittags gelang es mir schon, eine schöne Wohnung am *Tauentzien*²³⁹-Platz, 2. Etage, zu finden. Die Pläne zur

neuen Klinik konnte ich in Empfang nehmen, sie waren von meinem Vorgänger im wesentlichen fertiggestellt, aber ich konnte doch noch verschiedene Änderungen durchsetzen.

Und so erfolgte dann die Übersiedlung von Marburg. Die letzte Nacht logierten wir im „Rotter“. Auf dem Bahnhof steckte der Bursche von Leutnant *M. Mechen* (*Maria von Bagh*) noch einen Liebesbrief zu, der sie in große Aufregung versetzte, sodass wir unterwegs viel zu beruhigen hatten. Offenbar hatte sie dem Vater des Bewerbers nicht genug Vermögen, und so verlief die Sache im Sande. Auch *Therese* hatte noch in letzter Zeit in Marburg gelegentlich der Naturforscherversammlung eine Eroberung in Gestalt eines Bonner Extraordinarius L. gemacht. Aber er war ein vorsichtiger Mann, schrieb an mich, ob er nach Breslau zu uns kommen dürfte. Ich setzte ihm die Verhältnisse auseinander, er wollte von dem Vermögen seiner Frau bequem leben können, Reisen machen, kurzum entfaltete so philisterhafte Ansichten, dass wir abwinkten. Er ist, soviel ich weiß, Junggeselle geblieben, und ich glaube, es war nicht schade drum, wenn er auch später Ordinarius in Bonn wurde. In Breslau begann nun das neue Leben, und als wir 1898 in die neue Klinik mit großer Eröffnungsfeier, Festschrift, Ansprachen²⁴⁰ und so weiter einzogen, blieb zunächst in klinischer Beziehung nichts zu wünschen. Ich habe es immer als eine große Wohltat empfunden, so ohne Sorgen um Krankenmaterial so recht aus dem vollen den Unterricht zu gestalten, was doch eine große Anregung für einen klinischen

²³⁸ Richard Förster, * Lissa/Leszno/Polen 15.11.1825, † Breslau 7.7.1902, ab 1873 o. ö. Professor für Augenheilkunde in Breslau. Erfinder des Perimeters, 1897/98 Rektor der Friedrich-Wilhelm-Universität Breslau.

²³⁹ Benannt nach Friedrich Bogislav von Tauentzien, * Tauentzien, Tawęcino/Polen 18.4.1710, † Breslau 21.3.1792, preußischer General in friederizianischer Zeit, jetzt Tadeusz-Kościuszko-Platz.

²⁴⁰ Vgl. 1.4 Die neue Königl. Universitäts-Augenklinik in Breslau, 1899.



Abb.57: *Tauentzienplatz, Breslau*



Abb.58: *Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau am Ufer der Oder*



Abb.59: Wilhelm Uhthoff im Kreise seiner Assistenten, Breslau 1920.
Vordere Reihe rechts: Dr. Carl-August Uhthoff, später Augenarzt in Limburg a .d. Lahn,
Vater von Prof. em. Dr. Hans K. Uhthoff FRCS(C)

Lehrer ist. Zu jener Zeit war *Axenfeld*²⁴¹ noch mein 1. Assistent; er war von Marburg mitgekommen und habilitierte sich später. Er hat sich von jeher außerordentlich bewährt und wurde dann Ordinarius in Rostock. Man hatte ihn ursprünglich gar nicht auf der Vorschlagsliste. Ich war zufällig in Mecklenburg, als der Vorgänger (*Berlin*²⁴²) starb, ich fuhr zum Begräbnis und wurde jetzt vom Dekan (*Garre*) im Auftrag der Fakultät befragt.

Ich trat energisch für ihn ein, und er wurde ernannt. Er hat sich des Vertrauens stets würdig erwiesen, stets enorm fleißig weitergearbeitet und kam dann nach Freiburg, wo er auch geblieben ist trotz Berufung nach Berlin. Auch *Groenow*²⁴³ und *Otto Meyer* gehörten anfangs zu meinen Assistenten sowie zahlreiche tüchtige Voluntäre (*Wald, Meyer, Geis, Seydel, Günther, Langenbeck, Mohr, Gallus, Ballin, Bogatsch* und andere).

²⁴¹ Karl Theodor Paul Polycarpus Axenfeld, * Smyrna/Ismir/Türkei 24.6.1867, † Freiburg 29.7.1930, 1897 o. ö. Professor in Rostock, 1901 o. ö. Professor in Freiburg. Bakterielle Infektionen des Auges, zahlreiche Syndrome. Albrecht von Graefe-Medaille, Axenfeld-Preis der Klinischen Monatsblätter für Augenheilkunde.

²⁴² Rudolf Berlin, Nachfolger von Carl Wilhelm von Zehender, o. ö. Professor für Augenheilkunde von 1889-1897 in Rostock. BERLIN'sches Ödem, eine Schädigung der Netzhaut infolge Prellungsverletzung.

²⁴³ Arthur Groenouw, * Bosatz/Bosacz, Landkreis Ratibor/Racibórz/Polen 27.3.1862, † 1945, Chefarzt der Augenklinik am Sankt Georg Krankenhaus, Breslau. Beschrieb die Granuläre (stromale) Hornhaut-Dystrophie (GROENOUW I) und die Makuläre (stromale) Hornhautdystrophie (GROENOUW II).



Abbil. 60: Die Gastlichkeit im Zoologischen Garten in Breslau

Das gesellige Leben war nicht so ausgedehnt wie in Marburg, wo man mit der ganzen Universität verkehrte. Hier beschränkte sich die Geselligkeit auf die Fakultät, aber es war noch gerade genug. Und doch kam es mir vor, dass wir im Winter unter Umständen vier- bis fünfmal in der Woche abends ausgingen. Es gefiel uns auch, dass die Sache sich gewöhnlich in wenigen Stunden abspielte und man dennoch mit seiner Zeit einteilend rechnen konnte. *Lilli* hat alles getreu mitgemacht und gefiel überall, wohin sie kam, durch ihre Liebenswürdigkeit und Anmut. Besonders hatte Haus *Neisser*²⁴⁴ sie auf der Liste der Bevorzugten, sodass wir interessante Stunden in der Villa verlebten. Manchmal wurde es des Guten zu viel, und man musste streiken. Das schadete aber nicht, eine neue Einladung ließ nicht lange auf sich warten. Meine gastlichen Veranstaltungen für die jungen Kollegen und Assistenten spielten sich hauptsächlich als Bowlen-Abend im Sommer im Zoologischen Garten ab. Dieselben waren sehr beliebt, andere haben behauptet, geradezu berüchtigt, da sie sich bis morgens früh hinzögen und etwas ausarteten.

Ich verließ das Feld vor Schluss und überließ die Direktion meinem ältesten Assistenten *Heine*²⁴⁵ und anderen.

²⁴⁴ Albert Neisser, * Schweidnitz/Świdnica /Polen 22.1.1855, † Breslau 30.7.1916, Dermatologe, Bakteriologe, Sozialhygieniker, Entdecker des Erregers der Gonorrhoe. Ab 1882 o. ö. Professor der Dermatologie in Breslau. Mitbegründer der „Deutschen Dermatologischen Gesellschaft“, bewohnte die von Hans Grisebach (1848-1904) erbaute „Villa Neisser“ am Scheitniger Park (Vgl. auch: Haus Carl George Agath in Breslau. Architekt: Hans Grisebach in Berlin. In: Deutsche Bauzeitung XXXIII (1899) 26, S.161-162 und 165. Berlin, den 31. März 1899. Online unter: urn:nbn:de:kobv:co1-opus-25881. Aufgerufen am 11.02.2020 16:30 Uhr.

²⁴⁵ Leopold Heine, * Cöthen/Anhalt 17.6.1870, † Kiel 22.4.1940. Seit 1907 o. ö. Professor in Kiel, Geheimer Medizinalrat. Arbeiten zur physiologischen Optik. Autor der Zyklodialyse. Monografien zum Thema „Auge und Allgemeinerkrankungen.“



Abb.61: Else Uhthoff, verh. Ladenburg

Später, als *Else* erwachsen war, wurden diese Bowlen durch Bälle und Kostümfeste ersetzt, was noch viel mehr Anklang fand, zumal jetzt auch der weibliche Teil mitmachte. Diese Feste waren nicht gerade billig, aber sie gehören zu unseren schönsten Erinnerungen.

Wie strahlte *Lilli* an solchen Abenden in ihrer Anmut und Schönheit, und es ist gewiss nicht übertrieben, wenn man behauptet, sie war jedes Mal die Königin des Festes. Es haben ihr die Feste große Freude gemacht, und ich denke noch heute an diese ihre Freude und ihre Schönheit mit Wehmut zurück. Verschiedene Bilder aus jener Zeit hängen von ihr und ihren Kostümen noch in unseren Räumen. Sie hat ehrlich nachgeholt, was sie vielleicht als junge

Mutter umständehalber in der ersten Zeit ihrer Ehe versäumt hat. Von Klatsch und Herrschergelüsten, denen Frauen von Fakultätsmitgliedern gar zu leicht verfallen, hat sie sich stets in zarter, vornehmer Weise ferngehalten, was ich ihr immer ganz besonders hoch angerechnet habe. Es war wohl mein innigstes Bestreben, sie möglichst von dem Schmutz des Lebens fernzuhalten und ihr unnütze Sorgen zu ersparen. Ich habe meine große Freude an ihrer Jugend, Schönheit und vornehmen



Abb.62: Das Ehepaar Wilhelm Uhthoff und Louise, gen. Lilli, Uhthoff, geb. von Bagh.



Abb.63: Stadtplan Breslau 1915, (Privatbesitz):
Schweidnitzer-Straße/am Stadtgraben, Ausschnitt

Gesinnung bis zur letzten Zeit gehabt. Sie ist wahrlich jung geblieben, trotz 32jähriger Ehe, und dankbar gedenke ich aus tiefstem Herzen, was sie mir und unseren Kindern geleistet hat. Es war ein stilles, gesegnetes Wirken ohne viele Worte, und das ist es ja, was uns ihren Verlust so unendlich schwer empfinden lässt.

Vom Tautenzien-Platz siedelten wir, da das Haus verkauft wurde, in das schöne Haus Schweidnitzer²⁴⁶-Straße-Stadtgraben 16A erst unten, dann in der 2. Etage. Bevor wir den Tautenzien-Platz verließen, traf uns noch ein harter Schlag durch den Tod von *Lillis* Vater. Ihre Eltern waren bei uns zu Besuch und wollten nach Heidelberg abreisen. Ich wurde von der entsetzten Schwiegermama gerufen und fand den Papa halbseitig gelähmt, aber noch bei Bewusstsein; letzteres schwand aber bald, und nun nahm das Verhängnis seinen Lauf. In drei Tagen hatte er ausgelitten (Professor *Wernicke*²⁴⁷ diagnostizierte *Pons*²⁴⁸-Blutung mit vorneherein

²⁴⁶ Schweidnitz/Świdnica/Polen hatte 2016 57.959 Einwohner. Bekannt durch die größte Fachwerkskirche Europas, seit 2001 Weltkulturerbe.

²⁴⁷ Carl Wernicke, * Tarnowitz/Tarnowskie Góry/Polen 15.5.1848, † Dörrberg, Ortsteil der Gemeinde Gräfenroda im Ilmkreis (Thüringen) 15.6.1905, seit 1890 o. ö Professor für Nervenheilkunde in Breslau, später in Halle, entdeckte 1874 das sensorische Sprachzentrum (WERNICKE-Areal).

²⁴⁸ Der Pons (lateinisch: Brücke) ist ein Abschnitt des Hirnstamms. Der Hirnstamm steuert überlebenswichtige Funktionen wie die Atmung, den Blutdruck, die Reflexe.

schlechter Prognose!). Wie habe ich unsere Mama und ihr tapferes Verhalten bewundert in diesen Stunden. Überhaupt habe ich für meine Schwiegermutter stets die größten Sympathien und eine unbegrenzte Hochachtung gehabt. Dieser klare, gesunde Menschenverstand und die Tapferkeit und Liebe in allen Lagen des Lebens! Wir haben uns wohl verstanden wie selten zwei Menschen im Leben. Mein Schwiegervater wurde nach Heidelberg überführt, ich blieb allein in Breslau zurück und begleitete seine sterbliche Hülle in einem *Ohagen*²⁴⁹-Wagen zum Bahnhof. Wie lebhaft Lillis Überführung mich wieder an dieses Ereignis erinnerte. *Lilli* und ihre Familie fuhren vorauf nach Heidelberg, und dort fand die feierliche Beisetzung auf dem schönen Heidelberger Friedhof statt. Ja, Heidelberg! Wie viele Erinnerungen verknüpfen uns und besonders *Lilli* mit diesem schönen Platze unseres deutschen Vaterlandes. Das Bild und die Persönlichkeit der alten *Großmutter Trau* ist unauslöschlich in unsere Erinnerung eingetragen. Wie hat sie weitergelebt mit unserer Familie, wie hat sie ihre Freude gehabt an unseren Kindern, wenn sie *Else* und *Kurt* auf dem Schoß hatte und diese aus der alten Zuckerdose alles herauswarfen und umherstreuten. Dann wollte sie sich totlachen. Und wie hat sie uns alle gehegt und untergebracht in ihrer alten, recht beschränkten Wohnung. Nach Art von Schiffskabinen war alles durch Vorhänge abgeteilt, und immer wurde Platz geschaffen, auch wenn die Kinder zum Teil in Kommodenschubladen logierten. Dazu die Erinnerung an *Onkel Jean*, der seine Mutter sorgfältig, zum Teil wie ein Kind hütete, dass sie nicht zuviel Gurkensalat aß und auch sonst nicht zu unternehmend war. Er war ein ausgezeichnete Mensch in der Betreuung seiner Klaviere, respektive über deren Mieter, wohl gründlich erbost, wenn die Studenten Bier hineingossen und sonst demolierend wirkten.

Er tat entschieden gut, als er Haus und Geschäft nach dem Tode der Mutter verkaufte und sich ins Privatleben zurückzog. Er hat dadurch sein Leben verlängert und hatte auch noch viel Freude an seinem Junggesellenleben mit seiner Ungebundenheit, seinen Reisen und so weiter. Für die Mutter hatte er die größte Verehrung und Liebe und nie vergessen, unter welchen schwierigen Bedingungen sie Haus und Heim geschaffen und es zum Wohlstand gebracht hatte. Sie zählte viele bekannte Tonkünstler zu ihren guten Freunden und erinnerte sich gern dieser ihrer Beziehungen. Oma und die Großmutter in Heidelberg waren zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten und verstanden sich doch ausgezeichnet, und besonders einig waren sie sich in der unendlichen Liebe und Zuneigung zu unserer Familie. Oma hat vor allem auch *Lilli* ihr ganzes Leben lang ihre Liebe bewahrt und ihre Fürsorge zuteil werden lassen. Sie fühlte sich



Abb.64: *Onkel Jean Trau*

²⁴⁹ Transportwagen nach dem kurbrandenburgischen Postverwalter Ohagen.

offenbar mitverantwortlich für unsere Ehe und hat über uns gewacht, solange sie konnte. Wie schwer werde ich, wenn ich demnächst nach Heidelberg komme, *Onkel Jean* vermissen, dessen Gastfreundschaft wir oft in Anspruch genommen haben. Ja, einmal haben wir ihn sogar aus seiner eigenen Wohnung verdrängt, als *Lilli*, *Therese* und *Marie* mit drei Masern-Kindern bei ihm einzogen. Es blieb schon nichts übrig, als sein eigenes Heim zu verlassen und in die Ferne zu ziehen. Dem damaligen Heidelberger Aufenthalt folgte dann ein wunderschöner Aufenthalt in Hundsbach²⁵⁰ im Schwarzwald in einer friedlichen, abgeschiedenen Weltecke, aus der ich dann abgerufen wurde durch die Todesnachricht von meinem Vater, die mich nach Mecklenburg rief, um ihn wenigstens zu Grabe zu geleiten.

Therese begleitete mich noch ein Stück Weges zum Bahnhof. Von den Meiningen konnte ich nur die letzten Grüße für den Verewigten mitnehmen. Ich habe ihn noch in innigstem Andenken und vor allem aus der Zeit, da er noch jünger war und mit uns unter anderem Schlittschuh lief, schwamm, Dauerlauf machte. Er war eigentlich jung geblieben bis in sein spätes Alter und hatte einen feinen Humor, mit dem er seine Umgebung und besonders auch seine Schwiegermutter erfreute. Wie konnte sie herzlich über seine Witze lachen. Er war ein glücklicher Optimist und fand sich relativ leicht in den schwierigen Situationen zurecht, die ihm zahlreich beschieden waren. Meine Mutter trug alles viel schwerer. Klein Warin war wohl für uns und meine Familie eine reiche Quelle schöner Erinnerungen, aber an Sorgen um das alte Heim hat es nicht gefehlt, und es gehört zu meinen schönsten Erinnerungen, dass es mir vergönnte war, meinen Teil dazu beizutragen, die Sorgen der Alten zu erleichtern. Einige Jahre später ist dann meine Mutter auch dahingegangen. Ich traf sie noch lebend an in den letzten Zügen, und ich werde nie vergessen, wie sie noch einmal die Augen aufschlug und meinen Namen sagte mit dankbarem Händedruck. Sie war wohl eine tiefe, zum Teil schroffe Natur, und wenn es sich um ihre Kinder handelte, da kannte sie keine Rücksicht auf andere. Es sollte nur einer wagen, ihren Söhnen etwas nachzusagen, der kam schlecht weg. Sie trug auch an den Sorgen des Lebens viel schwerer als mein Vater, und doch, wie haben die beiden sich ergänzt und verstanden! Aber das Zepter führte hauptsächlich meine Mutter, und auf ihre Nebenmenschen nahm sie oft nicht viel Rücksicht. Ihre Söhne behandelte sie entschieden mit mehr Nachsicht als ihre beiden Töchter. *Marie* und *Ina* haben es nicht immer leicht gehabt. Gegen *Lilli* und unsere Kinder hatte sie stets die größte Zuneigung und Liebe, ebenso wie für *Lillis* Eltern und Oma. Mit der Russin hatte sie sich damals bald ausgesöhnt, und es war auch eigentlich für sie selbstverständlich, dass sie für Frau und Kinder ihres Sohnes herzliche Liebe und Zuneigung bewies. Sie würde gegen die Wahl ihres Sohnes nie etwas einzuwenden gehabt haben und hatte ja auch wirklich keine Ursache dazu, bei *Lillis* Charakter und freundlichem Wesen, und so haben sie sich dann stets gut verstanden. Es ist nicht allen Schwiegertöchtern so gut ergangen, auch hier wurde zuweilen Kritik geübt. Auch in Klein Warin waren wir zuweilen mit den Eltern zusammen, als mein

²⁵⁰ Hundsbach ist heute ein Ortsteil der Gemeinde Forbach im Nordschwarzwald. 1999: 343 Einwohner.

Bruder *Gustav* schon das Regiment führte. Anfangs ging es gut, später geriet er als Junggeselle auf Abweg; meine Eltern haben das noch mit Sorgen kommen sehen, und auch die Meinigen haben das später manchmal schwer empfunden, weniger die Kinder, aber doch *Lilli* und ich. Aber trotzdem blieb Klein Warin immer das Sommer-Eldorado, und *Lilli* war froh, wenn ich dann nach beendetem Semester zu ihnen stoßen konnte. *Gustav* starb ja dann an einem Nieren- und Leberleiden, und es zeigte sich, dass es Zeit war, dass Klein Warin in andere Hände kam. Unter meines Bruders *Hermann* Leitung hat dann mein Neffe *Richard* die Bewirtschaftung für die Erben übernommen.



Abb.65: *Gustav Uhthoff*

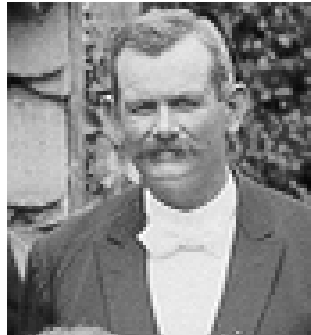


Abb.66: *Hermann Uhthoff*



Abb.67: *Richard Uhthoff*

Das Plus und Minus hielt sich damals ungefähr die Waage. Unter dem Triumvirat von *Richard*, *Mike* und *Grete* ist dann die alte Heimat wieder aufgeblüht und hat uns, was wir eigentlich nie für möglich gehalten hatten, sogar noch einen erheblichen Gewinn abgeworfen. Herzlichen Dank an dieser Stelle den treuen Verwesern unseres Erbes. Auch als *Richard* zuletzt die alte Heimat übernahm, ist sie uns nicht völlig verlorengegangen; wir haben auch dann noch schöne, friedliche Tage dort verlebt, und besonders auch für Inge ist es eine zweite Heimat geblieben mit ihren Pferden, Seen, Wäldern, Gärten. Ich erinnere mich noch besonders eines letzten Pfingstaufenthaltes mit *Lilli* zur Zeit der Flieder- und Baumblüte. Wie haben wir es genossen bei dem schönen Wetter. Wie stehen mir noch die Bilder vor Augen, wenn wir so am schönen Morgen von unserem kleinen Zimmer aus (Drückerstube) den Blick über den blühenden Garten, den Tannenforst und so weiter genossen, und wie gern denke ich noch zurück an unsere gemeinsamen Streifzüge durch Wald und Feld, so ganz für uns und fern von Sorgen und Mühen des Alltagslebens. Ja, das waren schöne Tage mit unauslöschlichen Erinnerungen. Einmal hat unser kleines Zimmer auch *Lilli* schwer krank beherbergt (doppelseitige Lungenentzündung), und wie haben meine Schwestern *Marie* und *Grete* sie damals gepflegt und gehütet. Ich hatte dann die Freude, in der Rekonvaleszenz noch mit ihr zusammen zu sein und sie zum ersten Mal wieder in die Wälder zu führen. Sie genas dann vollständig, nachdem wir sie durch die schwere Krisis mit ihren großen Beschwerden von Atemnot und Schmerzen hindurchgeleitet hatten.

Doch nun zurück nach Breslau. Unser Leben hat sich hier in ungetrübter Weise abgespielt, für mich in scharfer, angespannter aber auch dankbarer Arbeit, so wie ich es mir wünschte. Dazwischen dann die Universitätsferien mit ihren Reisen und Erholungspausen. Mehrmals sind wir – schöne Erinnerungen – mit unseren Kindern nach Sankt Petersburg in die Sommerfrische gereist, die Meinigen voraus, und ich folgte nach. Es war ein schöner und interessanter Aufenthalt in Sankt Petersburg, auf dem Lande, *Lillis* alte Heimat und für mich voll von neuen Eindrücken. Dieses große, schöne Haus in Starya-Direwnia²⁵¹ war so das Sinnbild der Zusammengehörigkeit von *Lillis* Familie. Ich habe diesen Familienzusammenhalt aufrichtig bewundert und wie viele unter einem Dach erträglich zusammenlebten. Auch *Elsa* wird noch die Erinnerung an diese schöne Zeit bewahrt haben, *Kurt* und *Hans* wohl kaum, sie waren noch zu jung, obwohl letzterer einmal in die Newa purzelte und einmal schwer erkrankte an Dysenterie. Ich habe überhaupt an Russland freundliche Erinnerungen bis auf einige unangenehme Eindrücke, die schon beim Überschreiten der Grenze mit Passwesen, Beamtenbestechlichkeit, Gendarmerie und so weiter begannen. Besonders unangenehm habe ich das Verhalten der Beamten auf dem ausländischen Passbüro in Sankt Petersburg empfunden, wo man wohl nicht verstand, die erwartete Rubelverständigung richtig zu handhaben. Gewöhnlich nahm Omas alter Dwornik (der Hausknecht) *Michael* einem die lästigen Gänge in dankenswerter Weise ab.

In schöner Erinnerung ist mir noch die Reise mit *Lilli* zum „Moskauer Internationalen Medizinischen Kongress“, wo wir bei Dr. *Wellberg*²⁵² wohnten. Waren das neuartige Eindrücke, die diese alte Zarenstadt in mir hervorrief, eine andere Welt. Es war glühend heiß und trocken, sodass der Asphalt am Kreml auf der Straße ganz weich geworden war. Was ist aus diesen schönen Städten und Sankt Petersburg geworden unter den heutigen Verhältnissen!²⁵³ Nach neuesten verlässlichen Nachrichten hat Sankt Petersburg jetzt 650.000 Einwohner (gegen früher über 2 Millionen). Alles ist verwüstet und verkommen, und ähnlich ist es auch in Moskau. Jene Reise bot uns auch Gelegenheit, *Lillis* altes Jugend-Eldorado Slog²⁵⁴ zu besuchen. Wie oft hat sie davon erzählt und geschwärmt, und ich konnte ihr nur recht geben. Dieses idyllische Slog mit seinem Herrn (*Onkel Woldemar* und Familie) und der sympathischen Bauernbevölkerung, die ich so recht gelegentlich eines Dorffestes kennenlernte, das wir mitmachten: Die Gastlichkeit in jedem Hause, selbst dem ärmsten Bettler und das naive, natürliche Verhalten uns gegenüber. Der weibliche Teil in brennend farbigen Kleidern, die hinter dem Zaune mehrfach am Tage gewechselt wurden. Alles so naiv und kindlich, und doch, was hat die bolschewistische Schweinewirtschaft aus diesen Menschen gemacht, naiv wie die Kinder und

²⁵¹ Am 7.9.2018 17:00 Uhr im Internet nicht lokalisierbar.

²⁵² Johann Ferdinand Wellberg/Ivan Karlovič, Deutschbalte, * 19.5.1857. Aus: Institut für Ost- u. Südeuropaforschung: Ausländer im vorrevolutionären Russland.

²⁵³ Februar-Revolution am 15.2.1917 (julianisch) mit Abdankung des Zaren Nikolaus II.- Oktober-Revolution am 24./25.10. (julianisch) durch Lenin.

²⁵⁴ Am 1.9.2018, 21:30 Uhr im Internet nicht zu ermitteln.

gefährlich unter dem zerstörenden Einfluss der Revolution. Ich fuhr allein damals von Moskau nach Nischni-Nowgorod²⁵⁵, eine sehr interessante wenn auch etwas unbequeme Reise: Die Stadt der großen Messen für den ganzen Osten, die mächtige Wolga mit ihrem damals klaren Wasser und ihrem Fischreichtum. Die Fahrt ging bei der großen Trockenheit eigentlich stets durch brennende Wälder und Gestrüpp, die ganze Gegend von Rauch geschwängert. Ich machte die Fahrt zusammen mit dem Ehepaar Professor *Fuchs* aus Wien. *Lilli* war inzwischen nach Sankt Petersburg aufs Land zurückgekehrt, wo sie Kongressgäste bei der Rückkehr über Sankt Petersburg erwartete, die dann auch zahlreich eintrafen und mit echt russischer Gastfreundschaft aufgenommen wurden (*Heubner* und andere). Und doch, ich kann mir nicht helfen, man betrat immer wieder mit einem Gefühl der Erleichterung den heimischen Boden nach dem Aufenthalt in der fremden Umgebung. Dieses Gefühl bezieht sich nicht nur auf die Rückkehr aus Russland, sondern auch auf die Rückkehr aus anderen Ländern und sehr großen Städten. Ich war mit *Lilli* sowohl in London als auch in Paris, und so schön die Eindrücke hier auch waren, so geborgen fühlte man sich doch, wenn man wieder deutschen Boden unter den Füßen hatte. Anders war es schon mit unseren Reisen nach Bayern (Berchtesgaden, München, Bad Reichenhall, Bad Tölz und so weiter); hier war man ganz wie zu Hause, und auch in der Schweiz fühlten wir uns heimisch. Besonders aber war unser Lieblingsaufenthalt Tirol (Bozen, Meran und andere). Hier waren wir wirklich zu Hause, und ich habe das Zusammenleben mit *Lilli* in vollen Zügen genossen. Nach Italien, Rom und Neapel (Kongress) fuhr ich damals allein, Venedig und norditalienische Städte haben wir aber gemeinsam gesehen, und besonders ist mir noch die Fahrt vom Ampesso²⁵⁶-Tal über Cortina nach Italien hinunter in Erinnerung. Es war so dankbar, mit *Lilli* zu reisen, da sie freudig alle neuen Eindrücke in sich aufnahm, auch konnte sie etwas italienisch und somit den Dolmetscher machen. Sie hatte noch in Marburg bei Fräulein *Carteni* italienischen Unterricht gehabt. Eine sprudelnde Lehrerin mit ungeheurer Beredsamkeit. Mit unsere schönste gemeinsame Tour war die nach Norwegen. Es war die Freude, dieses schöne, eigenartige Land kennenzulernen, samt seinen sympathischen Bewohnern, die ihre Pferde behandeln wie ihre Kinder, und bei denen man vor Betrug und Prellerei sicher ist. Wie schön waren diese Seen, Berge und Fjorde, die sumpfige Hochebene mit den Moltebeeren²⁵⁷, die alte Handelsstadt Bergen mit ihrem enormen Fischreichtum, die Rentierherden, die zahllosen Elstern. *Lilli* hat das alles so recht genossen und empfunden.

Christiania²⁵⁸ mit seiner grandiosen Einfahrt, ausgezeichneten Hotels, Verpflegung und so weiter. Ja, es ist wahr, so gemeinsame, schöne Reisen mit seiner Frau in der Blüte der Jahre und so losgelöst vom Alltagsleben, nur für sich, das

²⁵⁵ Nischnij-Nowgorod (zwischenzeitlich Gorki), alte Festungsstadt, fünftgrößte Stadt Russlands, 400 km östlich von Moskau, bedeutende Messe- und Handelsstadt, 2010: 1.250.919 Einwohner.

²⁵⁶ Gemeint ist italienisch: Ampezzo, die Landschaft vor und um Cortina d'Ampezzo.

²⁵⁷ Aus den Moltebeeren macht man in Finnland den Likör „Laaker“.

²⁵⁸ Christiania steht von 1624-1924 für den ehemaligen Namen von Oslo, Norwegen.

bringt die Herzen näher und knüpft die Bande der innigen Gemeinschaft enger. Mit welchem Stolz hat sie mir Arco, Riva und den Gardasee gezeigt, wo sie mit Oma als 17jährige den Winter zubrachte. Wie sind wir in den Weinbergen und in der Umgebung Merans umhergestreift, nur genießend und froh. Wie haben wir Bozen mit dem alten deutschen Hotel genossen, mit dem Denkmal *Walters von der Vogelweide* vor der Tür. Wie auch Wien mit seinen Museen, seinem Volksleben, seinen Kirchen und historischen Erinnerungen. Das Herz tut einem weh, wenn man an diese Zeiten denkt – und was ist aus all diesen Herrlichkeiten geworden? Auch München war uns eine zweite Heimat geworden; so viel Schönes und Angenehmes haben wir dort erlebt. Und nun unser gemeinsames Leben und Wirken in Breslau die langen Jahre. Es fiel kaum ein Schatten auf dieses Zusammenleben. Ich hatte volle Arbeit zu leisten, was mir wohl manchmal den kaum ernstgemeinten Vorwurf, ich hätte nur für meine Klinik und Kranken Interesse und nicht hinreichend für Frau und Kinder, einbrachte. Es ist ja richtig, ich bin hauptsächlich nach dieser Richtung tätig gewesen, habe aber immer ein tiefes Gefühl der Genugtuung und Freude gehabt, wenn ich nach getaner Arbeit in den Kreis der Meinigen zurückkehren konnte. Mit halber Kraft war da nichts zu machen: Die Liebe zum Fach, zur Wissenschaft, zum Vorwärtskommen absorbiert Zeit und Kraft in weitgehendem Maße. **Ich konnte nicht mit halbem Wind segeln**²⁵⁹. *Lilli* hatte dafür ihren häuslichen, (reizenden) reichen Wirkungskreis und in ihrer stillen, anspruchslosen und selbstverständlichen Weise die Aufgabe bewundernswert bewältigt. In der Küche herrschte in erster Linie wohl die „*Ma*“ (Marie, die Haushilfe), aber die Herrin des Hauses und der Familie war sie. Ich habe nie ihre segensreiche Wirksamkeit durchkreuzt durch eigenmächtiges Eingreifen, sondern es war stets mein Bemühen, ihr Reich im Hause aufrechtzuerhalten. Sie sollte ein Gegengewicht mit anderen, vielseitigen Interessen bieten gegenüber meiner anspannenden Zeit und absorbierenden Berufstätigkeit. Ich habe wohl manches Mal den Vorwurf hören müssen, dass ich nicht genug von meiner Berufstätigkeit und von den Fakultätsangelegenheiten erzählte. Aber ich habe mich in dieser Hinsicht absichtlich zurückgehalten, um ihr natürliches Urteil über Menschen und Dinge nicht zu trüben. Vorurteile greifen bei leicht empfänglichen Gemütern, wie sie es hatte, gar zu leicht Platz und beeinflussen das Urteil einer Frau gar zu leicht im schädlichen Sinne. Es ist wahrlich kein Fehler, nicht alle kleinen Intrigen und Redereien kennenzulernen; das Herz und Gemüt blieb unbefangener und das Urteil natürlicher, gesünder und richtiger. Sie fand selber das Gute und Schlechte bei einem Menschen heraus und hat jedenfalls über viele Dinge ein ungetrübertes und zutreffenderes Urteil gehabt als viele andere. Kleinliche Erbärmlichkeit habe ich ihr wohl gelegentlich vorenthalten, wichtige Dinge, die uns beide angingen, niemals, und ihr gesundes Urteil hat mich oft mitgelenkt. Sie hatte wohl etwas von dem leicht erregbaren Sankt Petersburger Temperament in sich, das sich über Kleinigkeiten explosiv sehr aufregen konnte, aber ruhigem Überlegen und Auseinandersetzungen verschloss sie nie

²⁵⁹ Fettdruck nicht im Original.



Abb.68: Am Stadttheater mündete vorne links an der Straßenlaterne der Schweidnitzer Stadtgraben, wo die Familie Uthhoff wohnte, in die Hauptgeschäftsstraße, die Schweidnitzer Straße

ihr Ohr und war von der Wahrheit relativ leicht zu überzeugen. Am Anfang unserer Ehe nannte sie mich wohl gelegentlich einen Pedanten, später hat sie auf mein Urteil geschworen und ein unbegrenztes Vertrauen zu mir gehabt. Es lag das ja an ihrer großen Jugend begründet, der doch die Erfahrung fehlte. So haben wir dann Freud und Leid in vollem Verständnis miteinander getragen. Zuweilen habe ich wohl gedacht, dass sie ihre Zuneigung zu mir etwas feuriger und unmittelbarer äußern müsse, aber vielleicht war es auch gut für mich, keine zu leidenschaftliche Frau zu haben. Es ist in meinem Herzen während unserer langen Ehe nie ein leidenschaftliches Gefühl für andere Frauen und Mädchen aufgetaucht, sie blieb stets unbestritten die Alleinherrscherin, und ich habe keine je so schön und anmutig gefunden als gerade sie, und dass sie mir jung und schön bis zuletzt zur Seite blieb, dafür bin ich dem Schicksal besonders dankbar.

Ein großes Ereignis in unserem Breslauer Leben war die Geburt von *Inge*²⁶⁰. *Lilli* war anfangs ganz außer sich über das herannahende Ereignis, und auch ich war sehr betreten, denn das lag eigentlich nicht mehr in unserem Lebensplan. Und doch, welche Freude hat uns gerade dieser Nachkömmling bereitet. Es ging mir auch bei dieser Geburt wie manchem Ehemann, dass er verwünscht wurde, aber nach den überstandenen Schmerzen wandte sich das Blatt.

Else war damals schon fast erwachsen und bereitete sich auf die hohe Schule vor. Die Gymnasialzeit²⁶¹ war für sie nicht leicht, und ich hatte wohl gelegentlich

²⁶⁰ Vgl.: Biographie 3.2.

²⁶¹ Am Realgymnasium „Der Zwinger“ in der Zwingerstraße, Breslau.

Pourparlers²⁶² mit ihren Lehrern, aber schließlich wurde das Streben durch das Abiturium gekrönt. Wir erinnern uns noch oft und mit vielem Vergnügen dieser Abituriums-Feier und auch des aufregenden Examens, als alle Angehörigen in der Zwingerstraße des Ausgangs harften und Bekanntschaft miteinander machten (*Tante Geckel* und so weiter). Ihr späteres Studium war schon weniger aufregend für sie und für uns, wenn es auch gelegentlich zu erregten Auseinandersetzungen mit ihrem Hauptlehrer, dem Anatom, kam. Diesem Studium machte *Rudi*²⁶³ nach eineinhalb Jahren dann ein Ende, indem er sie von uns forderte. Es war in einer Zeit, da er selbst durch häusliches Unglück sehr hart betroffen war: die Mutter²⁶⁴ war gestorben (1910), zwei Brüder hatte er verloren, und der Vater selbst war schwer krank. Es ist wohl selten eine Hochzeit unter tragischeren Umständen begangen worden als die von *Rudi* und *Else*.

Das Befinden des Vaters²⁶⁵ verschlechterte sich in bedrohlicher Weise, und so feierten wir denn die Hochzeit im kleinen Kreise unter tragischen Verhältnissen. Der Vater erlebte noch die zivile Trauung, aber während der kirchlichen Trauung im Hause stand seine irdische Hülle im Nachbarzimmer. Er war am Abend vorher aus dem Leben geschieden (1911), aber *Else* konnte noch die Überzeugung mit in die Ehe nehmen, dass er sich herzlich über die Verbindung freute. Mir ist es eine große Genugtuung im Leben gewesen, dass ich *Rudi* in diesen schweren Stunden zur Seite stehen konnte. Aber dem Vergehen folgt das Entstehen, und so sehen wir jetzt auf drei gesunde Enkelkinder. Was *Lilli* noch im Leben für eine Freude an denselben gehabt hat bis in die letzten Stunden, als sie sie zum letzten Mal auf ihrem Krankenlager bei sich sah! Als sie die Augen schloss, waren sie abwesend in der Sommerfrische, heute haben sie zum ersten Mal das Grab ihrer Großmutter besucht. *Madit*²⁶⁶ wird noch eine Erinnerung an ihre liebenswürdige Großmutter haben, Brüderchen²⁶⁷ wohl kaum und *Eva*²⁶⁸ gewiss nicht.



Abb.69: Inge Uhthoff



Abb.70: Rudolf (gen. Rudi) Ladenburg und Else Ladenburg, geb. Uhthoff

²⁶² Französisch: Diplomatische Besprechung, Unterredung, Meinungs austausch.

²⁶³ Walter Rudolf (gen. Rudi) Ladenburg, * Kiel 6.6.1882, † Princeton/USA 3.4.1952, Atom-Physiker in Princeton/USA.

²⁶⁴ Margarethe Pringsheim, * 14.1.1853, † 1910.

²⁶⁵ Albert Ladenburg, * Mannheim 2.7.1842, † Breslau 15.8.1911, Chemiker, ∞ 19.9.1875 Margarethe Pringsheim (1855-1910), Tochter des Nathanael Pringsheim (1823-1894), Botaniker und Pflanzenphysiologe.

²⁶⁶ Tochter von Else Ladenburg, geb. Uhthoff.

²⁶⁷ Sohn Kurt Ladenburg.

²⁶⁸ Tochter von Else Ladenburg, geb. Uhthoff.



Abb.71: Die Enkel Kurt, Eva und Madit Ladenburg (Ausschnitt)

Auch eine andere Ehe wurde seinerzeit in unserem Heim am Stadtgraben geschlossen, es war die von *Therese von Bagh* und *Anton*. Ich erinnere mich noch lebhaft, mit welcher Sorge die Mama von dieser Verlobung Kenntnis nahm. Sie war ganz perplex und machte derart geheimnisvolle Andeutungen über die Persönlichkeit des Verlobten, dass ich es auch mit der Sorge bekam und anfangs dachte, dass *Therese* eventuell einem Abenteurer zum Opfer gefallen sei. Aber es war nicht so schlimm. Ganz geheimnisvoll flüsterte mir Mama zu, dass er ein Graf sei; es war also nicht schlimm, und die Gemüter beruhigten sich bald, als wir Näheres über den Verlobten und seine trefflichen Eigenschaften hörten. Auch *Onkel Jean*, im modernen Frack und Zylinder, war zu dieser Hochzeit erschienen mit hoher, bis an den Hals geschlossener Weste, und so verlief alles harmonisch. *Onkel Jeans* Bild wurde in einer Fotografie festgehalten, die später noch oft die Heiterkeit der Sankt Petersburger Verwandten erregt hat.

Eine ziemlich große Rolle spielten in unserem Leben die verschiedenen markanten akademischen Ereignisse – und wie war *Lilli* dabei! Das Dekanat im Jubiläumsjahre der Universität 1911²⁶⁹ mit all seinen Festen und Ansprachen wurde glücklich überstanden und hat uns allen eine schöne Erinnerung hinterlassen. Eine Strapaze ersten Ranges, aber auch eine dankbare Aufgabe war die „Naturforscherversammlung“²⁷⁰ in Breslau, deren Leiter ich war. Die Hauptarbeit musste freilich mein Sekretär machen, der Chemiker Professor *Ahrens*. Aber es war ihm schlecht bekommen, und er ging bald darauf an Paralyse zugrunde. Reich an Mühen aber auch an Freuden war dann das Rektorat (1908/1909) der Universität mit seinen Repräsentationspflichten, und wohl selten hat eine Universität eine so reizende

²⁶⁹ 1702 Jesuitenkolleg mit Katholischer Theologie, Philosophie („Leopoldina“), Breslau. 1506 Brandenburgische Universität Frankfurt/Oder mit Evangelischer Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin, Philosophie („Alma mater Viadrina“) Frankfurt/Oder. 1811 Fusionierung mit der „Leopoldina“ zur Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau mit allen fünf Fakultäten (Katholische Theologie, Evangelische Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin, Philosophie (mit Naturwissenschaften, Landwirtschaft und Veterinärmedizin).

²⁷⁰ Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte (GDNÄ), gegründet 1822 von Lorenz Oken in Leipzig.

Magnifica²⁷¹ gehabt wie *Lilli*. Auf ihre Schultern fiel ein gemessener Teil von Verpflichtungen, wenn auch den Löwenanteil der Rektor selbst zu tragen hatte. Das Rektoratsessen im Zwinger hat ihr Spaß gemacht; sie sah dem im Kreise einiger Bekannten vom Balkon aus zu. Bei solchen Gelegenheiten fiel auch auf die Magnifica manche Ehrenbezeigung. Am meisten strahlte sie als Gastgeberin auf unserem großen Rektoratsball. Das Rektors-Ersparte ist mit dem Rektoratsessen und diesem Ball allerdings draufgegangen. Aber das Jahr nahm einen ungetrübten Verlauf, wenn man auch froh war, als man endlich seinem Nachfolger²⁷² das mühevollste Amt übergeben konnte.

Schwere und freudige seelische Erregungen haben wir noch durchgemacht gelegentlich der verschiedenen an mich herangetragenen Berufungen (Kiel, Bonn, Wien, Berlin). Nach Bonn reiste ich damals. Es zog uns viel dahin, in das schöne Rheinland, aber schließlich entschied ich mich doch dafür, in Breslau zu bleiben, dem lieb gewonnenen Arbeitsplatz mit seinem großem Material, was viele nicht verstehen konnten; auch *Lilli* sah es nicht recht ein, aber ich glaube, ich habe doch recht gehabt. Eine solche Übersiedlung in neue Verhältnisse bedeutet einen großen Zeitverlust, man wird völlig aus seinem alten Arbeitsfeld und wissenschaftlichen Material herausgerissen und erleidet eine erhebliche wissenschaftliche Einbuße. Ich weiß auch nicht, ob ich als Nordländer so recht in das Bonner üppige und weinfrohe Leben hineingepasst hätte, dazu war mir meine wissenschaftliche Breslauer Arbeit doch zu lieb geworden.

Als die Berufung nach Berlin, der Stätte, wo ich fünfzehn Jahre meines Lebens in der Arbeit zugebracht hatte, war es anders, gewissermaßen schon zurückzukehren, und ich nahm an. Wir reisten nach Berlin, nahmen Wohnung am Königsplatz, und ich war anfangs fest entschlossen, überzusiedeln. Bei Überlegung der klinischen Verhältnisse, der mangelhaften Aussicht auf eine neue, befriedigende Klinik, deren Pläne mir wohl zugestellt wurden, deren Bau aber noch im weiten Felde war, kamen mir allmählich Bedenken, ob es wohl für mich das Richtige sei, den Platz zu wechseln und wieder Jahre mit Bauten, Übersiedlung und einer zermürbenden Arbeit in Berlin zu verlieren. Es war für mich doch eigentlich zu spät geworden, um alles noch einmal von vorne anzufangen. Diese Zweifel aus Anlass der Berliner Berufung haben mich damals in tiefster Seele erregt, und *Lilli* hat daran innigsten Anteil genommen. Ich erinnere mich, wie sie auf unseren Wegen nach Wohnungssuche ihre Uhr verlor, die ich ihr als Verlobter geschenkt hatte. Das machte sie ganz perplex, und sie wollte es als schlechtes Omen deuten. Merkwürdigerweise war die Uhr gefunden worden, und so erhielt sie sie zurück. Für die schon gemietete Wohnung mussten wir noch ein Abstandsgeld bezahlen, ich blieb in Breslau, und damit war die Periode der Berufungen mit ihren Genugtuungen, Zweifeln, Sorgen und Freuden abgeschlossen, und ich glaube, es war doch das Richtige, in Breslau zu bleiben. Schon viel weniger schwer wurde mir die Absage nach Wien, schon

²⁷¹ Ehefrau von Magnifizienz, dem Rektor.

²⁷² Otto Fischer (1850-1929), Jurist.



Abb.72: Louise und Wilhelm Uthhoff

unserer Söhne wegen, die österreichische Untertanen hätten werden müssen. So lieb wir Wien gewonnen hatten als Reisende, so wenig sagten uns doch sonst die ganzen Verhältnisse zu, denn ich hatte im Leben genug Einblicke in das österreichische Staatswesen getan, als dass ich es mit dem deutschen, respektive preußischen, hätte vertauschen mögen. Wenn ich mir denke, wie wären damals nach Wien übersiedelt: ich glaube, wir würden es später bereut

haben, zumal unter den Verhältnissen, wie sie sich während des Krieges entwickelt haben. Aber dass die österreichische Monarchie morsch war bis in die Grundfesten – das zu ahnen, dazu gehörte schon damals nicht viel politischer Scharfsinn.

So sind wir denn in Breslau geblieben und hier allmählich immer heimischer geworden. Vierundzwanzig Jahre²⁷³ sind es jetzt seit unserer Übersiedlung. Und die letzten Jahre waren schwer, ja noch schwerer die allerletzten Jahre nach Beendigung des Krieges. Das haben wir beide gemeinsam schwer empfunden und getragen.

Und dann kam der Krieg. Wer mit offenen Augen durch die Welt ging und Gelegenheit gehabt hatte, hin und wieder Einblicke ins Ausland zu tun, der sah das Unheil kommen. Wie absurd zu behaupten, Deutschland trage die Schuld am Kriege, wo es von allen Seiten systematisch eingeschlossen wurde, um es dem Untergang entgegen zu treiben²⁷⁴. Was für ein verächtliches und verlogenes Geschwätz von Freiheit der Völker, Bedrohung, Habgier, Chauvinismus, kapitalistischen Interessen, die Triebfedern bei unseren Feinden gewesen wären. Seit Jahren wurde die Presse mit feindlichem Geld bearbeitet und in diesen Sumpf von Verlogenheit und Heuchelei hineingeführt. Ein krasses Beispiel war die Bearbeitung der russischen Presse, besonders der *Nowoje Wremja*²⁷⁵, mit englischem Gelde, und auch fremde Gelder, speziell amerikanische, haben bei dem Verhalten unserer radikalen Linksparteien eine große Rolle gespielt. Es gab für Deutschland wahrlich keinen anderen Ausweg als die Aufnahme des Verteidigungskrieges. Wie lächerlich und verächtlich, Deutschlands Kampf andere Motive unterlegen zu wollen. Seit Jahren wurde mit ungezählten französischen Millionen in Russland gegen Deutschland gerüstet und Festungen gebaut. Als der Krieg losbrach,²⁷⁶ war ich allein in Breslau.

²⁷³ Aus mehreren Formulierungen im Text kann man ableiten, dass Teil 1.3 kurz nach der Beisetzung von Lilli Uthhoff und der Eheschließung von Kurt Uthhoff mit Gerda Schwabe verfasst wurde

²⁷⁴ Vgl.: Clark, Christopher: *Die Schlafwandler. Wie Europa in den ersten Weltkrieg zog.* Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz. München, DVA 2013.

²⁷⁵ *Nowoje Wremja*, in Sankt Petersburg erschienene Tageszeitung von 1868-1917.

²⁷⁶ 28.7.1914: Österreich-Ungarn erklärt Serbien den Krieg.

Lilli und *Inge* befanden sich in Mecklenburg in den Ferien. Es war eine nervenanspannende Zeit. Ich saß oft an meinem Schreibtisch, nur mit halbem Sinn bei der Arbeit, und horchte hinaus auf die Straße mit ihrem Getöse, Autorasen, marschierendem und singendem Militär, unausgesetzt Tag für Tag. Die Gefahr einer russischen Invasion in Schlesien und einer Bedrohung der Festung Breslau war außerordentlich groß, und es war mir lieb und beruhigend, die Meinen fern von hier in Mecklenburg zu wissen. Mit bewundernswürdiger Exaktheit und Schnelligkeit ging die Mobilmachung vonstatten, und wir kamen dem russischen Koloss zuvor. Es war anfangs über die Stärke unserer Streitkräfte durch geschickte Manöver getäuscht; es kam militärische Hilfe von allen Seiten, und so blieben Breslau und Schlesien verschont. Ich wäre nie von meinem Posten und meinen Kranken gewichen – und wenn die Ereignisse auch noch so bedrohlich geworden wären –, aber die Meinen fern zu wissen, war mir eine große Beruhigung. Wenn ich so zurückdenke an diese erste allgemeine Begeisterung und an den Opfermut des ganzen deutschen Volkes, die mich mit Stolz und Zuversicht erfüllten, so will es mir schier unfasslich erscheinen, wie dasselbe Volk jetzt so degeneriert und moralisch heruntergekommen ist. Was haben wir in dieser Hinsicht in den letzten beiden Jahren erleben müssen. *Lilli* haben diese schweren Kriegsjahre und die noch schwereren letzten Friedensjahre mit ihren wahnwitzigen Auswüchsen wohl auf das Tiefste erregt und ihr Gemüt erschüttert, aber sie hat sich tapfer gehalten.

Als die Mobilmachung erfolgte, musste *Rudi*²⁷⁷ gleich fort. Ich sehe ihn noch als tapferen Dragonerleutnant von mir Abschied nehmend; ich war stolz auf ihn und sein mutiges und tapferes Verhalten. Die Seinen waren in Berlin bei der liebenswürdigen und gastfreien Familie *Carst* geborgen, und so wurde ihm der Abschied leichter. Er ging mit seinen Dragonern direkt nach Frankreich und hat gefährliche Patrouillendienste mit Mut und Umsicht geleistet. Er war einer der ersten von Angehörigen der Universität, der das EK²⁷⁸ erhielt. Später haben wir uns um ihn, als Mitglied der Artillerieprüfungskommission, nicht so viel sorgen müssen, wie um *Kurt* und *Hans*.

Kurt war auf dem Gute Parschkau²⁷⁹ in Westpreußen und kam sofort nach Breslau. Er hatte sich bei den Lübener Dragonern gemeldet, konnte aber dort zuerst nicht ankommen. Er reiste trotzdem hin und hoffte, durch *Rudis* Vermittlung angenommen zu werden. Da trat hier die Verordnung ein, dass die Mediziner vom 7. Semester sich zum Sanitätsdienst zu melden hätten. Ich telegraphierte das sofort nach Lüben, und er wurde zurückgeschickt, um dann hier bei den 11ern²⁸⁰ einzutreten

²⁷⁷ Walter Rudolf (gen. Rudi) Ladenburg, * Kiel 6.6.1882, † Princeton /USA 3.4.1952, Atomphysiker, Ehemann von Else Uhthoff.

²⁷⁸ Das Eiserne Kreuz (EK) war eine ursprünglich preußische, später deutsche Kriegsauszeichnung, die vom preußischen König Friedrich Wilhelm III. am 10. März 1813 in Breslau für den Verlauf der Befreiungskriege in drei Klassen gestiftet wurde.

²⁷⁹ Parschkau/Parszkowo/Polen, Gutsbezirk, 1905: 50 Einwohner, Landkreis Neustadt, Regierungsbezirk Danzig/Gdańsk/Polen, nördlich von Danzig, nahe der Ostseeküste.

²⁸⁰ Grenadier-Regiment König Friedrich III. (2. Schlesiensches) Nr.11.



Abb.73: Kurt Uthhoff



Abb.74: Gerda Uthhoff,
geb. Schwabe

und die Ausbildung mit der Waffe zu erhalten. Ob er noch unter den Lebenden weilte, wenn er als Lübener Dragoner ins Feld gegangen wäre? Mir ist das sehr fraglich, denn die Dragoner haben im Verlauf des Krieges furchtbar gelitten, und viele sind nicht mehr wiedergekehrt.

Aber nach beendeter Ausbildung riss auch ihn der Strudel des Krieges vorwärts, zunächst als Sanitätsgefreiter, dann als Sanitäts-Feldwebel und später als Unterarzt respektive Feldunterarzt. Er hat wahrlich den Krieg kennengelernt und mitgemacht an allen Fronten, sich tapfer gehalten, zu jeder Zeit und mutig und pflichttreu die ganzen Jahre hindurch, und wir haben ihn zurückerhalten, wenn er auch verwundet wurde und allerlei Krankheiten durchmachen musste. Der Krieg hat ihm viel Gefahren gebracht, aber auch das Glück seiner lieben Braut *Gerda*²⁸¹. Wie hat sie sich mit uns gesorgt und gebangt, und wie hat sie die Freude genossen, ihn zurückzuerhalten, und wie strahlt sie in der Hoffnung, bald mit ihm dauernd vereint zu sein. *Lilli* und ich haben eine tiefe Zuneigung zu ihr gefasst und sind von vornherein überzeugt gewesen, dass sie einmal *Kurts* ganzes Glück sein werde. *Lilli* hat das oft zum Ausdruck gebracht und dankbar der Familie *Schwabe* gedacht – und nun hat sie uns verlassen müssen vor Erfüllung all der Hoffnungen. *Gerda* kam noch zuletzt zu ihr, aber einige Stunden zuvor hatte sie das Zeitliche gesegnet. Doch eine Freude und eine große Genugtuung ist es ihr immer gewesen, *Kurt* in dieser ausgezeichneten Familie aufgenommen zu sehen. Auch den zweiten Eltern von *Gerda*, den treuen lieben Wendisch Mulsow'ern, hat sie stets in Dankbarkeit und Liebe gedacht.

Und nun *Hans*! Er war wohl unser besonderes, auch seiner Mutter Hauptsonnenkind während des Krieges. Kaum 18jährig, war er nach der Mobilmachung sofort zur Stelle, um mit hinauszuziehen fürs Vaterland. Ich schickte ihn anfangs zurück, aber als die Lage immer bedrohlicher wurde, schrieb ich ihm schließlich, dass wir seinem Wunsche nicht länger widerstreben wollten. Er kam dann auch sofort. Aber nun war ein solches Überangebot von Kriegsfreiwilligen, dass sie zu hunderten an der Kürassier-Kaserne abgewiesen wurden. Ganz betrübt kehrte er zurück und drang in mich, doch noch einmal mit dem Rittmeister, den ich kannte, zu sprechen. Schweren Herzens tat ich auch diesen Gang und kehrte erleichtert zurück, als mir erklärt wurde, es sei nicht möglich, ihn jetzt schon mit hinauszunehmen, da die Fähnriche zuerst drankämen. Ich war froh und *Hans* traurig, aber an

²⁸¹ Gerda Schwabe, * Bützow 2.8.1896, † Schwerin 21.10.1988, verh. Kurt Uthhoff, Schriftstellerin, verlor zwei Söhne im 2. Weltkrieg, Pazifistin.

demselben Abend erhielt ich einen Brief von seinem Rittmeister, dass er sich freue, mir doch zu Willen sein zu können, da einer der Fähnriche erkrankt sei. Nun ging das Verhängnis seinen Lauf, *Hans* rückte aus, und *Lilli* stand stundenlang im Regen draußen, um den Abmarsch zu erleben. Sie war nicht zu bewegen, von der Stelle zu weichen. Wir liefen dann neben den Dragonern²⁸² her und begleiteten sie zum Bahnhof, wo sie verladen wurden.

Lachend und heiter zogen die jungen Kerls von dannen, wohl kaum ahnend, welche Wunden sie im Herzen der Mutter zurückließen. Es war derselbe Bahnhof, von dem auch *Kurt* abgefahren war. Die Nachrichten waren gut, und die Kürassiere erhielten in Frankreich zunächst noch eine weitere Ausbildung hinter der Front. Dann ging es wieder quer durch Deutschland auf den russischen, respektive polnischen Kriegsschauplatz. Wir erfuhren längere Zeit nichts Genaueres. Ich saß abends an meinem Schreibtisch, als jemand unter meinem Fenster rief. Ich achtete anfangs nicht darauf, bis ich deutlich „Papa“ hörte und *Hans’* Stimme ahnte. Ich sprang auf, riss meine elektrische Lampe herunter und sah ihn unten stehen. Ich nahm den Hausschlüssel und ließ ihn leise herein.

Wie sah er aus, wie so ein abgerissener Krieger beim russischen Rückzug der napoleonischen Armee, zerlumpt und zerfetzt, das eine Bein dick verbunden und angeschwollen, verlaust von oben bis unten. Mama stürzte ihm um den Hals und war selig, ihn wieder zu haben. Er wurde gebadet, gereinigt, entlaust und blieb sechs Wochen bei uns in Behandlung wegen seines Beines. Dann trat er wieder ein, und wieder ging es hinaus. Wir gingen dieses Mal in den Stall, wo sie sattelten, der Rittmeister hielt eine Ansprache, und wieder ging es hinaus, jetzt in die Bukowina²⁸³; wieder begleiteten wir ihn zur Bahn, neben den Reitern herlaufend und wieder kam der Abschied, und dieses Mal auf Jahre.

Anfangs bekamen wir von unterwegs noch Nachrichten, dann nicht mehr, bis eines Tages die Frau eines Rittmeisters bei mir erschien (eine Patientin) und mir schonend von ihrem Mann mitteilte, *Hans* sei in Gefangenschaft geraten, ob verwundet, wisse man nicht. *Lilli* war bei dieser Nachricht ganz außer sich und schrie laut auf: „Russische Gefangenschaft“ – das war immer ihr Gespenst gewesen. Es vergingen bange Tage, bis wir wieder Nachricht bekamen. Er war wenigstens am Leben und, wie es hieß, unverwundet auf dem Marsch nach Turkestan. Was nun in den nächsten Jahren folgte, hat ja *Hans* in seinen Erinnerungen meisterhaft geschildert. Ein Glück, dass wir nicht von allen Phasen und Gefahren dieser Gefangenschaft Kenntnis erhielten. *Hans* schrieb nur gelegentlich ganz kurz, und von



Abb.75: Hans Uhthoff

²⁸² König Friedrich III. Dragoner-Regiment (2. Schlesisches) Nr.8, Standort unter anderen Oels/Oleśnica/Polen.

²⁸³ Bukowina, deutsch: Buchenland. Historische Landschaft zwischen der heutigen Ukraine und Rumänien, damals zu Habsburg gehörend.

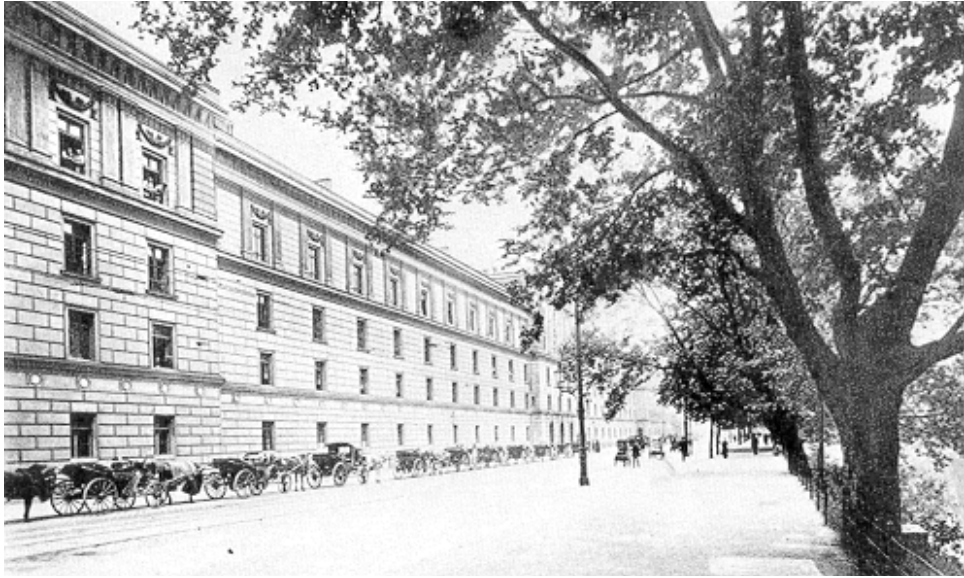


Abb.76: Die Breslauer Kaserne, von der aus Hans zum Krieg ausrückte

dem ganzen Elend des Troitzki-Lagers²⁸⁴ erfuhren wir relativ wenig, nicht, wie schwer krank er gewesen war, wie Dr. *Ambrosius* sich seiner angenommen hatte, der später selbst am Fleck-Typhus zugrunde ging. Dann kamen die sibirischen Jahre, die sich schon erträglicher gestalteten, auch häufiger Nachrichten eintrafen, sodass wir wieder Mut fassten. Und eines Tages die telegrafische Nachricht, *Hans* sei glücklich an der deutschen Front eingetroffen, nach abenteuerlicher Flucht, als russischer Soldat verkleidet.



Abb.73: Hans Uthhoff nach der Flucht in seiner russischen Verkleidung

Schließlich erfuhren wir den Tag seiner Ankunft, aber nicht die Zeit. Wir waren mehrmals auf dem Bahnhof zu den Zügen aus Posen, aber vergeblich, und schließlich doch! Ich sah einen schwerbepackten Artilleristen im Halbdunkel an mir vorüberziehen, und bei genauem Hinsehen, war es *Hans*, das alte, unveränderte Gesicht. Ich holte *Lilli* schnell herbei, die an einer anderen Stelle aufpasste. Nun das Wiedersehen! Er war ganz frisch und munter, kam schon entlaust heim, und wie hat ihn die „*Ma*“ (Marie, die Haushaltshilfe) aufgefüttert; er hatte einen russischen Magen bekommen und konnte unheimliche Massen beiseite packen. Nun hatte er eine Zeitlang Urlaub, dann ging es wieder nach Oels zum Regiment, wo *Lilli* ihm tagelang Gesellschaft leistete, ihm vorlas, kurz, sich nicht von ihm trennte.

²⁸⁴ Russisches Kriegsgefangenenlager in Taschkent/Turkestan.

Dann ging es wieder an die französische Front – neue Sorgen. Aber plötzlich, eines Abends, als wir bei Tisch sitzen, tut sich die Tür auf, und *Hans* erscheint, schwerbepackt. Er war zu einem Offiziers-Aspiranten-Kursus ins Warthe²⁸⁵-Lager kommandiert. Daran schlossen sich dann seine letzten polnischen Abenteuer und seine Rückkehr, die er ja auch geschildert hat, und nun hatten wir ihn wieder, gesund und frisch und tausend Gefahren entronnen. Das war auch für *Lilli* eine große Freude nach all den vielen Sorgen und Ängsten.

Zu dieser Zeit war *Kurt* noch im Westen. Er musste dann den ganzen schmählischen Rückzug mitmachen und hat tapfer ausgehalten bis zuletzt. Dann hatten wir auch ihn wieder und dankten Gott, dass er uns unsere beiden tapferen Söhne erhalten hatte. Und mit uns freuten sich seine Braut und ihre Eltern, beziehungsweise seine künftigen Schwiegereltern. Sein Bewusstsein eines treuliebenden Herzens daheim in Schwerin hat ihm bei seiner Verlobung während des Krieges über manches leichter hinweggeholfen. Ich selbst wurde nicht mehr zu Anfang des Krieges ins Feld einberufen, aber ich habe hier zu Hause den Verwundeten und Kriegsopfern Dienste geleistet. Eine anstrengende, aber auch heilige Tätigkeit. Ich habe sie mit geringer Assistenz durchführen können, denn mit der Größe der Aufgabe wuchs auch die Kraft.

Auf diese Weise bin ich denn auch *Lilli* stets zur Seite geblieben und habe ihr die Sorgen tragen helfen und nach Möglichkeit erleichtert soweit es in meinen Kräften stand. Die Stütze meiner Frau und meiner Kinder in diesen schweren Jahren bleiben zu können, ist eine der größten Genugtuungen meines Lebens, und dafür bin ich dem Schicksal dankbar. Die letzten beiden Jahre nach dem Zusammenbruch unserer Front infolge des Versagens der Türkei, der Bulgaren, Österreicher und Ungarn und einer ekel-erregenden, hochverräterischen Agitation im eigenen Lande hinter der Front²⁸⁶, mit dem Abschluss des schändlichen Friedens²⁸⁷ und der Revolution mit ihren niedrigsten, gemeinen Instinkten, haben uns wohl mehr seelisch mitgenommen als der Krieg mit all seinen Sorgen um die Unsren. Schande und Gemeinheit sind eben schwerer zu ertragen als Gefahren und Kriegsschrecken. *Lilli* hat das mit mir schwer

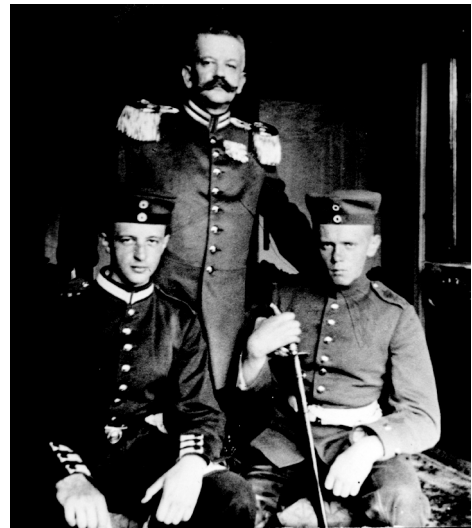


Abb.78: Wilhelm Uthhoff mit seinen Söhnen Hans und Kurt.
Wilhelm Uthhoff gehörte als Arzt im Generalsrang dem Generalstab an

²⁸⁵ Warthe, polnisch Warta, rechter Nebenfluss der Oder in Polen mit der Stadt Posen/Poznań linksseitig.

²⁸⁶ Diese Einschätzung wurde später und wird auch heute noch als "Dolchstoß-Legende" bezeichnet.

²⁸⁷ Versailler Friedensvertrag zwischen dem Deutschen Reich und den Alliierten, wurde am 28.6.1919 unterzeichnet und trat am 10.1.1920 in Kraft.

getragen, sich aber tapfer gehalten bis zuletzt. Maßloses Staunen und Entrüstung hat uns oft gemeinsam gepackt. Wir konnten es nicht fassen, dass die Verkommenheit und Degeneration eines Teiles unseres Volkes so um sich greifen konnte, getragen durch das gemeine Verhalten verbrecherischer und bornierter Hetzer. Aber das soll und muss sich rächen, und was ich dazu beitragen kann, das will ich tun in der Erinnerung an meine geliebte, heimgegangene Frau. Wie hat sie sich während dieser Zeit der Ihren angenommen, die vom Schicksal schwer betroffen zu uns kamen. Die Tränen an ihrer Bahre kamen aus tief dankbarem Herzen, und nie werden wir alle ihr die guten Werke vergessen, die sie in dieser Zeit geleistet hat.

Wie ein Sturmzeichen traten bei ihr vor etlichen Monaten gewisse krampfartige Magenbeschwerden nach dem Essen auf, die uns veranlassten, Professor *Ercklentz*²⁸⁸ um eine genaue Untersuchung zu bitten. Er hat dieselbe mit aller Sorgfalt und allen Hilfsmitteln ausgeführt und beruhigte uns, dass es nur krampfartige Pylorus²⁸⁹-Kontraktionen seien, die unter den Fingern wieder zurückgingen. Es gingen die Beschwerden auch tatsächlich wieder vorüber, und ich beruhigte mich wieder, obschon ich anfangs Befürchtungen hegte in eventuellem Bezug einer malignen Erkrankung. Monate verlebten wir noch sorglos nach dieser Zeit bis sich die Beschwerden wiederholten und neue in Form von Schmerzen in der rechten Seite mit starkem Hustenreiz hinzutraten. Aber auch diese wichen zunächst wieder, bis sie dann wieder zunahmen, ohne Temperatursteigerung. Die jetzt vorgenommene Untersuchung aber ergab schon ein *pleuritisches Exsudat*²⁹⁰ auf der rechten Seite. *Lilli* musste ins Bett, wogegen sie sich anfangs sträubte, und dann nahm das Verhängnis seinen Lauf. Die Atembeschwerden nahmen zu, der Erguss im Brustfell vergrößerte sich und griff auf die linke Seite über. Punktionen mit Ablassen von Exsudat schafften wiederholt große Erleichterung, sodass *Lilli* gelegentlich sagte, „ich genieße das Leben wieder“, befreit von ihren größten Beschwerden. Es waren wohl bescheidene Ansprüche an einen Lebensgenuss, die sich in diesen Worten ausdrückten. Aber auch die Remissionen sollten nicht lange anhalten, und nun kam das Quälende des Leidens, das Übergreifen der Entzündung auf die Bauchhöhle mit schwerem Meteorismus und umfangreichem Flüssigkeitserguss in die Bauchhöhle. Sie hat furchtbar darunter gelitten, und ich habe zu dieser Zeit eigentlich schon jede Hoffnung aufgegeben. Sie war für uns verloren, bevor sie die Augen schloss. Auch die Ärzte wagten nicht mehr, einem zuversichtliche Trostworte zu sagen. Jeder fühlte, es ging zu Ende, und so hatte sie denn am 28. Mai 1920 drei Uhr früh die Augen geschlossen, oder vielmehr, ich sie ihr zugedrückt, nachdem der Tod den Blick, diese schönen Augen, hatte erstarren lassen.

In dem Kampf gegen das Verhängnis ist wohl von allen das Menschenmögliche geschehen, sowohl von seiten der Ärzte, besonders von Professor *Ercklentz*, als auch von uns und hier besonders von *Toni Trau*, *Kurt*, *Else*, *Marie* und unserer alten

²⁸⁸ Wilhelm Ercklentz, * Mönchen-Gladbach 22.3.1872, † Chur /Schweiz 7.12.1948, a. o. Professor, Primararzt der Inneren Abteilung des Krankenhauses zu Allerheiligen, Breslau.

²⁸⁹ Pylorus, griechisch; deutsch: Pfortner (des Magens).

²⁹⁰ Rippenfell-Erguss.

„Ma“ (Marie, die Haushaltshilfe). Und dennoch haben wir das fliehende Leben nicht halten können, als wir in tiefster Ergriffenheit um ihr Sterbelager standen. *Lilli* scheint doch nicht daran geglaubt zu haben, dass es zum Sterben ging, wenn sie auch wusste, dass sie schwer krank sei. So äußerte sie noch kurz vor ihrem Tode, als wir einmal die Katastrophe befürchteten, „bin ich denn wirklich so krank, dass Ihr alle so um mich seid?“ Zu Anfang ihrer Erkrankung hat sie einmal geäußert, „mir wird es einmal so gehen wie Frau *Küster*“, und in der Tat hatte das Leiden eine unheimliche Ähnlichkeit mit dem ihrigen.

Bei der Schwierigkeit und Deutung des Befundes und der Kompliziertheit der Erscheinungen während des Lebens haben wir Professor *Ercklentz* gebeten, den Befund *post mortem* aufzuklären. Das ist dann geschehen, und was wir befürchtet haben, hat sich bestätigt. Ein malignes Geschwür am Ausgang des Magens an der kleinen Krümmung hatte seine Keime frühzeitig in den Brust- und Bauchraum ausgestreut und dadurch die deletären Erscheinungen hervorgerufen. Nach Maßgabe des Befundes war es unmöglich, hier etwa durch einen operativen Eingriff zu helfen. Das Leben war verloren, und es war vielleicht eine Gnade des Schicksals, dass es relativ schnell zu Ende ging. Es ist ja so unendlich schwer, das Liebste, was man auf Erden hat, so maßlos und hoffnungslos leiden zu sehen und das Geschick nicht wenden zu können. Jedenfalls danke ich allen aus tiefstem Herzen, die ihr die letzten schweren Leiden zu lindern suchten. Köchin *Marie* (genannt „Ma“) lässt es sich noch heute nicht ausreden, dass das Verhängnis vermieden worden wäre, wenn man nur genügend „Kümmeltee“ gegen die Blähungen gegeben hätte. Sie weint dabei wie um ihr eigenes Kind und ist in solchen Momenten gar nicht zu beruhigen. Eine treue Seele, aber fanatisch in ihren medizinischen Ansichten. *Kurts* erste Leistungen als junger approbierter Arzt sind seiner sterbenden Mutter noch zugute gekommen; das soll ihm eine tiefe Genugtuung sein fürs ganze Leben. *Hans* hat seine Mutter mit uns zu Grabe geleitet und sie in der letzten Lebenszeit nicht verlassen; dann ist er nach *Bürau*²⁹¹ in Holstein abgereist, von wo heute sein erster Brief eintraf. Wenn die Segenwünsche einer Mutter Kraft haben, so wird es ihm einmal sehr gutgehen, was Gott geben möge nach den schweren überstandenen Jahren. Ja, *Lilli* war wohl eine Mutter, wie selten eine zweite auf Erden gefunden werden dürfte. Ihre Kinder gingen ihr über alles, und die Aufopferung für die Kinder war die Signatur ihres Lebens. Ihr Mann kam wohl erst in zweiter Linie. Sie fand es selbstverständlich, dass wir gemeinsam für die Kinder alle Kräfte und unser ganzes Können einzusetzen hatten, und ich kann ihr darin nur recht geben, wenn ich auch von mir sagen muss, meine Frau stand mir an erster Stelle; ich habe sie unendlich liebgehabt. Und so sind wir denn nach 32jähriger glücklicher Ehe voneinander geschieden. Sie war jung und schön geblieben bis zuletzt. Das Geschick hat sie vor den Beschwerden des Alters bewahrt, und es hat sie auch davor bewahrt, die Beschwerden des Alters bei ihrem Manne kennenzulernen, wenigstens habe ich sie

²⁹¹ *Bürau*, direkt an der Ostsee gelegen, eingemeindet in Neunkirchen in der Landschaft Wagrin, Kreis Ostholstein in Schleswig Holstein.

damit verschont, soweit es irgendwie in meinen Kräften stand. Ihr Tod hat mir unendlich viel genommen, aber ich bin nicht niedergebrochen, im Gegenteil, er hat in mir den eisernen Entschluss gereift, den Meinen zur Seite zu bleiben und meine ganze Kraft noch für sie einzusetzen, solange es mir irgend möglich ist. Die Mutter kann ich ihnen nicht ersetzen, das weiß ich, aber im Sinne ihrer verewigten Mutter will ich ihnen helfen und für sie sorgen, soweit meine Kräfte irgend reichen. Sie können sich auf mich verlassen.



Abb.79: Wilhelm Uhthoff mit seinen Kindern: Kurt, Inge, Elsa, Hans²⁹²

²⁹² Die Familie war nach der Geburt von Tochter Inge in Breslau noch einmal umgezogen, und zwar in die Kaiser-Wilhelm-Str. 154. Dort hatte Wilhelm Uhthoff nach dem Ausscheiden aus der Klinik ab dem 70sten Lebensjahr noch seine Privatpraxis betrieben.

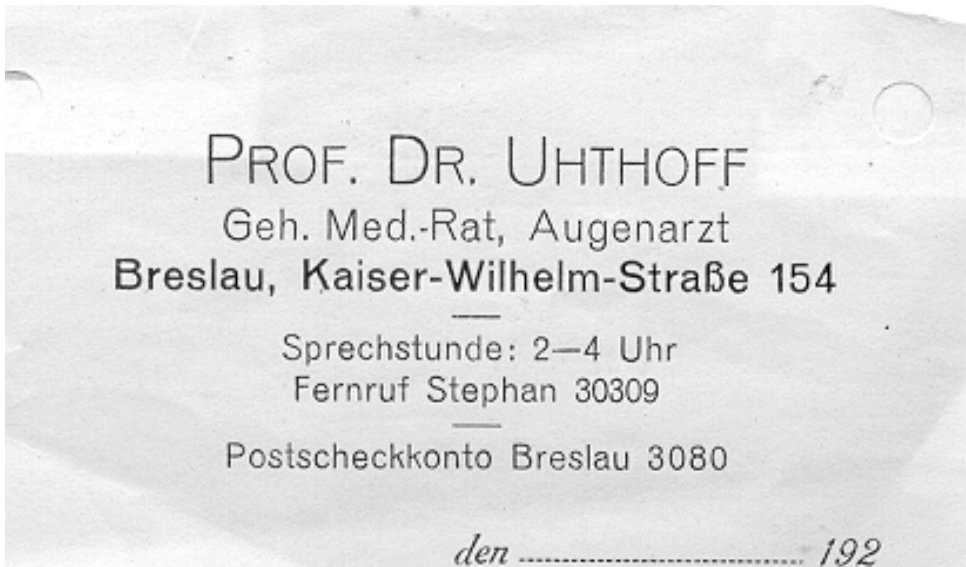


Abb.80: Rezeptkopf. Praxis Prof. Dr. Uhthoff



Abb.81: Die Kaiser-Wilhelm-Straße mit der Charlottendstraße, 1911

1.4 Die Neue Königl. Universitäts-Augenklinik in Breslau.

Ueberreicht vom Verfasser.

Uhthoff, Wilhelm,

Die

Neue Königl. Universitäts-Augenklinik

in Breslau.



LANE LIBRARY

BRESLAU 1899.
SCHLETTER'sche BUCHHANDLUNG
(Frank & Weigert)
Inhaber: A. Kurtze.

Abb.82: Die Neue Königl. Universitäts-Augenklinik in Breslau.
Schletter'sche Buchhandlung (Frank&Weigert). Inh. A. Kurtze. Breslau 1899



Abb.83: *Königliche Universitäts-Augenklinik in Breslau (Vorderansicht).*
Entwurf: Reg.-Baumeister Kitschler, Entwurfsbearbeitung: Kreisbauinspektor Buchwald



Abb.84: *Königliche Universitäts-Augenklinik in Breslau (Hinteransicht)*

Hochgeehrte Anwesende!

Mit dem heutigen Tage tritt die Königl. Univ.-Augenklinik zu Breslau als letzte in den Verband ihrer Schwesteranstalten, den Komplex der Universitäts-Kliniken und Universitätsinstitute hier an der Thiergarten- und Maxstrasse ein. Wir dürfen diesen Tag mit Freude begrüßen, denn er involviret einen Fortschritt für die ophthalmologische Univ.-Klinik, sowohl für den Unterricht, als für die Gemeinsamkeit der Arbeit in Verbindung mit den andern medicinischen Universitäts-Instituten, deren Bedeutung für das Fach und die Anstalt nicht hoch genug angeschlagen werden kann und für das Wohl der Kranken in jeder Hinsicht als förderlich angesehen werden muss.

Mit Genugthuung und dankbar gegen die Munificenz des Hohen Ministeriums unter dem mächtigen Schutze unseres erhabenen Kaisers und Königs können wir auf den heutigen Tag hinblicken als auf den Endpunkt einer langen Entwicklungsphase der Breslauer ophthalmologischen Univ.-Klinik und des ophthalmologischen Unterrichtes an der hiesigen Universität. Und um so mehr dürfen wir das, wenn wir den Blick zurückwandern lassen in die Vergangenheit.

Für immer ist mit der Geschichte dieser Klinik, sowie mit der Entwicklung der modernen Ophthalmologie in Breslau ein Name auf das Innigste und Rühmlichste verknüpft und zwar derjenige unseres hochverehrten Altmeisters des Geh. Med.-Rath Prof. Dr. R. Foerster, den wir die grosse Freude haben in voller körperlicher und geistiger Frische hier unter uns zu sehen.

So wie überall an den Deutschen Universitäten war auch hier die Augenheilkunde ein Appendix der Chirurgie und wurde bis zum Jahre 1856 von Benedict dem Prof. der Chirurgie und später von Middeldorpf vertreten. Schon unter Benedict trat Foerster als chirurgischer Assistent ein, und habilitirte sich 1857 als Privatdocent. Die Fälle von Augenkrankheiten wurden ihm allmählig überwiesen und ihm eine kleine chirurgische Abteilung im Allerheiligen Hospital (für kleine Chirurgie, Augenranke und Hautranke) übertragen. Schon zu dieser Zeit widmete sich Foerster ausschliesslich der Augenheilkunde und die Zahl seiner Kranken betrug schon 1858 ca. 2000 neue Augenranke jährlich. Es bewog ihn das zur Gründung einer Privatklinik, die er 17 Jahre lang auf eigene Kosten unterhielt, und die in den bescheidensten Räumlichkeiten untergebracht werden musste, bis 1869 der Staat dieselbe übernahm unter Gewährung eines bescheidenen Zuschusses. 1876 wurde die königliche Universitäts-Augenklinik am Burgfeld eröffnet, ein Heim, das wir jetzt erst verlassen haben, und von den uns der Abschied nicht leicht geworden ist.

Die Bedürfnisse des Unterrichts, das Interesse des Krankendienstes und der Studierenden drängte allmählich, unabweisslich auf einen abermaligen Neubau der Klinik und Verlegung hierher in das neue Heim. Auch diese Neugestaltung der Dinge wurde noch unter Foerster's Aegide und unter seiner rastlosen Beihilfe inaugurirt.

War schon die alte Augenklinik am Burgfeld eine schöne würdige Heimstätte für die Kranken, den Unterricht und die Wissenschaft, so ist die jetzige dies noch in weit reicherem Maasse, und ein grosser Schritt vorwärts, gegenüber den früheren Verhältnissen.

Eine Universitätsklinik, die den berechtigten Anforderungen entsprechen soll, muss in ihren Einrichtungen vor Allem einer dreifachen Anforderung entsprechen, sie soll in erster Linie, und das ist ihr vornehmster Zweck, wie jedes Krankenhaus, eine Heilstätte für Kranke zur Linderung der Not der Leidenden und zur Wiedergewinnung der verlorenen Güter an Gesundheit und Erwerbsfähigkeit sein.

In zweiter Linie eine Unterrichtsanstalt für den angehenden, zukünftigen Arzt, dem später das Wohl und Wehe der Kranken in die Hände gelegt wird. Es bedarf keiner weiteren Erörterung,

wie hochbedeutsam gerade auch in dieser Hinsicht die Aufgaben einer Universitätsaugenklinik sind. Gerade in unserem Fache der Ophthalmologie hat der unmittelbare Anschauungsunterricht eine ganz besondere Bedeutung. Auf keine andere Weise, durch noch so viel theoretische Erörterungen wird es möglich sein, dem jungen Arzt die Kenntnisse in der Augenheilkunde mit auf den Weg zu geben, die für die alltägliche ärztliche Praxis als unbedingt erforderlich angesehen werden müssen. Ich erachte es dabei als meine und meiner Mitarbeiter vornehmste Aufgabe, beim Erwerben dieser unbedingt erforderlichen Kenntnisse den Studierenden fortwährend hilfsbereit zur Seite zu stehen und ebenso dafür zu sorgen, dass der Kranke den Händen des noch unerfahrenen, angehenden Arztes nicht unbeaufsichtigt überlassen werde. So ist es möglich einerseits, den Studierenden das zu bieten, was unbedingt erforderlich ist und andererseits das Wohl und Wehe des Kranken stets in erster Linie zu wahren und zu hüten. Bei hinreichendem Eifer und überzeugungstreuer Hingabe an den Lehrberuf, sowohl des Direktors der Klinik, als auch seiner Mitarbeiter lässt sich beides erreichen, unter voller Rücksichtnahme auf den Kranken. So gelingt es, den Kranken zu helfen und gleichzeitig in schonender Weise sie beitragen zu lassen, dass durch den Unterricht, die an ihnen gewonnenen Erfahrungen ihren leidenden Mitmenschen zu gute kommen. Der Kranke kann dabei der Forschung und dem Unterricht dienen und doch stets der Inbegriff der liebevollen Fürsorge und des tiefempfundenen Mitgefühls bleiben. Es sind das Dinge, die sich in keiner Weise widersprechen und es ist mit die vornehmste Aufgabe des klinischen Lehrers, diese Begriffe von dem feierlichen Ernst seines Berufes seinen Zuhörern, den zukünftigen Aerzten, einzupflanzen.

An einer grossen Klinik ist es selbstverständlich der Leiter allein nicht im Stande, nach allen Richtungen diesen Anforderungen gerecht zu werden, dazu bedarf er der Mithilfe seiner Assistenten und seines Krankenpflegepersonals. Und deshalb sollte gerade in dieser Hinsicht nie gekargt werden; es sind ausreichende Hilfskräfte eine unabweisbare Forderung, dringender als es z. T. jetzt noch anerkannt ist, und wo ein umfangreicher Unterricht geleistet werden muss, da muss ein besonderer Masstab angelegt werden, die Universitätsklinien müssen in dieser Hinsicht eine besondere

Ausnahmestellung anderen Krankenhäusern gegenüber fordern, wenn sie ihren Aufgaben voll genügen sollen.

Es ist nicht nötig, dass die Kranken in Prachtbauten mit schönen Façaden u. s. w. untergebracht werden, wenn nur die innere Einrichtung allen berechtigten hygienischen Anforderungen entspricht und für ausreichendes Aertze- und Pflegepersonal und ebenso für gute Beköstigung gesorgt ist. Ich habe es oft aus dem Munde unserer hohen Vertreter des Ministeriums hören müssen, es wird auf äusseren Glanz der Bauten gar kein Gewicht gelegt, wenn sie nur zum Wohl der Kranken ihren Zweck erfüllen. Das ist der einzig richtige Standpunkt, aber je mehr in Aeusserlichkeiten gespart wird, um so mehr muss für die innere Einrichtung, Hilfskräfte, Krankenwartung, Verpflegung, Bequemlichkeit der Kranken gespendet werden.

In dritter Linie sollen die Universitätskliniken Stätten zur Förderung der Wissenschaft bilden, und müssen dementsprechend auch mit den nötigen Hilfsmitteln und Räumlichkeiten für wissenschaftliche Forschungen ausgerüstet sein. Sie werden sehen, h. v. A., in wie reichem Maasse die hohe Staatsregierung gerade auch in dieser Hinsicht für unsere Klinik gesorgt hat. Der Gedanke, dass zu jeder Klinik ein Laboratorium, Untersuchungsräume, die nötigen Hilfsmittel für wissenschaftliche Forschung gehören, ist zum Heil der Sache längst ein leitender an maassgebender Stelle geworden. Die Chemie, Physik, Mikroskopie, Bacteriologie, sie sind in den Dienst der Heilkunde gestellt, und jede Klinik muss in der Lage sein in eigenen Räumen, mit eigenen Hilfsmitteln, unmittelbar nach besten Kräften diese wissenschaftlichen Methoden im Krankendienst und für den Unterricht zu verwerten. Was braucht es da Worte für die Sachverständigen, diese Sätze noch weiter zu begründen.

Wir haben als gewissenhafte und wissenschaftlich gebildete Aerzte in erster Linie die Pflicht mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln unter Wahrung des Heiles unserer Kranken auf Vervollkommnung und Verfeinerung der Diagnose hinzuwirken, und das Wesen des Krankheitsprozesses nach ätiologischen und klinischen Beziehungen zu ergründen. „Qui bene diagnoscit, bene medebitur“, das muss unser oberster Satz sein. Jeder wahrhafte Fortschritt in der Erkenntnis des Wesens der Krankheit

— 11 —

bedeutet einen Fortschritt in der Therapie, wenn auch nicht immer gleich ein schlagender und selbst den Laien verständlicher Beweis dafür geliefert werden kann. Es ist zu beklagen, dass selbst unter approbirten Aerzten ein so selbstverständlicher Satz nicht immer als oberstes Leitmotiv anerkannt wird. Wie wollen wir weiter kommen zum Heil unserer Kranken, wenn auf die rationelle Diagnostik mit all ihren Hilfsmitteln verzichtet wird und lediglich eine beschränkte Empirie und das Schematisiren nach äusserlichen Momenten die Grundlage unserer Therapie wird. Das „nil nocere“ ist gewiss für jeden gewissenhaften Arzt ein heiliger Satz; aber in beschränkter Weise und unter Vernachlässigung aller Hilfsmittel der Diagnostik zu kuriren und zu versäumen da, wo es noch möglich war zu helfen, das sind die Folgen eines Ignorantenthums, wissentlich oder unwissentlich, welches mit der Leichtgläubigkeit des Publikums rechnet und zu einem gefährlichen Schematismus in der Heilkunde führt. Nichts ist verderblicher für die Kranken, als die Ausbildung einer sog. Heilmethode, der dann kritiklos alle zu dem Betreffenden kommenden Leidenden unterworfen werden. Was durch einen solchen Schematismus oft geschadet wird, das vermag der Laie weniger einzusehen als der Arzt, der reichlich Gelegenheit hat, die Consequenzen solcher Unterlassungssünden zu übersehen. Jeder wissenschaftlich ausgebildete und gewissenhafte Arzt hat die Pflicht gegen die gleichmässige Anwendung solcher kritikloser und schematischer Behandlungsweisen seine Stimme und seine Hand zu erheben. Dasselbe Heilverfahren kann dem einen Gesundheit bringen, dem andern den Tod und dauerndes Sichthum. Es ist unsere vornehmste Aufgabe in der Behandlungsweise zu individualisiren auf der breiten Grundlage umfassender Kenntnisse der verschiedensten Methoden und einer rationellen und mit allen Hilfsmitteln geförderten Diagnostik. Und deshalb unsern tiefempfundenen Dank der hohen Staatsregierung, die durch Gewährung der wissenschaftlichen Hilfsmitteln an unsere Universitätskliniken ihre Ueberzeugung dokumentirt, dass auf dieser Stelle vor allem der Hebel anzusetzen ist. Vielfach und segensreich sind die Errungenschaften der Medicin, welche direkt aus dem Laboratorium hervorgegangen sind.

Kein Fach dürfte geeigneter sein, um die mächtigen Wandlungen zu zeigen, welche jede neue Entdeckung, jeder wissenschaftliche Fortschritt nach sich zog, als gerade die Augenheilkunde.

Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschte eine im Wesentlichen falsche Anschauung von der Natur des grauen Stares, die Folge war die Operat.-Methode der Reklination und Depression des Stares in den Glaskörper, ein Operationsverfahren, bei welchem ein verhältnismässig grosser Prozentsatz von Augen an sekundären Folgeerscheinungen zu Grunde ging. Die nutzlose medikamentöse und antiphlogistische, zum teil für den Patienten sehr quälende Behandlung sind auf dem Boden einer falschen Anschauung über das Wesen des Catarakt erwachsen, aber sie sind auch gefallen mit der richtigen Erkenntnis des Sachverhalts. Erst die Kenntnis der Natur der Catarakt, dass es die getübte Linse sei, Anfang des vorigen Jahrhunderts, namentlich durch Brisseau's Verdienst, bildete das Fundament auf der die Daviel'sche Extractionsmethode entstand und die zu einer grossartigen Verbesserung der Erfolge führte.

Die denkwürdige Entdeckung des Augenspiegels durch H. von Helmholtz 1851 hat dem Augenarzt eine ganz neue Welt erschlossen und auf die Behandlung der Augenleiden den tief greifendsten Einfluss geübt. Das Dunkel der intraokularen Erkrankungen wurde gelichtet und dadurch die Diagnostik und die Therapie weitgehend gefördert. Der Aufbau der alten Therapie stürzte vielfach völlig zusammen. Es ist hier nicht der Ort auf die Einzelheiten einzugehen, aber mit der Entdeckung des Augenspiegels begann, getragen durch das geniale Schaffen eines Albrecht von Graefe u. A. eine vollständig neue Aera der Augenheilkunde und ihrer Erfolge, Dinge, die so evident zu Tage traten, dass auch der Laie verwundert aufschaute.

Das tiefere Eindringen in das Wesen des Glaucoms (des grünen Stares) auf ophthalmoskopischer, anatomischer und klinischer Basis führte zu der denkwürdigen Einführung der Iridectomy gegen dieses Leiden durch A. v. Graefe, wodurch tausende und abertausende von Menschen vor der Erblindung bewahrt worden sind. Es sind das Beispiele, die sich, wenn auch weniger evident, um viele vermehren liessen.

Es lag in der Natur der Sache, dass als v. Graefe's rastlos schaffender Geist erlosch, eine Zeit ruhigeren Fortschreitens auf unserem Gebiete eintrat. Es bedurfte einer allmählichen Durcharbeitung und Sichtung des durch die Mitarbeit vieler und den verschiedensten Nationen angehöriger Autoren gewaltig gehäuften Materials. Pessimistisch Urteilende sprachen von einem Stillstand, das war nicht richtig. Auch die weitere Geschichte der Augenheilkunde hat uns gelehrt, dass neue Forschungsergebnisse und neue Bahnen auf medizinischem Gebiete unwiderstehlich die bedeutsamsten Folgen auch für die Augenheilkunde nach sich gezogen haben. Ich erinnere Sie an die Segnungen, welche uns die neue aufblühende Wissenschaft der Bacteriologie und der Hygiene und die daraus resultierenden Wandlungen auf dem Gebiete der Krankheitsätiologie und der Wundbehandlung gebracht haben. Lediglich schon an den Erfolgen der Staaroperation gemessen, ist dieser Fortschritt ein grosser zu nennen. Bei der Daviel'schen Lappenextraktion waren durchschnittlich noch 10% Vereiterungen zu rechnen. Modifikationen des Verfahrens führten zur weiteren Verminderung der Verlustziffer und die Segnungen der anti- und aseptischen Wundbehandlung machen es uns jetzt möglich, bis zu hunderten von Fällen zu operieren, ohne ein Auge durch Wundinfektion zu verlieren.

Unter dem mächtigen Schutze der Asepsis ist auch die Operation der hochgradigen Myopie wieder belebt worden und hat glänzende Resultate aufzuweisen.

Die Erkenntnis der Aetiologie vieler Infektionskrankheiten und auch infektiöser Augenerkrankungen durch die Bakteriologie hat grosse Fortschritte gemacht und unmittelbar neue therapeutische und prophylaktische Errungenschaften nach sich gezogen. Ich erinnere nur an die Prophylaxe der Conjunctivitis blennorrhoeica der Neugeborenen und an ihren segensreichen Einfluss auf die Blindenstatistik u. A.

Grossartig sind die Erfolge, welche die experimentelle Methode für die Ergründung vieler Krankheitsformen und biologischen Vorgänge geliefert hat. Und wie oft haben sich unmittelbar die Fortschritte in Bezug auf die Krankheitsdiagnose und die Krankenbehandlung daran geschlossen.

Die Entdeckung des Sehpurpurs durch Boll und der weitere Ausbau dieser Lehre durch Kühne u. A. haben ausserordentlich befruchtend auf unsere Erkenntnis von den feineren Vorgängen des Sehens gewirkt.

Die Einführung neuer Färbemethoden haben die weitgehendsten Fortschritte auch dem Gebiete der Anatomie des Nervensystems, Opticus, Retina u. s. w. mit sich geführt.

Ich könnte Ihnen, v. A., noch vieles (die Einführung des Cocains und der lokalen Anaesthesie, der Magnetoperationen, die Erforschung des Verlaufs der Sehbahnen und der Anatomie der Bewegungsnerven des Auges, des Flüssigkeitswechsels im Auge, genaue Localisation des Sehcentrums, Erweiterung unserer Kenntnisse über die Augensymptome bei Erkrankungen anderer Körperorgane u. s. w.) anführen, als Beweis dafür, dass die Medicin und mit ihr das Fach der Ophthalmologie im steten Fortschritt begriffen sind. Und wer sich die Geschichte der modernen Augenheilkunde vergegenwärtigt, der sieht auch getrost in die Zukunft. Es giebt keinen wahren Fortschritt auf einem medicinischen Gebiet, der nicht auch jedem anderen und so auch dem der Augenheilkunde zu Gute käme.

Die Anwendung der exakten naturwissenschaftlichen Forschung auf den gesunden und kranken Menschen hat ihre glänzenden Früchte gezeitigt und wird es auch ferner thun. Es ist eine kurzsichtige Verblendung, diese naturwissenschaftliche exakte Methode bekämpfen zu wollen, die Geschichte wird über diese Gegner zur Tagesordnung übergehen. Getragen aber muss unser Streben immer werden durch den vornehmsten Endzweck, der kranken Menschheit zu nützen.

Es ist gar nicht zu verkennen, dass gerade das Auge in vieler Hinsicht berufen ist, für den Aufschluss über gewisse biologische und pathologische Vorgänge die wichtigste Rolle zu spielen. Ein ganzes Gefässsystem unter respektabler Vergrösserung sehen wir im Augenhintergrund vor uns liegen, einen wichtigen Nerven mit seiner komplizirten Endausbreitung desgleichen. Das Gefässsystem der Netzhaut bietet die weitgehendsten Analogien mit den Hirngefässen, und der Sehnerv ist seiner Entwicklung nach ebenfalls als ein Gehirnteil anzusehen. Schon daraus erhellt die

Wichtigkeit des Studiums dieser Veränderungen am Lebenden für die Beurteilung der krankhaften Veränderungen in der Schädelhöhle.

Die durchsichtige Cornea und die durchsichtigen brechenden Medien des Auges sind ein geradezu klassischer Boden geworden für die Beobachtung der Entzündungsvorgänge und anderer pathologischer Veränderungen, die ihr Analoges in anderen Organen des Körpers haben, welche der Beobachtung nicht direkt zugänglich sind. Vom Auge sagte schon A. v. Graefe 1865: „fassen wir die Hauptvorteile, welche uns die durchsichtige Beschaffenheit des Auges verschafft, zusammen, so liegen sie in der innigen Verschmelzung klinischer und pathologisch-anatomischer Beobachtung, einer Verschmelzung, welche gerade die neuere Medicin mit allen Kräften, aber mit sehr ungleichem Erfolge in den verschiedenen Disciplinen anstrebt“.

Die ganze Funktionsprüfung des Auges bietet in ihrer Mannigfaltigkeit und Exaktheit viele Ausgangspunkte für die genaue Beurteilung anderer Funktionsstörungen und kann in dieser Hinsicht als Muster dienen. Wie oft giebt sie uns die wichtigsten Fingerzeige in Bezug auf Diagnose und Prognose anderer körperlicher Leiden.

Das Fach der Ophthalmologie ist wohl am meisten berechtigt als ein medicinisches Specialfach angesehen zu werden und doch haben wir soeben gesehen, wie ausserordentlich mannigfach die Berührungspunkte mit den übrigen medicinischen Disciplinen sind.

Die vielfachen Klagen über eine zu weit gehende Specialisirung auf den verschiedenen medicinischen Gebieten mögen z. Th. gerechtfertigt sein, für die Augenheilkunde trifft das nicht zu, gerade die Begründer der modernen Ophthalmologie, und unter ihnen vor allen A. v. Graefe, haben uns gezeigt, welchen segensreicher Einfluss durch eine solche Specialisirung des Fachs geübt worden ist. Es war absolut nicht mehr angängig, dass die Augenheilkunde gleichsam als Appendix der einen oder der anderen medicinischen Disciplin betrieben wurde.

Diese Ueberzeugung hat sich unwiderstehlich Bahn gebrochen und folgerichtig zur Gründung von Augenkliniken an allen deutschen Universitäten und ebenso an den meisten Universitäten des Auslandes geführt.

Niemals aber werden wir vergessen, dass unser Spezialfach stets im innigsten Connex mit den übrigen medicinischen Disciplinen bleiben muss, und gerade deshalb begrüßen wir es mit besonderer Freude, dass es uns mit dem heutigen Tage vergönnt ist, in den engeren Verband der grossen klinischen Breslauer Anstalten mit einzutreten; unermüdlich werden wir bestrebt sein, im Interesse unserer Kranken von andern zu lernen und unsere Beihülfe zur Verfügung zu stellen, wo und zu welcher Zeit sie immer verlangt werden mag.

Und nun, v. A., möchte ich Sie bitten einen Gang durch die Klinik zu unternehmen und die Einrichtungen und Räumlichkeiten derselben aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Eine kurze Erläuterung an der Hand der Pläne darf ich voranschicken.

Doch bevor ich das thue, ist es mir ein dringendes Bedürfnis, Allen denen zu danken, die das Werk gefördert. Ehrerbietigsten Dank dem hohen Ministerium und dem Curatorium unserer Universität, Dank den Baubehörden und den Männern, die im eigentlichen Sinne dieses Werk geschaffen, Herrn Kreisbauinspektor Buchwald und Herrn Baumeister Kitschler, Dank meinen jetzigen Assistenten Herren Dr. O. Meyer, Dr. Seydel und Dr. W. Meyer und meinem früheren Assistenten Herrn Professor Dr. Axenfeld in Rostock, der von vorne herein hervorragenden Anteil an der Arbeit nahm, die für mich mit meiner Uebersiedlung nach Breslau in Bezug auf den Neubau begann. Ebenso gedenke ich dankbar der unermüdlichen Thätigkeit des früheren Inspektors des Augenklinik, Herrn Guschall.



Beschreibung der Klinik.

Für die endgültige Gestaltung des Entwurfes waren hauptsächlich folgende Gesichtspunkte massgebend:

1. Die Anordnung der Räume der Poliklinik in der Nähe der Thiergartenstrasse, welche den Hauptverkehr von der inneren Stadt aus vermittelt,
2. strenge Durchführung der Trennung der Abteilungen für Frauen und Männer und
3. die Anlage der Lehr- und Krankenräume möglichst abseits von den Strassenfronten.

Es wurde deshalb die Poliklinik in der Südhälfte des Gebäudes untergebracht mit einem besonderen an der Thiergarten- und Maxstrassenecke gelegenen überdeckten Treppenaufgang, während zwei strassenwärts gelegene Treppenhäuser mit daran anschliessenden Fluren den Hauptverkehr der Aerzte, Studierenden, klinischen Kranken und des Wartepersonals vermitteln.

Ein nach der Maxstrasse hin vorspringender Mittelbau enthält die erforderlichen Nebenräume, insbesondere die Aborte, Bäder und die Kleiderablage der Studierenden, welche zugleich die durch den Hörsaal durchbrochene Verbindung der beiden Hauptflure im Erdgeschoss herstellt. Von den Hausfluren aus sind die nach dem Anstaltsgarten hin gelegenen Lehr- und Krankenräume zugänglich.

Das Hauptgebäude enthält demnach im Kellergeschoss die Wirtschaftsräume, im Erdgeschoss die Poliklinik nebst den Wohnungen der Assistenten, im ersten Stockwerk die Frauen- und Männer-Abteilung mit den zugehörigen Nebenräumen, im Dachgeschoss die Reservekrankenräume und Speisesäle, sowie die Wohnung der Schwester bzw. Oberwärterin.

Was die Raumverteilung im besonderen anbetrifft, so ist folgendes zu bemerken.

Das Kellergeschoss, dessen Fussboden in gleicher Höhe wie die Krone der Maxstrasse in der Mittelaxe des Gebäudes liegt, enthält die Wohnungen des Hausmeisters, des Heizers und der Hausmädchen, zwei Anrichteräume mit Speiseaufzügen, einen Raum für Thierversuche und die für die Zwecke der Zentral-Heizungs- und Lüftungsanlage erforderlichen Räume. An der Hof- bzw. Gartenfront sind in der Verlängerung der Eingangstreppe Häuser Flure mit Ausgängen vorgesehen, durch welche zugleich der Verkehr der Kranken nach dem Garten stattfindet. Im nordöstlichen Anbau befindet sich der Thierstall, welcher durch einen besonderen, mit einem Hofausgange versehenen Lüftungsflur von den übrigen Räumen getrennt ist.

Im Erdgeschoss sind enthalten:

Das Wartezimmer, ein sehr geräumiges Ordinationszimmer, welches die gleichzeitige Abfertigung und Untersuchung einer grösseren Anzahl von Kranken möglich macht, hieran sich anschliessend ein grösseres Ophthalmoscopirzimmer mit matt schwarzem Wandanstrich und Verdunkelungsvorrichtung. Darauf folgt ein poliklinischer Untersuchungsraum mit den nötigen Apparaten, ebenso der Einrichtung für die vorzunehmenden chemischen Untersuchungen. Für Perimeter und Ophthalmometer ist in diesem Raum ein besonderer glasgedeckter Vorbau angebracht worden, um eine ausreichende und gleichmässige Beleuchtung von allen Seiten her zu ermöglichen. Es entspricht diese Einrichtung noch speziellen Foerster'schen Angaben bei Aufstellung des Bauplanes.

In der Fortsetzung folgt sodann der Hörsaal mit drei mächtigen Fenstern. Auch hier ist Verdunkelungsvorrichtung vorgesehen, die, wie im Ophthalmoskopirzimmer, sehr leicht durch Drehung einer Kurbelvorrichtung in Funktion gesetzt werden kann. Die Fensterbretter sind durch Anbringung von Tischplatten aus Schiefer geeignet für die Aufstellung des Demonstrationsmaterials (Mikroskopen, Loupen, Atlanten u. s. w.) hergerichtet. Das Auditorium enthält 91 Sitzplätze (Klappsitzstühle), an deren Rückseite kleine aufklappbare Tischplatten sich vorfinden, die von dem dahinter Sitzenden zum Schreiben benutzt werden können. So ist es gelungen einerseits frei bewegliche Sitze zu erhalten und andererseits die Tische nicht ganz zu entbehren.

Hieran schliesst sich ein sogenanntes klinisches Untersuchungs-
zimmer mit lichtdichten Fensterläden und Diaphragmen. Dieses
Zimmer ist in erster Linie für die Aufstellung von Apparaten für
physiologisch-optische Untersuchungen, das Sideroskop, elektrische
Apparate, neurologische Untersuchungen u. s. w. bestimmt. Die
letztgenannten Räume stehen alle durch Thüren in Verbindung,
die sich genau gegenüber liegen, sodass beim Oeffnen der Thüren
Sehprüfungen eventuell bis auf 30 m Entfernung vorgenommen
werden können.

Alsdann folgt die Wohnung eines Assistenten bestehend aus
zwei Zimmern und hierauf das Laboratorium, welches aus zwei
Räumen besteht, einem für pathologisch-anatomisch-mikroskopische
Untersuchungen (mit Mikrotom, Präparatenschränken, Regalen für
Farbstoffe, Glassachen, kurz allem Zubehör) und einem zweiten
für bakteriologische Arbeiten, Thierexperimente u. s. w., desgleichen
mit allen erforderlichen Einrichtungen, auch einem Digestorium.
Beide Räume enthalten zusammen 20 Arbeitsplätze.

Während die vorgenannten Räume nach der Hof- bezw. Garten-
seite liegen, sind in demselben Geschoss nach der Strassenseite
hin untergebracht: im südlichen Querflügel das Dunkelzimmer
mit Aubert'schen Diaphragmen für Lichtsinnuntersuchungen,
Dunkelperimetrie, photographische Zwecke u. s. w. und die Woh-
nung für den zweiten Assistenten, im Mittelbau die Kleiderablage
mit den Aborten für Aerzte und Studierende, endlich im nördlichen
Querflügel die Bücherei, sowie das Direktorzimmer mit Vorzimmer.

Im ersten Stockwerk befindet sich im südlichen Teil die
Frauen- im nördlichen Teil die Männerstation. Jede derselben
enthält ein Zimmer zu vier Betten, ein Zimmer zu acht Betten,
drei kleine Zimmer zu je zwei Betten, welche auch als Klassen-
zimmer benutzt werden, und ein Zimmer zu sechs Betten,
ferner eine Theeküche, sowie zwei Wärterinnen- bezw. Wärter-
zimmer. Zwischen beiden Stationen liegt der Operationsaal mit
dem Sterilisir- und Verbandsraum. Den beiden zuletzt genannten
Räumen gegenüber, in dem nach der Maxstrasse vorspringenden
Mittelbau befinden sich die Bäder für Frauen und Männer, sowie
die zu den Krankenabteilungen gehörigen Aborte. Im Dach-
geschoss ist in den beiden Querflügeln je ein die ganze Tiefe
derselben einnehmender Reservekrankenraum eingerichtet, an

welchen sich nach dem Zwischenbau hin ein Wärter- bezw. Wärterinzimmer anschliesst. Im mittleren Vorbau befinden sich Aborte und die Wohnung der Schwester bezw. Oberwärterin. Diesem Vorbau gegenüber sind im Zwischenbau die beiden Speisezimmer für Männer und Frauen ausgebaut worden. Neben jedem dieser Zimmer befindet sich noch je eine Theeküche, in welcher die im Kellergeschoss beginnenden Speiseaufzüge ausmünden.

Der zur Verbindung aller im Dachgeschoss liegenden Räume dienende Flur, sowie die beiden Treppenhäuser und der mittlere Vorbau sind 2,70 m hoch über Dachgeschossfussboden massiv ausgebaut worden. Im Uebrigen betragen die Geschosshöhen im Keller 3,20 m, im Erdgeschoss und ersten Stockwerk 4,40 m. Die lichte Höhe der Reservekrankenräume und der Speisesäle ist auf 3,50 m bemessen.

Das Gebäude ist in Backstein unter mässiger Anwendung von Form- und Glasurziegeln errichtet und mit deutschem Schiefer auf Pappunterlage und Holzschalung eingedeckt. Im Innern sind sämtliche Räume geputzt.

Die Decken der Kellerräume, Flure, Treppenhäuser, Aborte sowie des Hörsaales und die Badezimmer sind gewölbt; alle übrigen Decken sind Balkendecken mit Rohrputz.

Die Fussböden der Eingangsflure sowie des Operationssaales und des Sterilisirraumes sind aus harten Thonfliesen, die der Flure, Treppenpodeste und Aborte in den oberen Geschossen aus Gussterazzo, im Untergeschoss aus Asphalt hergestellt. Sämtliche Wohn-, Arbeits- und Krankenräume sowie der Hörsaal enthalten kieferne Riemenfussböden, die im Untergeschoss belegenen Wohnräume einschliesslich der Küchen kieferne Stabfussböden in Asphalt.

Alle Räume des Institutes sind mit einer Warm- und Kaltwasserleitung versehen, an welche die entsprechenden Waschorrichtungen angeschlossen sind.

Auf die Ausstattung des Operationssaales ist besondere, allen hygienischen Anforderungen genügende Sorgfalt verwendet worden. Während die Fussböden Fliesenbelag — wie bereits oben erwähnt erhalten haben, sind die Wände durchweg mit glasirten Kacheln verkleidet worden, wobei alle scharfen Kanten und Ecken durch besondere, abgerundete bezw. ausgekehrte Formstücke gebildet

sind. Die Regulirung der Kalt- und Warmwasserzuleitungen zu den drei Waschbecken, deren Rückwände ebenso wie der darüber befindliche Spiegel bündig mit den Wandkacheln eingebaut sind, geschieht durch Druckhähne, welche sich in gegen den Fussboden vertieften mit Metallplatten abgedeckten Kästen befinden und mittelst Druck durch den Fuss geöffnet werden können. Der Ablauf des Wassers erfolgt selbstthätig. Mit dem Sterilisirraum ist der Operationssaal durch eine leicht mittelst Arm und Fuss zu öffnende Schiebethür verbunden.

Die Erwärmung des Gebäudes wird durch eine Niederdruckdampfheizung bewirkt, nur für die Wohnräume im Untergeschoss und die Zimmer der Assistenten sind Kachelöfen vorgesehen. Die Lüftung geschieht durch Zuführung frischer bis auf 12° Celsius vorgewärmter Luft, welche theils von den im Untergeschoss ausgehenden Heizkammern aus, theils von den Fluren entnommen wird, in einzelnen Fällen geschieht die Zuführung aber auch ohne besondere Vorwärmung unmittelbar von aussen her.

Im Kostenanschlage sind vorgesehen:

für das Hauptgebäude.	210 000	Mark
=: die Aussenanlagen	21 000	=:
=: die innere Einrichtung.	27 000	=:
	<u>258 000</u>	Mark

Dabei ergeben sich nach dem superrevidirten Entwurf für das Hauptgebäude 243 Mark für 1 qm Grundfläche und 17 Mark für 1 cbm umbauten Raumes.

In dem Betrage von 27 000 Mark für innere Einrichtung sind indess Krankenkleider, Bettwäsche für Kranke, sowie verschiedene notwendig gewordene Instrumente und Apparate nicht enthalten und sind solche aus den Ersparnissen und theils aus den Beständen der alten Klinik hervorgegangen bzw. beschafft worden.

Die Ausführung des hier in Rede stehenden Neubaus begann im Frühjahr 1897. Die Entwurfsbearbeitung ist auf Grund der im Ministerium der öffentlichen Arbeiten aufgestellten Entwurfs-skizzen unter Mitwirkung des Reg.-Baumeister Kitschler durch den Kreisbauinspektor Buchwald erfolgt. In den Händen der genannten beiden Baubeamten lag auch die Ausführung des Baues.

Nach vorstehender Beschreibung enthält das Gebäude eine stationäre Klinik mit 48 Betten und 20 Reservebetten, während die alte Klinik nur für 40 Betten berechnet war.

Der Transport der Kranken, falls ein solcher notwendig, erfolgt durch einen unter jedes Bett zu schiebenden vierräderigen Wagen, so dass die Kranken in ihren Betten bis ins Operationszimmer und von da wieder in ihre Krankenzimmer zurück ohne jede Erschütterung gefahren werden können.

Die Aufnahmegebühren betragen, wie in den allgemeinen Universitäts-Instituten der Maxstrasse in der III. Klasse 1,50 M. pro Tag. Berufsgenossenschaftsmitglieder und Ausländer zahlen 2 Mark. Den Direktoren der Kliniken steht jedoch das Recht zu, den Satz von 1,50 M. zu ermässigen auf 1,25 M. bei Mitgliedern von Krankenkassen, bei Armenverbänden auf 1 M. und bei Kindern unter 10 Jahren auf 90 Pfg. pro Tag. I. Klasse 6,50 M. und II. Klasse 4,50 M. pro Tag.

Auf Staatskosten sind als sogenannte Freibetten 2400 Verpflegungstage im Etat.

Die Verpflegung der Kranken wird aus der Zentralküche besorgt, aus welcher die Speisen auf vierräderigen Wagen in Kesseln in die Klinik gebracht werden. Diese Speisen werden in den im Souterrain gelegenen Anrichteküchen falls notwendig aufgewärmt. Von hier aus werden sie durch die Aufzüge in die mit Kranken belegten Stockwerke befördert. Neben den Küchen befindet sich das Zimmer für zwei Hausmädchen, welchen die Besorgung der Speisen und die Bereinigung des Hauses obliegt.

Der für den Betrieb der neuen Klinik aufgestellte Etat ist folgender:

Für drei Assistenzärzte à 1200 Mk. 3 600,— Mk.

Sächliche Ausgaben:

1. Löhne	3 865,—	„
2. Für Beköstigung der Aerzte, des Personals und der Kranken	16 501,75	„
3. Zur Instandhaltung des Inventars, Wäsche, Bekleidung, woll. Decken, Vorhänge, Geräte, Apparate, Mobiliar, Porzellan- u. Küchengeschirr	3 000,—	„

Latus 26 966,75 Mk.

	Transport	26 966,75 Mk.
4. Für Feuerungsmaterial	1 600,—	s
5. Zur Erleuchtung der Klinik mit Gas	2 000,—	s
6. Für Benutzung der städtischen Wasserleitung	800,—	s
7. Für Seife, Soda und andere Reinigungsbedürfnisse	600,—	s
8. Zur Desinfection etc., Eis etc.	120,—	s
9. Für Schreibmaterialien und Drucksachen, Receptions-, Inventar- und Krankenbücher . . .	700,—	s
10. Für poliklinische Zwecke, An- und Abfuhr von Kranken und zu Reiseunterstützungen etc. . .	600,—	s
11. Für Arzneien, Weine und Drogen für die Klinik und Poliklinik	1 800,—	s
12. Verbandstoffe, Instrumente, Apparate, Brillen, Spiritus, Schwämme etc.	2 550,—	s
13. Für Bibliotheksbedürfnisse, Buchbinderarbeit, Unterrichtstafeln und zur Ergänzung sowie Erhaltung der Sammlung.	500,—	s
14. Für Material zu Lehrzwecken, Operationskursen u. s. w.	450,—	s
15. Zu Begräbniskosten sowie Entschädigungen bei Sectionen	50,—	s
16. Für photographische Apparate und Materialien zum Photographieren sowie Anfertigen von Zeichnungen wissensch. Art etc., Versuchstiere	800,—	s
17. Zur Ausgabe auf Grund des Invaliditäts- und Altersversicherung-Gesetzes.	40,—	s
18. Insgemein zur Strassenbereinigung, sowie zu unvorhergeseh. Ausgaben und zur Abrundung	453,25	s
	<hr/>	
	Summa	40 030,— Mk.

Ob es möglich sein wird mit diesen relativ beschränkten Geldmitteln den Betrieb der neuen Klinik ohne Deficit zu führen, wird die Zukunft lehren. Es soll jedenfalls an möglichster Sparsamkeit und grösster Sorgfalt nach dieser Richtung nicht fehlen. Ist es doch in der alten Klinik möglich gewesen unter der ausgezeichneten Leitung des Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Foerster und auch in den letzten Jahren unter meiner Leitung Ueberschüsse zu

erzielen, die jetzt bei der Neueinrichtung dieser Klinik mit verwendet werden. Aber um wie viel grösser und kostspieliger sind auch die Betriebskosten der neuen Klinik der alten gegenüber geworden in Bezug auf Heizung, Beleuchtung, Warmwasserleitung, Vermehrung der Krankenbetten, des Personals u. s. w. Die Summe von 27 000 Mark zur inneren Einrichtung einer solchen Klinik muss als eine ganz abnorm niedrige bezeichnet werden.

Es haben dabei dringende Bedürfnisse der Klinik, die ich in motivirten Anträgen eingehend begründete, bisher noch keine Berücksichtigung gefunden. Es ist das in erster Linie die Gewährung von Mitteln, um in den Kampf gegen das Trachom (Körnerkrankheit) wirksamer als bisher eingreifen zu können. Es ist durchaus nicht richtig, wenn die Provinz Schlesien als im Ganzen trachomfrei angesehen wird, auch ist es nicht richtig, dass in Schlesien nur einzelne verseuchte Distrikte existiren, sondern die Verbreitung ist eine recht ausgedehnte. Eine genaue Zusammenstellung des Materials der Königl. Universitäts-Augenklinik aus der langen Zeit ihres Bestehens ergibt den Beweis hierfür.

Wenn auch nicht zu bezweifeln ist, dass in gewissen Teilen Deutschlands. (Ost- und Westpreussen) die Verbreitung der Trachoms eine erheblich grössere als in der Provinz Schlesien ist, so stehen doch die der letzteren gewährten Mittel zur Bekämpfung des Trachoms in gar keinem Verhältnis zu den in Ostpreussen, Westpreussen, Pommern u. s. w. zur Verfügung gestellten Geldern, ja der Betrag ist geradezu als ein minimaler und durchaus unzureichender zu bezeichnen.

Und wie würde der Sache besser und wirksamer gedient werden, als durch Gewährung von Trachombetten, auch an die neue Königl. Breslauer Universitäts-Augenklinik, wo die schweren und komplicirteren Fälle aufgenommen werden müssten.

Hoffentlich wird es bald möglich werden, auch noch in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen. Vieles ist erreicht, doch Manches bleibt noch zu erstreben.

Breslau, April 1899.

Prof. W. Uhthoff.

Über das Sehen und über Sehstörungen in ihren Beziehungen zum Gehirn.

Antrittsrede

bei der Übernahme des Rektorats der Universität Breslau
am 15. Oktober 1908

von

Prof. Dr. W. Uhthoff., 1853-1927



Verlag von Gustav Fischer in Jena.
1908.



Abb.89: Titelseite der Antrittsrede bei der Übernahme des Rektorats der Universität Breslau am 15. Oktober 1908

1.5 Über das Sehen und über Sehstörungen in ihren Beziehungen zum Gehirn

von Prof. Dr. W. Uhthoff

Hochverehrte Anwesende!

Dem alten Brauche entsprechend, erbitte ich mir bei der Übernahme des Rektorats ihre geneigte Aufmerksamkeit für eine kurze Spanne Zeit zur Behandlung eines Themas aus meinem speziellen Arbeitsgebiet, von dem ich glaube annehmen zu dürfen, dass es auch Sie interessieren wird. Ich möchte zu Ihnen sprechen von dem Sehen und den Sehstörungen in ihren Beziehungen zum Gehirn und hoffe, indem ich mich in erster Linie auf Tatsachen und eigene Erfahrungen stütze und Hypothesen, sowie theoretische Erörterungen tunlichst vermeide, mich auch Ihnen als Nicht-Medizinern verständlichmachen zu können.

Wenn wir die Entwicklung der Lehre vom Sehen zunächst überblicken, so ist auffällig, wie lange eine richtige Anschauung über den Hergang des Sehens hat auf sich warten lassen. Erst im 16. Jahrhundert wird von *Franziscus Maurolycos* die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass die Linse im menschlichen Auge wie eine Glaslinse die Lichtstrahlen ablenke und ein Bild im Augenhintergrund erzeuge; doch hält er diesen Vorgang in bezug auf das Sehen nicht gut für möglich, da das Bild ein umgekehrtes sein würde und der Mensch dementsprechend auch Objekte umgekehrt sehen müsse. Bemerkenswert ist einige Jahre später *Joh. Baptist Portas* Vergleich des Auges mit der von ihm entdeckten *Camera obscura*, doch glaubte er noch fälschlicherweise, dass das Bild auf der Vorderfläche der Linse zustandekomme. Erst *Kepler* hat im Anfang des 17. Jahrhunderts (1604) die eigentlich richtige Erklärung für das Zustandekommen des Netzhautbildes gegeben, indem er die Natur des umgekehrten reellen Sammelbildes nachwies. Besondere Verdienste erwarben sich sodann noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts *Scheiner* und *Descartes* um die Lehre vom Sehen, speziell um die Demonstration des im Augenhintergrund zustandekommenden umgekehrten Bildes von den gesehenen Objekten der Außenwelt. Damit war eigentlich die richtige physikalische Theorie vom Hergang des Sehens, soweit das Auge in Betracht kommt, begründet, aber zahlreiche Anfechtungen sollte sie noch erleiden. Der alte Einwand, der Mensch müsse alles umgekehrt sehen, da ein umgekehrtes Bild auf der Netzhaut entstehe, erwachte immer von neuem, und ferner führte die an sich bedeutende Entdeckung des blinden Flecks im menschlichen Gesichtsfeld an der Stelle des Sehnerveneintritts durch *Mariotte* zu einer Ablehnung der Netzhaut als eigentlich perzipierende und das Sehen vermittelnde Membran. Es sei nicht möglich, dass die Netzhaut gerade an der Stelle blind sei, wo die Nervenfasern in dickster Schicht vorhanden seien. Die Aderhaut müsse die eigentliche Lichtwahrnehmung vermitteln. Nun, diese Anschauung

erwies sich später als irrig: nicht die Nervenfasern direkt sind für Licht empfindlich, sondern die äußerste Schicht der Netzhaut, die Stäbchen und Zapfenschicht, welche ja gerade am Sehnerveneintritt fehlen. Die Nervenfasern selbst sind nur die die Lichtempfindung weiterbefördernde Leitung vom Auge zum Gehirn und selbst durch Licht direkt nicht reizbar.

Damit war dann die Netzhaut definitiv als eigentliche licht- und farbenperzipierende Membran im Auge anerkannt und ist diese ihre Eigenschaft auch nie mehr bestritten worden.

Es würde zu weit führen, hier jetzt auf die späteren Fortschritte in betreff der Lehren von Anatomie, vergleichender Anatomie und Physiologie der Netzhaut näher einzugehen. Ich erinnere hier nur an die Namen *H. Müller*, *Purkinje*, *Brücke*, *Listing*, *Max Schultze*, *Donders*, *Helmholtz*, *Hering*, *Hensen*, *Aubert* und andere. Der wunderbare, vielfach geschichtete Bau, die Bedeutung der einzelnen Schichten und besonders der äußeren, der Stäbchen- und Zapfenschicht, wurden allmählich aufgedeckt; die Größe des kleinsten wahrnehmbaren Netzhautbildes und seine Beziehung zu den Stäbchen und Zapfen wurde erörtert; die Anatomie der optischen Leitungsbahnen im Gehirn war Gegenstand eifriger und erfolgreicher Forschungen, und so erreichte unsere Kenntnis des Sehorgans und der optischen Leitungsbahnen allmählich den vollkommenen Grad, den wir mit Genugtuung hervorheben dürfen. Manche Fragen harren noch ihrer Erledigung, aber auch die neueste Zeit hat infolge neuer Untersuchungsmethoden noch ungeahnte Aufschlüsse ergeben. Ich erinnere an die Untersuchungsergebnisse von *Golgi*, *Ramon y Cajal*, *Nissl*, *Weigert*, *Boll*, *Kühne*, *Engelmann* und andere.

Auf der Grundlage unserer jetzigen Kenntnisse haben wir uns den Vorgang des Sehens folgendermaßen vorzustellen:

Die Lichtstrahlen zwischen 412 und 912 Billionen Schwingungen in der Sekunde bilden einen adäquaten physikalisch-chemischen Reiz für die menschliche Netzhaut und sind geeignet, Licht- und Farbenempfindung hervorzurufen. Strahlen von größerer Wellenlänge (die infraroten) und solche kürzerer (die ultravioletten) lösen keine Lichtempfindung beim Menschen aus. Die eigentliche lichtperzipierende Schicht der Netzhaut ist, wie schon *H. Müller* an der parallaktischen Verschiebung der *Purkinjeschen* Aderfigur nachgewiesen hat, die Stäbchen- und Zapfenschicht, die geeignet ist, durch in das Auge fallende Lichtstrahlen in Erregung versetzt zu werden und diese Erregung auf dem Wege der optischen Leitungsbahnen auch weiterzugeben an das Gehirn, speziell an das im Hinterhauptslappen gelegene Sehzentrum, wo sie zu Bewusstsein kommt und auf dem Wege von Assoziationsbahnen zu anderen Rindenpartien ihre weitere Bewertung erfährt. Erforderlich ist zum deutlichen Sehen das Zustandekommen eines deutlichen Bildes im Zentrum der Netzhaut, der sog. *fovea centralis*. Die im Sehzentrum zustande gekommene bewusste Bildempfindung wird von diesem aus und der mit ihr in Verbindung stehenden Netzhautpartie nach außen in den Raum projiziert.

In der eigentlich lichtperzipierenden Schicht der Netzhaut haben die Zapfen und Stäbchen wahrscheinlich eine verschiedene Funktion. Die Zapfen, welche sich an der Stelle des deutlichsten Sehens in der menschlichen Netzhaut allein vorfinden, sind voraussichtlich höher organisiert und bestimmt, das feinere Hellsehen und die Farbenempfindung zu übermitteln, während die Stäbchen, welche in den peripheren Teilen der Netzhaut in erster Linie angetroffen werden, nur eine sehr geringe Sehschärfe und keine Farbenempfindung auszulösen imstande sind, dafür aber auf sehr geringe Lichtreize besser reagieren als die Zapfen. Man hat daher wohl die Zapfen als den Hellapparat und die Stäbchen als den Dunkelapparat der menschlichen Netzhaut bezeichnet (*M. Schultze, von Kries*). Es ist immer interessant zu sehen, wie *M. Schultze* nachgewiesen hat, dass gewisse, hauptsächlich im Dunkeln lebende Tiere (Fledermaus, Maulwurf, Igel) nur Stäbchen und keine Zapfen in ihrer Netzhaut haben. So hat auch die Eule eine enorme Anzahl von Stäbchen in der Netzhaut im Vergleich mit anderen Vögeln. Aber auf der anderen Seite gibt es auch Tiere (Eidechsen, Schlangen), welche sehr im Sonnenlicht leben, die in ihrer Netzhaut keine Stäbchen, sondern nur Zapfen haben.

Man nahm früher an, und diese Vorstellung hatte ja an und für sich etwas Einleuchtendes, dass bei dem Vorgange des Sehens wirklich anatomisch nachweisbare Veränderungen in der Netzhaut nicht hervorgerufen würden, während der gelegentliche deletäre Einfluss greller Blendung (durch Sonnenlicht, elektrisches Bogenlicht) mit sekundären anatomischen Veränderungen der Netzhaut und dauernden Sehstörungen schon länger bekannt war und auch experimentell beim Tier nachgewiesen wurde.

Die späteren Forschungen haben hier jedoch eine ganze Reihe interessanter Tatsachen aufgedeckt, welche beweisen, wie das Licht in der Netzhaut materielle Veränderungen hervorruft, welche durch geeignete Untersuchungsmethoden direkt nachgewiesen werden können. Es gehören hierher zunächst die Entdeckung des Sehpurpurs in der Netzhaut des Menschen sowie aller Wirbeltiere und dessen Zersetzung und Ausbleichung unter dem Einfluss des Lichtes (*Boll, Kühne* und andere), ferner die Wanderung des Netzhautpigmentes zwischen die Außenglieder der Stäbchen und Zapfen (*Kühne* und *Steiner* und andere) und die Gestaltsveränderungen der Zapfen selbst bei Belichtung (*Engelmann, von Genderen Stort*) sowie ein besonderes Verhalten der Ganglienzellen und auch der Körnerschichten der Netzhaut gegenüber gewissen Färbemethoden (*Nissl, Mann, Birch-Hirschfeld* und andere).

Nehmen wir zu diesen anatomisch nachweisbaren Veränderungen der belichteten Netzhaut noch die von *Holmgren* zuerst nachgewiesenen und später von *Dewar* und *Hendrik, Himstedt* und *Nagel* bestätigten elektrischen Aktionsströme der belichteten und ruhenden Netzhaut sowie eine Änderung in der chemischen Reaktion bei Belichtung der Retina, wie sie *Lodato* angibt, so haben wir eine ganze Reihe von Erscheinungen zu registrieren, welche einen direkten Einfluss des Lichtes auf die

Netzhaut nachweisen, Erscheinungen, die unter normalen Stoffwechsel- und Ernährungsbedingungen immer bald wieder ausgeglichen werden, ohne eine dauernde Läsion und Funktionsstörung zu hinterlassen.

Dass die Vorgänge in der sehenden Netzhaut und in den fortleitenden Nervenfasern sowie in den Ganglienzellen des Sehentrums in erster Linie chemischer Natur sind, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen.

Und nun zu den optischen Leitungsbahnen an der Basis des Gehirns und in der Substanz desselben. Man darf wohl mit Recht behaupten, dass gerade die Anatomie der Sehbahnen zu den bestbekanntesten Kapiteln der Hirnanatomie gehört. Vieles hat sich hier vereinigt, um die Kenntnis dieser Hirnteile zu fördern. Zunächst die klinische und pathologisch-anatomische Erforschung der Sehstörungen, die einer so feinen und detaillierten Funktionsprüfung zugänglich sind wie auf keinem anderen Sinnesgebiet, sodann das Experiment am Tier, welches zahlreiche ausgezeichnete Bearbeiter gefunden hat und ferner die Heranziehung der Entwicklungsgeschichte und der vergleichenden Anatomie, welche gerade auf diesem Gebiete die wertvollsten Aufschlüsse gegeben haben.

Haben die Sehnervenfasern die Netzhaut und das Auge verlassen, so treten sie in den Sehnervenstämmen konvergierend nach hinten an die Schädelbasis, um hier eine Verbindung miteinander einzugehen und das sogenannte *Chiasma* zu bilden. An dieser Stelle tritt aus jedem Sehnervenstamm die Hälfte der Fasern auf die entgegengesetzte Seite über, während die andere Hälfte auf derselben Seite verbleibt. Auf diese Weise tritt jeder Sehnerv mit beiden Großhirnhemisphären in Verbindung, so dass peripher zwei gleichgerichtete (homonyme) Netzhauthälften von einer Großhirnhemisphäre beherrscht werden; nur für das Zentrum der Netzhaut scheint eine Versorgung mit Fasern von beiden Hemisphären gleichzeitig zu bestehen (die sogenannte Doppelversorgung der *Macula lutea*). Eine solche Halbkreuzung der Sehnervenfasern an der Schädelbasis besteht so wie beim Menschen nur noch bei den Affen. Je niedriger das Tier steht, umso mehr treten Sehnervenfasern auf der entgegengesetzten Seite über, und bei vielen Tieren (Fisch, Vogel und so weiter) kreuzen sich die Sehnervenfasern im *Chiasma* total, so dass also die Fasern des einen Sehnerven zur entgegengesetzten Großhirnhemisphäre verlaufen.

Eine solche Verlaufsweise der Sehnervenfasern hängt wiederum mit der Stellung der Augen bei dem betreffenden Tier zusammen. Stehen beide seitlich gerichtet, sodass kein gemeinschaftliches binokulares Gesichtsfeld existiert (Fische, Reptilien), so haben wir die totale Kreuzung zu gewärtigen. Nehmen die Augen mehr eine Frontalstellung an der vorderen Seite des Kopfes ein, sodass ein Teil der Gesichtsfelder sich deckt, umso mehr nähert sich die Verlaufsweise der Sehnervenfasern im *Chiasma* der Halbkreuzung bis zum Affen und beim Menschen mit ausgedehntem binokulärem Gesichtsfeld die Halbkreuzung eine vollständige wird. Das Tier mit seitlich am Kopf stehenden Augen hat den Vorteil des größeren Über- und Umblicks, was für seine Existenzbedingungen von großer Bedeutung sein kann; es entbehrt aber die Vorteile des binokulären, stereoskopischen Sehens,

welches gemeinsame, sich wenigstens zum großen Teil deckende Gesichtsfelder voraussetzt.

Nach ihrer Halbkreuzung ziehen die Sehnervenfasern in Form der Sehstreifen (*Tractus opticus*) zu beiden Großhirnhemisphären und enden hier zunächst in den sogenannten primären Optikusganglien, welche die Zentralstation darstellen; es sind dies die äußeren Kniehöcker, die vorderen Vierhügel und das sogenannte *Pulvinar* des Sehhügels. Die eigentlichen Sehfasern scheinen nur im äußeren Kniehöcker, eventuell noch im *Pulvinar*, enthalten zu sein, während die Vierhügel keine eigentlich zentripetal ziehenden Sehfasern, sondern solche für die Pupillenreflexe, und zentrifugale für die Augenbewegungen zu enthalten scheinen.

Der Weg der Sehbahnen führt sodann durch den hinteren Teil der inneren Kapsel in Form der *Gratiolettschen* Sehstrahlung zum eigentlichen Sehzentrum in der Rinde des Hinterhauptlappens des Großhirns, wo dasselbe an der medialen Seite in der Gegend der sog. *Fissura calcarina* einen relativ begrenzten Raum einnimmt. Die Lage dieses Sehzentrum kann heute, dank der zahlreichen klinischen, anatomischen und experimentellen Untersuchungen der verschiedensten Autoren, als im wesentlichen sichergestellt angesehen werden. Auch hat die Hirnrinde im Bereich des Sehzentrum besondere anatomische Eigentümlichkeiten. Das Sehzentrum jeder Großhirnhemisphäre beherrscht somit die gleichseitigen Netzhauthälften der Augen.

Die Funktion des Sehzentrum vermittelt unserem Bewusstsein wohl ein deutliches Bild des gesehenen Objektes der Außenwelt, aber zum wirklichen Erkennen, Verstehen und Begreifen des Gesehenen gehören weitere Nervenbahnen und Zentren (Assoziationsbahnen, optische Erinnerungsfelder und so weiter). Die Sehzentren sind gleichsam nur die Eingangspforten für helle und farbige Eindrücke, welche so in unser Bewusstsein gelangen und welche als Ursache einer Reihe psychischer Vorgänge weiter wirken. Nach *Helmholtz* sind die Empfindungen nur Wirkungen der Außenwelt auf unseren Körper, und die Wahrnehmung resultiert erst infolge psychischer Vorgänge aus der Empfindung. Das optische Wahrnehmungszentrum kann durch den Willen nicht erregt werden, sondern nur durch zentripetal von außen her zufließende Reize. Und es ist gut, dass es sich so verhält. Denn wäre der Wille imstande, sagen *Wilbrand* und *Saenger*, von innen heraus das optische Wahrnehmungszentrum zu erregen, so würde ein wirkliches Bild durch ein innerlich hervorgerufenen so verändert und umgestaltet wie die Bilder unserer Phantasie, und wir würden uns niemals zuversichtlich über unsere Gesichtswahrnehmungen aussprechen können, ein Zustand, der unter pathologischen Bedingungen bei Halluzinationen wirklich zur Beobachtung kommt.

Das Bild des optischen Wahrnehmungszentrum erlischt mit dem Aufhören des Lichtreizes von außen her, es kann als Nachbild nur noch kurze Zeit fortbestehen (zuerst als positives, dann als negatives), ein Vorgang, der mit den direkt durch das Licht in der Netzhaut erzeugten Veränderungen in Zusammenhang gebracht werden muss und einen ganz gesetzmäßigen, der Form nach bestimmten Ablauf zeigt.

Vor dem Erlöschen des optischen Wahrnehmungsbildes jedoch ist dasselbe imstande, ein optisches Erinnerungsbild in der Nachbarschaft zu deponieren, welches haften bleibt und sowohl durch den Willen als auch vom Sehzentrum und anderen kortikalen Sinneszentren her wieder hervorgerufen werden kann. Diese zahlreichen abgelagerten, wenn auch zeitweise schlummernden optischen Erinnerungsbilder sind für das Erkennen und Begreifen der gesehenen Dinge der Außenwelt von fundamentaler Bedeutung. Ich kann zum Beispiel eine Persönlichkeit wohl sehen, aber ich kann sie nicht wiedererkennen, wenn ich kein optisches Erinnerungsbild von früher her von ihr zurückbehalten habe. Dass bei der Bildung dieser optischen Erinnerungsbilder eine Reihe von Momenten: Aufmerksamkeit, körperliche Disposition, die Zeitdauer des Lichtreizes eine sehr wichtige Rolle spielen, lehrt uns die alltägliche Erfahrung. Bei abgelenkter Aufmerksamkeit kann ein optischer Eindruck spurlos an uns vorübergehen, ohne ein Erinnerungsbild zu hinterlassen, und umgekehrt können optische Eindrücke, denen wir ein großes Interesse entgegenbringen, Erinnerungsbilder zeitigen, welche viel dauerhafter und deutlicher sind als andere. Es ist eine bekannte Tatsache, dass optische Erinnerungsbilder aus der Jugendzeit, die seinerzeit unser großes Interesse erregten, viel dauernder und lebhafter bleiben als solche aus späteren Tagen. Wenn wir uns Rechenschaft geben über unser Denken, Lernen und geistiges Reproduzieren, so werden wir inne, welche ungeheure Rolle gerade bei unserer geistigen Arbeit die optischen Erinnerungsbilder spielen und wie reich der Schatz derselben ist, über den wir verfügen. Es ist das gewiss individuell verschieden, aber da, wo ein gesundes Sehorgan existiert, spielt zweifellos die optische Erinnerung die größte Rolle. Selbstverständlich kann eine solche nicht existieren, wo, wie bei angeborener oder früh entstandener Blindheit, der Gesichtssinn aus dem Sinnenleben ausgeschaltet ist. Auch bei später eingetretener Erblindung sehen wir die optischen Erinnerungsbilder allmählich mehr und mehr verblassen und zum Beispiel auch aus den Träumen des betreffenden Individuums verschwinden. Je deutlicher seinerzeit das optische Wahrnehmungsbild war, welches zum Erinnerungsbild führte, umso lebhafter wird dasselbe auch ausfallen.

Dass unser Gehirn die Eigenschaft hat, unzählige solcher optischen Erinnerungsbilder in sich aufzunehmen und zu bewahren, unterliegt keinem Zweifel. Sie bleiben gleichsam latent und können dann durch besondere Umstände einzeln wieder hervorgerufen werden (Willen, Sinnesempfindungen und so weiter). Es wäre wahrlich schlimm, wenn alle einmal gesammelten optischen Erinnerungsbilder uns gleichzeitig deutlich vor das innere Auge treten würden. Im ganzen sind sie matter, schemenhafter und verschwommener als die wirklichen Wahrnehmungsbilder und werden auch nicht mit der zwingenden Notwendigkeit nach außen in den Raum projiziert.

Es erhebt sich die Frage, ob wir berechtigt sind, für diese Aufspeicherung der optischen Erinnerungsbilder bestimmte Hirnterritorien in Anspruch zu nehmen. Die Frage muss im bejahenden Sinne beantwortet werden. Das zeigt uns nament-

lich die menschliche Pathologie des Gehirns, weniger vielleicht das Tierexperiment. Es gibt eine isolierte Erkrankung der optischen Erinnerung und eine solche der optischen Wahrnehmung im Gehirn, und gerade das werde ich Ihnen, verehrte Anwesende, noch an Hand eigener und fremder Beobachtungen zu zeigen haben, in denen zum Teil auch die pathologische Anatomie der Fälle die endgültige Aufklärung gab.

Dass zwischen dem optischen Wahrnehmungszentrum und dem optischen Erinnerungsfelde der Großhirnrinde Verbindungen in Form von Nervenbahnen vorhanden sein müssen, ist ein notwendiges Postulat. Sehr anschaulich ist der von *Wilbrand* und *Saenger* herangezogene Vergleich, welcher das auf der Netzhaut zustandekommende Bild mit einem Licht, das Wahrnehmungszentrum mit einem Reflektor in Parallele setzt, von dem aus durch chemische Vorgänge im optischen Erinnerungsfelde Wirkungen hervorgerufen werden, welche persistieren, während mit dem Aufhören der Lichteinwirkung der Reiz und auch die Wirkung des Reflektors verschwindet. Durch welchen speziellen Vorgang es möglich wird, dass optische Erinnerungsbilder dauernd im Gehirn bewahrt bleiben, während doch Zirkulation und Stoffwechsel einer fortwährenden Erneuerung unterworfen sind, bleibt für uns vorläufig eine ungelöste Frage.

Aber damit nicht genug. Unsere ganze psychische Tätigkeit unter Benutzung des Gesichtssinns und der optischen Erinnerungsbilder weist uns auf zahlreiche weitere nervöse Verbindungen, Assoziationsbahnen hin, welche zwischen der Sehsphäre und den kortikalen Zentren anderer Sinne, der Sprache, der Motilität und Sensibilität vorhanden sind. Auch hier wird uns die Pathologie des menschlichen Gehirns schlagende Beweise bringen.

Dass es ein besonderes Zentrum für die Farbempfindungen neben einem Wahrnehmungszentrum für farblose Helligkeiten gibt, wie das wohl behauptet worden ist, ist nicht wahrscheinlich, da jeder Farbenempfindung gleichzeitig eine Helligkeitsempfindung beigemischt ist und eine absolute Farbenempfindung ohne eine solche Beimischung nicht existiert.

In letzter Linie sei hier noch auf gewisse Beziehungen des optischen Wahrnehmungszentrums zur Augenmuskulatur verwiesen. Bekanntlich sind wir in der Lage, nach Belieben infolge eines Willenspulses von der Hirnrinde aus unsere Augen nach verschiedenen Richtungen zu bewegen. Die Augenbewegungen erfolgen von gewissen Zentralstellen in der Hirnrinde aus, auf deren Lokalisation ich hier nicht weiter eingehen will, die aber jedenfalls außerhalb der eigentlichen Sehsphäre liegen. Es gibt nun eine zweite Form der Augenbewegungen, die gleichsam unwillkürlich und reflektorisch erfolgen und zu dem Wahrnehmungszentrum im Hinterhauptslappen des Gehirns in Beziehung stehen. Wenn ein Objekt in den peripheren Teilen unseres Gesichtsfeldes auftaucht, so erfolgt unwillkürlich eine Einstellung des Zentrums der Netzhaut, also der Stelle des deutlichsten Sehens, auf dieses Objekt in dem Bestreben, sich ein möglichst deutliches Bild von dem gesehenen Objekte zu verschaffen. Das Zentrum für die reflektorische Augenbewegung

ist an das Sehzentrum gebunden; auch experimentell lässt sich beim Tier die Auslösung von derartigen Augenbewegungen durch Reizung der Sehsphäre nachweisen (*Munk, Obregia* und andere), und zwar können die Augenbewegungen sowohl im assoziierten als auch im dissoziierten Sinne erfolgen. Derartige Augenbewegungen unterlassen wir unter Umständen, wenn uns die undeutlichen exzentrischen Netzhautindrücke genügen (zum Beispiel beim Gehen oder wenn unsere Aufmerksamkeit auf andere Dinge, beim Nachdenken und so weiter, abgelenkt ist). Die Innervationsbahnen für derartige gleichsam reflektorisch erfolgende Augenbewegungen müssen über das Wahrnehmungszentrum verlaufen und ihren Weg von der Netzhaut durch die optische Leitungsbahnen zum optischen Wahrnehmungszentrum und von da in zentrifugal verlaufenden Fasern der Sehstrahlung zu den Augenmuskelnkernen nehmen. Es ist wahrscheinlich, dass diese zentrifugalen Fasern zu den vorderen Vierhügeln vom Sehzentrum aus verlaufen, welche ja bekanntlich zu den primären Optikusganglien gehören und, wie nachgewiesen ist, mit der eigentlichen Sehfunktion nichts zu tun haben. Die alltägliche Erfahrung lehrt uns, dass diese sozusagen reflektorischen, vom Wahrnehmungszentrum ausgelösten Augenbewegungen willkürlich unterdrückt werden können durch Hemmungsvorgänge, welche ebenfalls Assoziationsbahnen von anderen Partien der Hirnrinde zu den optischen Wahrnehmungszentrum voraussetzen.

Bekanntlich ist das menschliche Gehirn bei der Geburt des Kindes noch nicht vollständig in allen Teilen entwickelt, sondern es erfolgt auch in den ersten Lebensmonaten noch eine weitere Differenzierung nach verschiedenen Richtungen in bezug auf das Verhalten der Markscheiden der Nervenfasern, der Ganglienzellen und der Windungen des Gehirns und so weiter. Es erhält erst im zweiten Lebensmonat seine vollständigen charakteristischen morphologischen Merkmale. Ebenso erfahren auch die perzipierenden Elemente der Netzhaut, zum Beispiel in der Gegend der *Macula lutea*, noch nach der Geburt eine weitere Ausbildung. Die Leitungen des Nervensystems sowohl als auch der Netzhaut können somit bei der Geburt des Kindes nach vielen Richtungen noch keine vollkommenen sein, wie schon *Eduard von Hartmann* treffend ausführt: „Beim Menschen scheint das Kind gar nichts mitzubringen, sondern alles erst zu erlernen; in der Tat aber bringt es alles oder doch viel mehr als das fix und fertig aus dem Ei kriechende Tier mit, aber es bringt alles im unreifen Zustande mit, weil das zu Entwickelnde bei ihm so viel ist, dass es in neun Monaten des Embryolebens nur erst im Keim vorgebildet sein kann. So geht nun das Reifen der Dispositionen bei fortschreitender Ausbildung des Säuglingsgehirnes mit dem Lernen, das heißt mit dem Nachmeißeln dieser Dispositionen durch Übung, Hand in Hand und ergibt dadurch ein weit reicheres und sauberes Endresultat als dies bloße Vererbung beim Tier vermag.“

Welche Daten stehen uns nun aus der menschlichen Hirnpathologie zur Verfügung, um die oben dargelegten Verhältnisse auf ihre Richtigkeit zu prüfen?

Nach Beseitigung der alten *Gallschen* Lehre von der Bedeutung des Gehirns für die psychischen Vorgänge und nach dem Niedergang auch der *Flourens'schen*

Lehre, welche schon einen gewaltigen Fortschritt auf diesem Gebiete bedeutete, hat sich die Lokalisationslehre in bezug auf die Gehirnfunktion siegreich Bahn gebrochen. Schon die Entdeckung *Broca's* 1861, der ein Sprachzentrum in der linken dritten Stirnwindung nachwies, bedeutete den ersten großen Schritt in dieser Hinsicht. Wichtig waren ferner die *Meynertschen* anatomischen Untersuchungen für die Entscheidung der Frage, dass der vordere Teil der Großhirnhemisphären zu den Bewegungen, der hintere zu den Sinnesfunktionen in näherer Beziehung stehe. Die eigentliche Ära der genaueren Lokalisation der Hirnfunktionen beginnt 1870 mit der bedeutsamen Arbeit von *Fritsch* und *Hitzig*, der sich dann in rascher Reihenfolge eine große Zahl wichtiger experimenteller Forschungen am Tier über Gehirnlokalisationen anschlossen (*Munk*, *Bëvor*, *Horsley* und *Schaefer*, *Goltz*, *Ferrier*, *Loeh*, *Luciani*, *Gudden*, *Obriga*, *Christiani* u. a.), die einen ungeahnten Aufschwung dieser Lehre bedeuteten. Hierzu kommen die wichtigen anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Arbeiten über den Faserverlauf im Gehirn von *Flechsig*, *Gennari*²⁹³, *Vicq d'Azyr*²⁹⁴, *Wernicke*, von *Monakow*, *Moeli*, *Gudden*, *Déjérine*, *Henschen*, *Bernheimer*, *Weigert*, *Nicati* u. a., welche geeignet waren, die Fragen vom Verlauf der Nervenbahnen im Gehirn und deren Endigungen in der Großhirnrinde, speziell auch die Anatomie der Sehsphäre, mächtig zu fördern. Es ist unmöglich, hier auf diese verdienstvollen anatomischen, physiologischen und experimentellen Arbeiten näher einzugehen. Ich habe nur noch die Aufgabe, in bezug auf die zerebrale Lokalisation des Sehens beim Menschen an der Hand der Gehirnpathologie die einschlägigen Fragen kurz zu beleuchten. Von dieser Betrachtung werden von vornherein die zahlreichen Sehstörungen ausgenommen, welche bei Erkrankungen in der Schädelhöhle beobachtet werden, soweit sie auf komplizierenden Erkrankungen des Sehnerven, der basalen optischen Leitungsbahnen (*Chiasma*, *Tractus opticus*), Hirndruck, *Hydrozephalus* und so weiterberuhen und somit über die eigentliche Lokalisation der Sehfunktionen im Gehirn keinen Aufschluss geben können.

Die erste Frage, welche wir an der Hand der menschlichen Gehirnpathologie zu beantworten haben, ist die: Sind wir berechtigt, im Gehirn ein besonderes zirkumskriptes Seh- und Wahrnehmungszentrum anzunehmen, und wohin ist dasselbe zu lokalisieren? Nun, diese Frage hat längst ihre sichere Beantwortung gefunden. Wir haben sowohl experimentelle Tatsachen beim Tier, als zahlreiche Beobachtungen beim Menschen, welche hierauf eine exakte Antwort geben. Als Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts besonders durch *Munk* und andere am Tier (Hund und Affe) der Beweis geführt war, dass in jeder Großhirnsphäre im Bereich der

²⁹³ Francesco Gennari, * Mataleto de Langhirano, heute Mattaleto bei Parma 4.10. 1750, † 4. 12. 1797, war ein italienischer Anatom und Beschreiber des GENNARI-Streifens, einer makroskopisch abgrenzbaren Schichtung der Großhirnrinde im Bereich des visuellen Kortex.

²⁹⁴ Félix Vicq d'Azyr, auch Félix Vicq-d'Azur, * Valognes 23. 4. 1748, † Paris 20. 6. 1794, war ein französischer Arzt, vergleichender Anatom, Epidemiologe und einer der bedeutendsten Neuro-Anatomen seiner Zeit. Er beschrieb den VICQ D'AZUR-Streifen in der Sehrinde und das VICQ D'AZUR-Bündel und vor J. W. Goethe das Zwischenkieferbein.

Rinde des Hinterhauptslappens, ein Sehzentrum liegen muss, haben die einschlägigen Beobachtungen am Menschen nicht lange auf sich warten lassen; die Fälle von *Curschmann*, *Nothnagel*, *Pooley*, *Wernicke*, *Westphal* und anderen betreffend *homonyme Hemianopsie* mit bestimmter Läsion im Bereich des entgegengesetzten Hinterhauptlappens ließen in dieser Hinsicht keinen Zweifel mehr aufkommen. Die Lehre von der Lokalisation des Sehzentrum hat sich immer mehr präzisiert (*Henschen*, *Vialet*, *Déjérine*, *Wilbrand*, *von Monakow* und viele andere), und wir dürfen dessen Lage heute an der inneren Fläche des Hinterhauptlappens, in der Gegend der *Fissura calcarina*, des *Cuneus* und des *Gyrus lingualis* als gesichert ansehen. Es haben auch ferner die Untersuchungen ergeben, dass in der Hirnrinde des Sehzentrum gleichsam eine Projektion der Netzhaut auf die Hirnrinde (*Munk*, *Wilbrand*, *Henschen* und andere) vorliegt, sodass bestimmte Partien der Netzhaut bestimmten Abschnitten der Hirnrinde entsprechen; es gilt das zweifellos auch für das Netzhautzentrum, die sogenannte *Macula lutea*. Unsere Literatur verfügt in dieser Hinsicht über Beobachtungen (*Wilbrand*, *Henschen* und andere), die nicht anders zu deuten sind. Wenn zum Beispiel, wie das *Wilbrand* beschreibt, eine ganz zirkumskripte Hirnverletzung am Hinterhaupt durch Eindringen eines spitzen Gegenstandes ganz kleine homonyme Defekte in den zugeordneten Gesichtsfeldhälften hervorruft, so hat eine solche Beobachtung die Bedeutung eines Experimentes.

Ich selbst verfüge auch über derartige beweisende Fälle: So sah ich einen Fall, wo nach einem leichten Schlaganfall ganz zirkumskripte homonyme Gesichtsfelddefekte am Fixierpunkt sich einstellten, und in einer anderen Beobachtung trat nach Verletzung mit Impression des Schädels am Hinterhaupt durch einen herabfallenden Mauerstein in der Gegend des Sehzentrum prompt eine homonyme Halbblindheit ein ohne sonstige wesentliche Störungen. Eine solche halbseitige Erblindung infolge von Läsion des Sehzentrum bezeichnet man als Rindenblindheit. Am häufigsten kommen derartige Affektionen infolge von Erweichungsprozessen des Gehirns nach Verstopfung bestimmter Hirnarterien zustande. In der Regel betreffen die Veränderungen dann nicht nur die Hirnrinde selbst, sondern auch die darunterliegende zuführende Sehstrahlung, aber auch ganz isolierte Veränderungen der Hirnrinde mit Halbblindheit ohne Läsion der darunterliegenden Sehstrahlung sind beobachtet worden und müssen als beweisend angesehen werden (*Henschen*, *Nordensohn*, *Wilbrand* unter anderem).

Die Erscheinung einer derartigen Halbblindheit (*homonyme Hemianopsie*) sind außerordentlich charakteristisch und stören den Kranken vor allen Dingen dadurch, dass er von der Mittellinie ab nach einer Seite nichts sieht und bei genauer Fixierung eines Objektes nur die eine Hälfte desselben wahrnimmt. Dieses Halbsehen hat in erster Linie darin seinen Grund, dass die sehenden Gesichtshälften aufeinanderfallen und ebenso die nichtsehenden. Daher sind dann auch die Orientierungsstörungen außerordentlich groß für den Kranken: Er rennt an Hindernisse an, welche nach der blinden Seite liegen, das Lesen ist außerordentlich erschwert, besonders beim rechtsseitigen Sitz der *Hemianopsie*, weil der Patient die Zeilen nicht nach rechts verfolgen

kann und immer nur das direkt fixierte Wort erkennt, während der normal Sehende schon mit dem Blick dem gerade gelesenen Wort vorausseilt, eine notwendige Voraussetzung für ein fließendes, schnelles Lesen. Die Sehstörung kann unter Umständen so plötzlich und unerwartet eintreten, dass der Kranke zum Beispiel eine eben noch neben ihm stehende Persönlichkeit plötzlich verschwunden wähnt, ohne sich sofort der eingetretenen Sehstörung bei sich selbst bewusst zu werden.

Dieser Umstand wird noch dadurch begünstigt, dass in der Regel in den blinden Gesichtsfeldhälften ein reines Nichtsehen („*Vision nulle*“) eintritt, welches der Patient erst durch eigene Reflexion und Prüfung gleichsam bei sich auffinden muss. Es ist relativ selten, dass der homonyme Gesichtsfelddefekt die Empfindung eines Schattens hervorruft und sich dadurch mehr markiert. Ein solches positives Verhalten des Gesichtsfelddefektes, welches dem Patienten die ausgefallenen Gesichtsfeldpartien besonders bemerklich macht, ist eigentlich nur denkbar, wenn die Funktion in den befallenen Netzhauthälften nicht ganz aufgehoben ist und somit gleichsam eine „Dunkel-Empfindung“ („*Vision obscure*“) resultieren kann.

Subjektive Lichterscheinungen sind in den befallenen Gesichtsfeldhälften relativ selten. Wir haben nur eine Form der Hemianopsie, wo zuerst auftretende Lichterscheinungen in Form von hellem Flimmern gerade als typisches Symptom angesehen werden müssen, dem dann erst die vorübergehende Verdunklung der symmetrischen Gesichtsfeldhälften folgt. Es ist dies bei der sog. Augenmigräne der Fall, eine relativ häufige Erkrankung, die aber glücklicherweise durchweg ohne jeden dauernden Schaden vorübergeht und wahrscheinlich auf Anomalien der Gefäßinnervation im Bereich der Hirnrinde des Sehentrums beruht. Nur ganz ausnahmsweise hat man hier nach einem derartigen Migräneanfall einen dauernden Ausfall beobachtet. Mir sind aus eigener Beobachtung drei solcher Fälle bekannt.

Eine solche Rindenblindheit infolge Erkrankung des Sehentrums tritt auch doppelseitig ein, und dann erblindet der Kranke total, oder bis auf einen ganz kleinen Rest der zentralen Gesichtsfeldpartien, die ihm nur ein ganz unzureichendes Sehen, wie durch eine lange, sehr enge Röhre ermöglichen (*Förster, Sachs, Schweigger, Groenouw, Schirmer, Magnus, Gaffron, Meyer, Vorster, Jocsq, Peters* und viele andere).

Einige dieser Fälle sind nachträglich sorgfältig anatomisch untersucht und haben eine weitere Bestätigung für die Lage des Sehentrums ergeben. Ich selber habe eine ganze Reihe derartiger Fälle beobachtet, wo die völlige Erblindung zum Teil plötzlich den Kranken befiel und zum Teil ein Ergriffenwerden der beiden Hirnhemisphären nacheinander statthatte, ohne dass meistens sonstige Lähmungsercheinungen am Körper eingetreten wären. Solchen Beobachtungen gegenüber lässt sich an der Existenz und der bestimmten Lokalisation des Sehentrums in der Rinde des Hinterhauptslappens, und zwar an dessen innerer Fläche, nicht zweifeln.

Sehr bemerkenswert ist in einigen dieser Fälle, dass in den erblindeten Gesichtsfeldpartien eigentümliche Gesichtsercheinungen (Halluzinationen) auftreten, welche dementsprechend bei homonymer Halbblindheit nur nach einer Seite

hin von den Kranken wahrgenommen werden. Dieselben sind als Reizerscheinungen der wohl erkrankten, aber nicht völlig zerstörten Hirnrinde aufzufassen. Ich kenne aus eigener Erfahrung verschiedene derartige Beobachtungen. So sah eine Kranke nach der erblindeten Seite hin monatelang einen hellen Weg, an dessen Rändern Riesen und Zwerge aufgestellt waren. Erst ganz allmählich verblassten diese Erscheinungen. Sie hatte dabei vollauf das Bewusstsein, dass diese Dinge nicht in Wirklichkeit existierten. Ein anderer Kranker, jener vorhin erwähnte, durch einen Mauerstein am Hinterkopf verletzte, sah Tiere und Menschen auf der erblindeten Seite neben seinem Bett auftauchen und verschwinden. Die Erscheinungen haben in der Regel etwas Schemenhaftes, Farbloses, doch weisen sie gelegentlich auch deutlich Farben auf, wie in jenem eben zitierten Falle, die bunte Uniform eines Soldaten. Diese halbseitigen Gesichtshalluzinationen haben sogar gewissen diagnostischen Wert für die Lokalisation der Erkrankung in der Hirnrinde oder in unmittelbarer Nachbarschaft derselben und sie zeugen dafür, dass auch durch eine innere Reizung der Gehirnrinde Gesichtsvorstellungen zustandekommen können.

Interessant ist ferner, dass die Erblindung in den betreffenden Gesichtsfeldteilen nicht immer eine vollständige zu sein braucht, und dass zum Beispiel der Farbensinn vollkommen aufgehoben sein kann, während der Raumsinn und Lichtsinn noch relativ gut erhalten sind. Man hat wohl hierauf auf ein besonderes Farbsinnszentrum in der Hirnrinde schließen wollen, doch scheint das nicht gerechtfertigt, da sich bei genauer Prüfung auch die Sehschärfe und der Helligkeitssinn als nicht ganz intakt erweisen. Wir haben es also offenbar nicht mit einer ganz isolierten Störung des Farbensinns hierbei zu tun, sondern auch mit einer Herabsetzung der übrigen Sehqualitäten. Auch habe ich oben schon angeführt, dass aus theoretischen Gründen die Existenz eines solchen isolierten Farbsinnszentrums nicht gut denkbar ist.

Dass meistens bei der sog. Rindenblindheit infolge von Sehzentrumserkrankungen nicht nur die Rinde allein, sondern auch die darunterliegende Sehstrahlung befallen ist, entspricht unseren Erfahrungen und liegt auch schon in den Zirkulationsverhältnissen der betreffenden Gehirnpartien begründet.

In zweiter Linie stellt sich die Frage, ob wir auf dem Gebiete der Erkrankungen des menschlichen Gehirns Tatsachen zu verzeichnen haben, welche für isolierte Erkrankung der optische Erinnerung sprechen und somit einen Verlust unserer optischen Erinnerungsbilder ohne wesentliche Seh- und Gesichtsfeldstörungen bedingen können? Die Fälle kommen vor, wenn sie in reiner Form auch selten sind.

Man bezeichnet diesen Zustand wohl als Seelenblindheit und versteht darunter die Tatsache, dass der betreffende Kranke wohl ganz scharf sieht und keine Gesichtsfeldanomalien bietet, aber die Fähigkeit verloren hat, das Gesehene richtig zu deuten und zu verstehen und somit der Außenwelt fremd gegenübersteht bei sonst gut erhaltener Intelligenz. Es existieren einige sehr ausgezeichnete und zuverlässige derartige Beobachtungen in der Literatur (Charcot²⁹⁵ und andere), und

²⁹⁵ Jean-Martin Charcot, * Paris 29. 11. 1825, † Montsauche-les-Settons am Lac des Settons/Département Nièvre 16. 8. 1893, französischer Pathologe und Neurologe, zählte zu den bedeutendsten Ärzten in der

sie beweisen, dass eine Hirnerkrankung hauptsächlich nur in einem Verlust der optischen Erinnerungsbilder bestehen kann, wobei eine Beeinträchtigung des Hinterhauptlappens in der Nähe des Sehentrums anzunehmen ist, sei es durch direkte Erkrankung oder eventuell durch Fernwirkung. Viel häufiger beobachtet man die Seelenblindheit nicht isoliert, sondern in Verbindung mit anderen Störungen des Sehentrums respektive der Sehstrahlung (*Hemianopsie*), welche doppelseitig, aber auch einseitig Platz greifen können. Ein Beispiel aus eigener Erfahrung mag Ihnen diesen eigenartigen Zustand illustrieren.

Ein bis dahin gesunder 59jähriger Mann ist auf einer Wanderung begriffen. Plötzlich erblindet er unterwegs, so dass er ganz hilflos wird. Endlich wird er von jemandem angetroffen, der ihn zurückführt. Allmählich ist ein Teil seines Sehens wiedergekehrt, sodass er relativ gut Weg, Häuser, und Straßen und auch Personen unterscheiden kann. Er trifft, in Breslau angelangt, auf einen ihm sonst gut bekannten Schutzmann, aber er erkennt ihn nicht, erst nach der Sprache weiß er, mit wem er es zu tun hat. Ebenso sind ihm Straßen, Plätze, Häuser und so weiter ganz fremd. Er kann wohl seine Adresse angeben und wird nach Hause geführt, ist aber selbst absolut unfähig, sich zurechtzufinden und sich den Weg vorzustellen. Er hat seine optischen Erinnerungsbilder und sein optisches Vorstellungsvermögen verloren. Wir haben den Kranken noch längere Zeit in der Klinik beobachtet, und erst nach Wochen besserte sich der Zustand. Wurde der Patient nach der Untersuchung in sein Zimmer zurückgeführt, so erschien es ihm fremd, er erkannte es nicht wieder, ja nach Jahr und Tag findet er sich schwer an ihm von früher bekannten Orten zurecht, und sein optisches Vorstellungsvermögen ist immer noch ein relativ schlechtes. Abgesehen von einer Hemianopsie nach einer Seite lagen sonst Lähmungserscheinungen nicht vor.

Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, wie schwer gerade Menschen von derartigen Zuständen betroffen werden, deren ganzes Denken und psychisches Reproduzieren sich besonders in optischen Vorstellungen bewegten. Und gesellt sich nun gar noch einem solchen Verlust der optischen Erinnerungsbilder eine völlige Erblindung infolge von Erkrankung beider Hinterhauptlappen, wie das vorkommen kann, hinzu, so ist der Mensch vollkommen von seiner Sehsphäre und seinem optischen Vorstellungsvermögen abgeschnitten, wie etwa der Blindgeborene.

Der lediglich Rindenblinde bewahrt noch sein optisches Vorstellungsvermögen und seine Erinnerungsbilder und ist einem solchen Kranken gegenüber in gewisser Beziehung noch reichbegabt, wenn sie auch beide blind sind.

Nun jedenfalls berechtigen uns derartige Krankheitsbeobachtungen, auf ein besonders optisches Erinnerungsfeld und dessen Lokalisation außerhalb des Sehentrums in der Rinde des Hinterhauptlappens zu schließen und zweitens auch

verbindende Bahnen zwischen diesen Gehirnterritorien und dem Sehzentrum anzunehmen. Der Begriff der Seelenblindheit involviert noch die Tatsache, dass der Betreffende, wenn er auch die Dinge der Außenwelt nach dem Gesicht nicht erkennt, deren Bedeutung doch begreift und sie auch nennen kann, wenn sie in seinem Bewusstsein durch einen anderen Sinn (Tastsinn, Gehör und so weiter) zugänglich gemacht werden.

Kann ein Kranker, wie das in seltenen Fällen vorkommt (*Freund*), die Dinge der Außenwelt wohl erkennen und ihre Bedeutung begreifen, sie aber nach dem Gesicht nicht benennen, wohl aber, wenn er einen anderen Sinn, zum Beispiel den Tastsinn oder das Gehör, zu Hilfe nimmt, so nennen wir das eine *optische Aphasie*. Es handelt sich hierbei um eine Störung im Bereich der Assoziationsbahnen zwischen Sehzentrum und Sprachzentrum; die optischen Erinnerungsbilder sind dabei intakt. Die Ähnlichkeit mit der Seelenblindheit ist also nur eine scheinbare.

Es ist nun wunderbar, wie gleichsam die Seelenblindheit sich auf bestimmte Gruppen von optischen Erinnerungsbildern beschränken kann, zum Beispiel auf die Buchstabenbilder, und wie daraus die Unmöglichkeit des Lesens (*Alexie*) resultiert, während der betreffende Kranke andere Objekte ihrer Bedeutung nach erkennt und auch zu benennen vermag. Ich beobachtete zum Beispiel eine Kranke von siebenzig Jahren, welche einen leichten Schlaganfall erlitt und eine linksseitige Halbblindheit (*Hemianopsie*) davontrug. Die rechten Gesichtsfeldhälften waren intakt und die Sehschärfe gut. Mit dieser *attaque* war nun plötzlich bei ihr die absolute Unmöglichkeit zu lesen eingetreten: sie konnte weder Gedrucktes noch Geschriebenes lesen und verstehen, obwohl sie sonst über ein völlig intaktes Sprechen verfügte und auch andere Gegenstände erkannte und deren Bedeutung begriff. Auch konnte sie nach Diktat und auf Aufforderung schreiben. Forderte ich sie auf, ihren Namen auf die Tafel zu schreiben, so konnte sie das richtig ausführen, ebenso die Namen bestimmter Gegenstände, zum Beispiel Stuhl. Sollte sie aber nach einiger Zeit das wieder vorlesen, was sie selbst geschrieben hatte, so war sie dazu durchaus nicht imstande. Sie hatte also die optischen Erinnerungsbilder für die Buchstaben absolut nicht gegenwärtig und war deshalb unfähig zu lesen und das Geschriebene oder Gedruckte zu verstehen. Dieser Zustand kommt nicht ganz selten vor, meistens mit gleichzeitiger Halbblindheit. Es hat sich für diese Affektion des Nichtlesenkönnens eine ziemlich konstante Läsion einer bestimmten Hirnrindenpartie, des *Gyrus angularis* in der linken Hemisphäre ergeben. Gelegentlich ist es diesen Kranken noch möglich, die Schrift zu entziffern, wenn ihnen gestattet wird, die Buchstaben mit der Hand nachzuziehen und so gleichsam auf einem Umweg unter Benutzung einer anderen Nervenbahn, sich das Verständnis für die Schrift zu verschaffen. Seltsam ist auch, dass zuweilen die Lesestörung keine vollständige ist, sondern dass der Kranke wohl noch die einzelnen Buchstaben zu entziffern vermag, sie aber nicht zu einem Wort zusammenfassen kann. Ebenso kommt es in seltenen Fällen vor, dass Worte noch gelesen, aber die einzelnen Buchstaben nicht richtig differenziert werden. Ferner werden gelegentlich Zahlen noch gelesen, während Worte oder Buchstaben nicht

erkannt werden. Es ist dies nur dadurch erklärlich, dass bei bestimmten Individuen die optischen Erinnerungsbilder für die Zahlen fester haften als die Buchstaben. Ähnliches ist auch gelegentlich für das Notenlesen beobachtet worden.

In weiterer Linie kann die Unmöglichkeit, laut vorzulesen darauf beruhen, dass zwar der Sinn und die Worte des Gelesenen begriffen werden, aber die Möglichkeit für den Kranken nicht existiert, die Worte auszusprechen. Diese Form der Lesestörung gehört eigentlich schon zu den pathologischen Sprachstörungen, so ähnlich wie sie auch auf den ersten Blick der *Alexie* im vorhin besprochenen Sinne sind. Hier sind aber nicht nur die optischen Erinnerungsbilder für die Worte und Buchstaben verlorengegangen, sondern es liegt eine Unterbrechung der Assoziationsbahnen zwischen optischem Erinnerungsfeld und motorischem Sprachzentrum in der linken dritten Seitenwindung vor und dementsprechend auch eine Lokalisation des Krankheitsprozesses.

Gelegentlich kommt die Unmöglichkeit des Lesens als isolierte Störung auch sonst gesunder Menschen als angeborene Anomalie vor und beruht vielleicht auf einer angeborenen Beschaffenheit des Gehirns in der Gegend des *Gyrus angularis*. Geringe Grade einer solchen angeborenen Lesestörung scheinen nicht ganz selten zu sein.²⁹⁶ Die Hauptklagen eines meiner Patienten war die über erschwertes Lesen von Jugend auf trotz sorgfältigen Unterrichtes, sodass es ihm bei weitem weniger Mühe machte, einen Vortrag auswendig zu lernen und dann frei zu halten als denselben nach einem Manuskript laut vorzulesen. Die angeborene Störung musste hier offenbar in mangelhaften Assoziationsbahnen zwischen Sehzentrum, respektive optischem Erinnerungsfeld und Sprachzentrum liegen; wahrscheinlich war von den akustischen Erinnerungsbildern (den Wortklangbildern) aus der Weg zum Sprachzentrum besser zugänglich.

Auch beim Schreiben spielt das optische Erinnerungsbild der Schrift eine außerordentliche Rolle, und zwar sowohl beim Abschreiben als auch beim Schreiben nach Diktat und beim Spontanschreiben. Es müssen Störungen auf den Assoziationsbahnen vom Seh- und Hörzentrum nach dem Rindenzentrum für die rechte Hand vorliegen, mit der das Schreiben bewerkstelligt wird. Als eine rein optische *Agraphie* ist die Form der Schreibstörung zu bezeichnen, wo ein Kopieren nach dem Gesichtseindruck nicht möglich ist, wohl aber auf Diktat geschrieben werden kann. Hier ist die Bahn vom optischen Wahrnehmungszentrum respektive optischen Erinnerungsfeld zum motorischen Zentrum für die rechte Hand verlegt, während die vom Klangbildzentrum zu demselben gangbar ist. Beim Spontanschreiben kommt vielleicht weniger die Verbindung zum Sehzentrum und optischen Erinnerungsfeld zum motorischen Zentrum der rechten Hand als die vom Klangbildzentrum zu demselben in Betracht. Isolierte Fälle von *Agraphie* beim Menschen sind selten, aber doch sicher beobachtet und gelegentlich zur Autopsie gekommen. Es scheint sich auch hier in erster Linie um Hirnrindenveränderungen in der linken Hemisphäre, besonders des *Gyrus angularis*, zu handeln.

²⁹⁷ Der Hrsg.: Sog. Legasthenie.

Doch es mag genug sein der speziellen Daten, welche zeigen, wie weitgehend der Einfluss der Sehsphäre und ihrer Störungen sich für die Funktionen und Funktionsstörungen des Gehirns geltendmachen. Ziehen wir außerdem noch in Betracht, dass zwischen den Sehfunktionen und den anderen Sinnesempfindungen, besonders Gehör und Tastsinn, gleichfalls ausgedehnte assoziative Verbindungen bestehen, auf die ich hier nicht mehr eingehen kann, so leuchtet ein, welch ein mächtiger Faktor die Sehsphäre in dem ganzen psychischen Leben des Menschen darstellt. Und doch verfügen Menschen, denen von Geburt an der Gesichtssinn völlig versagt war, über ein reiches Seelenleben – ein Beweis dafür, wie vielseitig die geistigen Anlagen des Menschen sind.

Die bisher erörterten Beziehungen des Gesichtssinns zu den psychischen Vorgängen sind gewissermaßen noch die einfachen Assoziationsvorgänge, denen die komplizierten gleichsam übergeordnet sind, die in höherer geistiger Tätigkeit, logischer Schlussfolgerung, Zweckmäßigkeitserwägungen, ästhetischer Beurteilung und so weiter Ausdruck finden. Taucht zum Beispiel unerwartet vor unserem Auge in unmittelbarer Nähe ein Ding auf, das uns mit großer Gefahr bedroht, so werde ich es zunächst erkennen, etwa zur Seite springen, sofort zweckmäßige Erwägungen anstellen über die Vermeidung von Gefahr, mein Handeln danach einrichten, ein ausgesprochenes Gefühl des Schrecks oder eine sog. Gänsehaut empfinden und so weiter, kurzum der unerwartete Gesichtseindruck war imstande, eine heftige Aktion im Bereich meiner Motilität, meiner Sensibilität und meiner ganzen psychischen Sphäre hervorzurufen. Diese Tatsache setzt aber die weitgehendsten nervösen Verbindungen des Sehentrums mit den verschiedenen Hirnrindenpartien voraus. Es ist gewiss keine leere Hypothese, wenn für die höheren geistigen Leistungen des Menschen das Stirnhirn in erster Linie in Anspruch genommen wird. Dafür spricht die vorzugsweise Entwicklung dieses Organs beim Menschen den Tieren gegenüber, dafür spricht ferner das Tierexperiment bei operativer Entfernung des Stirnhirns und dafür spricht die menschliche Pathologie.

Hochverehrte Anwesende! Ich habe bei meinen Auseinandersetzungen versucht, an der Hand von Tatsachen Ihnen zu zeigen, wie weitgehend sich der Einfluss eines einzigen Sinnesorgans und seiner Funktion auf das ganze psychische Leben des Menschen geltendmacht. Und ich habe ferner versucht, Ihnen darzutun, was stille, ernste naturwissenschaftliche Forschung vieler in den letzten fünfzig Jahren auf dem Gebiete des Gesichtssinnes und der zerebralen Sehfunktionen geschaffen hat. Es soll uns wahrlich fernliegen, in dem Gedanken stillzustehen, dass wir es so herrlich weit gebracht; aber verdenken darf es niemand, wenn ein solcher Rückblick auf die letzten fünf Dezennien uns mit freudiger Genugtuung erfüllt und uns Mut gibt zu neuer, unentwegter Arbeit.

Ansprache an die Studierenden bei der Im(m)atriculation am 22. Oct(ober) 08.²⁹⁸

Uhthoff, z(ur) Z(eit) Rektor der Universität Breslau

Verehrte Com(m)ilitonen.

In dem Leben des Studenten bedeutet der Tag der Immatrikulation ein bedeutsames Ereignis und besonders dann, wenn er zum ersten Mal nach herber, anstrengender Schulzeit^a in die Universität aufgenommen wird. Der streng geregelten und bevorzugen Arbeit folgt nun eine Zeit der freien und selbständigen Thätigkeit, welche aber deshalb nicht weniger intensiv und angestrengt sein darf als die Arbeit der verflossenen Jahre. Aber es arbeitet sich leichter und freudiger, wenn die Selbstbestimmung des Studierenden in ihre Rechte tritt. Der Beginn des Studiums bedeutet tatsächlich^b eine Befreiung von mancher^c Irrung und mancher Hürde, die mit der Schulthätigkeit unlöslich und notwendiger Weise verbunden sind. Aber, meine Herren u(nd) auch meine Damen, nutzen Sie die Freiheit im besten Sinne des Wortes. Sie haben selbst durch die Wahl des Studiums dasjenige Gebiet der Thätigkeit auserkoren, welches Ihnen das Liebste ist und das am meisten Ihren Neigungen entspricht.

Es ist ein schönes Vorrecht des deutschen Studenten, seine eigene Bahnen wandeln^d und frei von allem Zwang seinen Studien nachgehen zu dürfen; freilich stehen am Schluß eines jeden Studiums die Examina, in denen Sie ^eschließlich^e Rechenschaft über Ihre Studienarbeit zu geben haben und es ist gut, sich von vornherein das klar vor Augen zu halten.

Wer will es Ihnen verdenken, wenn Sie jetzt in den schönsten Jahren des Lebens und in Ihrer Jugendkraft /S. 2/ einen Anspruch auf den Genuß des Lebens erheben. Niemand von uns, Ihren Lehrern, mißgönnt Ihnen Ihre Freiheit und Ihr ungebundenes Leben. Im Gegenteil, wir empfinden^f mit Ihnen von ganzem Herzen das Schöne des deutschen Studentenlebens, auch wir waren jung und steuerten mit vollen Segeln der Zukunft entgegen.

Aber die Jahre des Strebens und der Arbeit haben bei uns manche Erfahrungen gezeitigt, die Ihnen noch fremd sind, und gerade in diesem Augenblick Ihrer Aufnahme in die Universität, ist es am Platz, auch auf das hinzuweisen, wovor Sie sich zu hüten haben.

Ihre größten Güter, mit denen (Sie) zu rechnen haben, um Ihr ^gSchiff auf dem Ocean des Lebens glücklich zu lenken, sind die Zeit, die Kraft und die Gesundheit in körperlicher und moralischer Hinsicht, und manch einer ist gescheitert, der diese seine Güter nicht zu wahren wußte.

²⁹⁸ Herrn Prof. Dr. Thomas Schilp, Ruhr-Universität Bochum, Lehrstuhl für die Geschichte des Frühmittelalters, Universitätsstraße 150, Gebäude GA 4/39, 44801 Bochum, sei für die minutiöse Transkription des im Original vorliegenden handschriftlichen Textes gedankt.

Es ist ^hdie erste^h Pflicht, die Ihnen Ihre Selbstbestimmung auferlegt, daß Sie die Jahre nicht ungenutzt vorübergehen lassen, und vergessen Sie nicht, daß jedes Studium sich systematisch aufbaut und daß da, wo das Fundament in der ersten Zeit schlecht gelegt wurde, der ganze Bau ein fehlerhafter werden muß und oft rettungslos dem Untergang verfallen ist. Es gilt das in erster Linie von dem naturwissenschaftlichen und medicinischen Studium, kein theoretisches Nachlernen /S.3/ kann Ihnen je das ersetzen, was Sie im Unterricht an Anschauung und praktischer Erfahrung versäumt haben. Und so ist es auf allen Gebieten, da wo die Grundlage fehlt, wird sich nie ein gediegenes Wissen und Können entwickeln.

Und wie falsch ist die Anschauung, als ob ⁱangestrengteⁱ Arbeit und frohes Gnießen nicht neben einander hergehen können. Der gesunde und gesund denkende Mensch ^jkann^j vom Genuß nur wenige Freude haben, wenn nicht gethane Arbeit den Hintergrund seines Daseins bildet. Traurige Existenzen, die nur die Zeit todtschlagen.

Und dann, meine Herren, hüten Sie Ihre Gesundheit; ein gesunder Geist wohnt nur in einem gesunden Körper. Wir alle begrüßen es mit Freude, wie unwiderleglich sich die Überzeugung in der studierenden Jugend immer mehr die Bahn bricht, daß neben dem Studium die Ausbildung des Körpers durch Sport u(nd) Turnen ein unbedingtes Erforderniß ist. Man mag sagen, was man will, das Bücherstudium allein macht eine Nation nicht stark und unüberwindlich, dazu gehört auch das Bewußtsein der körperlichen Kraft und Geschicklichkeit. Es ist wohl lehrreich in dieser Hinsicht, mit offenem Blick hinein zu sehen in das Jugendleben anderer Nationen und gerade der angestrengt geistig Arbeitende braucht das Aequivalent der körperlichen Übung in allererster Linie. Nichts trauriger als der entstellte, siehe Körper der verbu(m)melten und demoralisierten Bierstudenten, wie er heutzutage glücklicher Weise nur noch selten angetroffen wird u(nd) den jeder gesunde u^k(nd) körperlich Gewandte einfach über den Haufen rennt.

Es hieße die Augen absichtlich verschließen, wollten wir /S.4/ leugnen, daß hier noch Manches besser werden muß im deutschen Studentenleben, und wenn in dieser Hinsicht ein Mediciner zu Ihnen spricht, der oft genug im Leben Zeuge gewesen ^list^l, Welch ein Schatz an Kraft und Gesundheit dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke zum Opfer fiel, so können Sie ihm das aufs Wort glauben. Es lohnt sich schon in dieser Hinsicht, sich mit den Daten der Abstinenzbewegung etwas genauer zu beschäftigen; sie reden eine deutliche Sprache. Einfach Alles kann in Folge des übermäßigen Alkoholgenusses an körperlicher ^m u(nd) geistiger Gesundheit zu Grunde gehen (Herz u(nd) Nieren, Magen u(nd) Leber, Gehirn ⁿ, Intelligenz u(nd) Moral).

Fassen Sie diese meine Mahnung, m(eine) H(erren), nicht auf als ein Mißtrauensvotum Ihnen gegenüber; ^o aber ich muß Sie auf diese Gefahr an dieser Stelle verweisen u(nd) vielleicht haben Sie in Ihrem Leben doch einmal Gelegenheit, einem unglücklichen Comilitonen in dieser Hinsicht zu rathen u(nd) zu helf^pen und ihn vor

dem Schlimmsten zu bewahren. Es ist dies wahrlich keine leichte Aufgabe, aber sie ist lösbar und erfordert vor allem das gute Beispiel.

Ich verweise Sie ferner noch, m(eine) H(erren), auf einen Mahnruf diskreten Inhalts, der Ihnen in einem verschlossenen Couvert überreicht worden ist und der sich auf die Hygiene des Geschlechtslebens bezieht. Lesen Sie ihn aufmerksam durch und beherzigen Sie seinen Inhalt. Wenn Sie einen Einblick hätten, was in dieser Hinsicht an Gesundheit und Kraft, an moralischem u(nd) geistigem Gut von dem jugendlichen und z(um) T(eil) ahnungslosem Studenten geopfert / S. 5/ und zu Grunde gerichtet wird, Sie würden schaudern. Der Procentsatz der geschlechtlichen Erkrankungen unter den studierenden jungen Männern ist besonders in den großen Städten ein erschreckend hoher, und wie oft zieht hier eigen(e)s Unglück Andere mit ins Verderben. Wie schwer^o werden oft^q das eigne und fremdes Lebensglück durch derartige Erkrankungen^r getroffen, und damit nicht ^sgenug^s, wie oft hat auch die komme(n)de Generation für die Verfehlungen der vergangenen zu büßen. Und wenn Sie das Unglück betroffen, wenden Sie sich ^tungesäumt^t an zuverlässige u(nd) sachverständige Ärzte, die Ihnen ja gerade in der Academischen Krankenkasse in erster Linie zur Verfügung stehen. Manch einer wähnt sich gesund und weiß nicht, daß er den verderblichen Keim der Krankheit zu seinem und andrer Unglück ^unoch^u in sich trägt.

Wir setzen das volle Vertrauen in Sie, m(eine) H(erren) u(nd) ^vauch m(eine) Damen^v, daß Sie Zucht und Ordnung entsprechend den akademischen Satzungen, auf die Sie sich verpflichtet haben, zu wahren wissen werden, und daß der Geist treuer Freundschaft Sie Alle zusammenhalten wird.

Und so wünsche ich Ihnen denn in unser aller Namen ein erfolgreiches, glückliches Semester und reichen Segen Ihrer Arbeit. /S. 6/

Noch Eins! Es ist heute das erste Mal, daß an der hiesigen, sowie überhaupt den Preussischen Universitäten, die Damen rite im(m)atrikuliert werden, ein bedeutungsvoller Tag und ein schöner Erfolg in dem Streben der Frauenbewegung. Sei(e)n Sie versichert, meine Damen, daß wir uns herzlich mit Ihnen über diese Errungenschaft freuen. Sie sind nun in den Sattel gesetzt, zeigen Sie, daß Sie Ihr Schicksal zu lenken verstehen; weitere Erfolge werden die notwendige Consequenz ^wsein^w. Es liegt uns Männern wahrlich fern, dem weiblichen Geschlecht nicht vollauf Gerechtigkeit und Anerkennung auch im akademischen Leben wiederfahren zu lassen; aber vergessen Sie nicht, daß die Natur Ihnen im Leben einen anderen Platz angewiesen hat als den Männern, und vergessen Sie nicht, daß die schönste Zierde der Frau immer ihr echt weibliches Verhalten bleiben wird; es ist auch ^xdas^x, was ihr die Hochachtung des Mannes, und trete sie ^ysonst^y noch so ^zsehr in ^{aa}den^{aa} Konkurrenz^{bb}kampf^{bb} mit ihm, immer in erster Linie bewahren wird. Werden Sie und bleiben Sie studierende Frauen im besten Sinne des Wortes und nicht weibliche Studenten, die etwas darin suchen, sich der ^{cc}wahren^{cc} Frauenhaftigkeit möglichst zu entäußern^{dd}. /S. 7/ Sie geben damit Ihre besten Waffen aus den Händen.

Auch Ihnen, meine Damen, die besten Wünsche Ihrer Lehrer zum beginnenden Semester; möge es Ihnen Erfolg u(nd) Befriedigung bringen; ich heiße Sie gleichfalls in unserer altherwürdigen Universität herzlich willkommen.

^a Folgt mit Verweiszeichen über der Zeile: arbeit. – ^b Folgt gestrichener verschriebener Buchstabe. – ^c Vorlage irrtümlich: manchem. – ^d Folgt gestrichen: zu dürfen. – ^{e-c} Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^f Folgt gestrichen: den. – ^g Folgt gestrichen: St. – ^{h-h} Mit Verweiszeichen über gestrichen: Ihre. – ⁱ⁻ⁱ Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^{j-j} Mit Verweiszeichen bergestrichen: wird. – ^k Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^{l-l} Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^m Folgt gestrichen: Ge. – ⁿ Gestrichen: u(nd). – ^o Folgt gestrichen: so (?). – ^p Folgt gestrichen: f. – ^o Folgt gestrichen: muß. – ^q Folgt gestrichen: durch. – ^r en mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^{s-s} Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^{t-t} Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^{u-u} Wohl, vor der Zeile, nachgetragen. – ^{v-v} Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^{w-w} Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^{x-x} Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^{y-y} Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^z Folgt gestrichen: sonst. – ^{aa-aa} Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^{bb-bb} Mit Verweiszeichen über der Zeile nachgetragen. – ^{cc-cc} bergestrichen: guten. – ^{dd} Folgt gestrichen, nur zum Teil leserlich und mit Nachträgen über der Zeile: und an Burschikositt u(nd) es ihren männlichen Comilitonen gleich zu thun, ja sie vielleicht noch zu übertrumpfen.



Abb.92: Deckblatt der Festschrift „Bericht über die Jahrhundertfeier der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Ferdinand Hirt, Breslau 1912

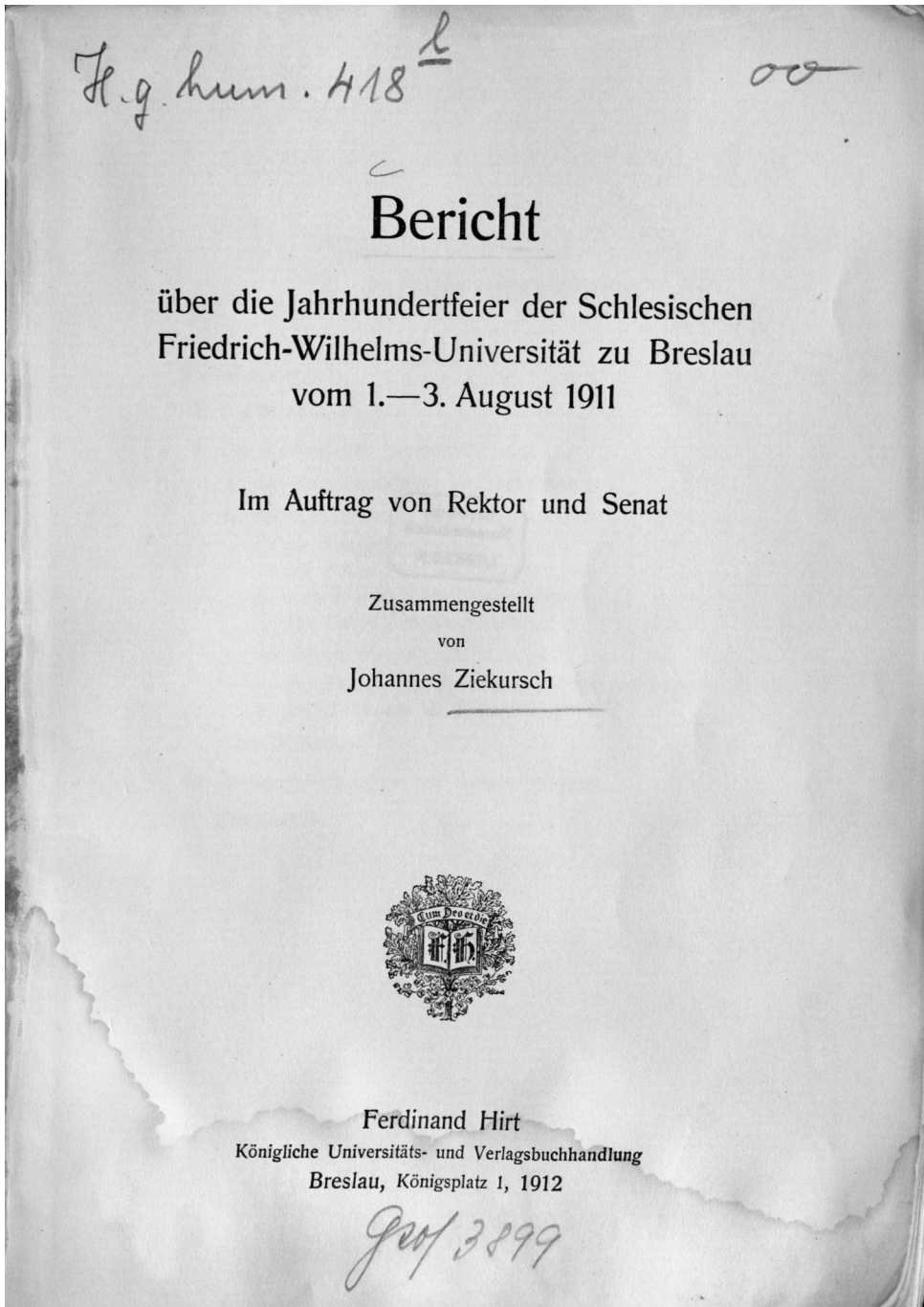


Abb.93: Innerer Titel von: Ziekursch, Johannes: Bericht über die Jahrhundertfeier der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Breslau. F. Hirt 1912.
Dankenswerterweise zur Verfügung gestellt von der BSB München, Signatur H.g.hum.418 l

Das Festmahl nahm seinen Fortgang. Der nächste Redner war Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Uhthoff, der sein Glas den Gästen des Universitätsjubiläums widmete. Seine Ansprache hatte folgenden Wortlaut:

„Königliche Hoheit, Hoheit, Exzellenz,
Hochverehrte Festversammlung!

In den rauschenden Akkorden der hundertjährigen Jubelfeier unserer Universität gilt zunächst ein stiller Gruß allen denen, die unsere Universität gegründet und die durch unendliche Arbeit ihren Ruhm gefestigt haben, die aber nicht mehr unter den Lebenden weilen, von unserem verewigten erhabenen Herrscher, Sr. Majestät König Friedrich Wilhelm III, dessen Bildnis unsere Rektorkette als Ehrenschild führt, von Stein, Hardenberg, Steffens, Raumer, Passow und von der Reihe ausgezeichneter Männer an, die vor langer Zeit die unseren waren, bis zu unseren jüngst verstorbenen trefflichen Kollegen. Lassen Sie uns in dieser festlichen Stunde für ihre Manen in erster Linie den Kranz der trauernden und doch so stolzen und dankbaren Erinnerung niederlegen. Ich kann sie hier nicht alle nennen, die Reihe der glänzenden Namen, welche im Laufe der hundert Jahre kamen und gingen. Aber ihre Verdienste sind niedergelegt und gewürdigt in der gediegenen Festschrift unseres allverehrten Kollegen Georg Kaufmann, dessen historischem Können und Wissen es gelungen ist, ein lebendiges, packendes und lebenswahres Bild zu entrollen von dem Werdegange unserer Alma mater Vratislaviensis mit all seinen Triumphen und Nöten, mit seinem Fluten und Zurückgeben hoher patriotischer Begeisterung und freier Entwicklung im Wechsel mit schweren inneren Erschütterungen und heftigen Fehden. Aber eins ist immer der Leitstern unserer Universität geblieben, das ist die Königstreue, die Liebe zum Vaterland und zur freien wissenschaftlichen Forschung in unentwegter Überzeugungstreue.

Doch nun zurück in die Gegenwart in voller Würdigung der Bedeutung dieser feierlichen Stunde. Die Universität grüßt zunächst ehrerbietigst die anwesenden Mitglieder unseres Kaiserlichen und Königlichen Hauses, die uns die Ehre ihrer Gegenwart erweisen. Wir sehen in ihrem Erscheinen die Gewähr eines nimmer ruhenden und rastenden Interesses unseres Herrscherhauses für unsere Universitäten und speziell auch unsere Breslauer Universität, die ja eins der anwesenden Mitglieder zu den ihrigen zählen darf.

Mit Genugtuung und Zuversicht erfüllt uns ferner die Anwesenheit der maßgebenden Vertreter der Hohen Ministerien, deren

Fürsorge in erster Linie die Geschicke unserer Alma mater anvertraut sind, und von denen wir die Überzeugung haben, daß sie tun werden, was in ihrer Macht steht, um die Universität Breslau auf der Grenzwatch im Osten unseres Vaterlandes zu schirmen, zu fördern und zu schützen. Unsere Universität hat in den hundert Jahren ihres Bestehens nie versagt; sie hat Deutschtum, Humanität, Wissenschaft und Forschung stets hochgehalten und sich als Kulturträgerin im besten Sinne des Wortes bewährt. Wir dürfen das mit stolzer Genugtuung hier öffentlich aussprechen, und heldenhafte Söhne der Universität haben das in den großen Kämpfen unseres Vaterlandes mit ihrem Blut besiegelt. Unser Dank gilt auch unseren früheren und unseren jetzigen ausgezeichneten Kuratoren der Universität, Männern, die nie ermüdend und in aufopfernder Weise uns zur Seite standen.

Besonders dankbar und freudigen Herzens grüßen wir die Vertreter so vieler deutscher und fremder Universitäten, Akademien, wissenschaftlicher Gesellschaften, Technischer Hochschulen und höherer Lehranstalten, die zum Teil aus weiter Ferne und mit großen persönlichen Opfern herbeigeeilt sind, um das hundertjährige Geburtsfest der Universität mit uns zu begehen. Ihre Gegenwart legt Zeugnis dafür ab, daß die Wissenschaft keine nationalen Grenzen kennt, sie ist das gemeinsame Band, das alle Nationen umschlingt und vereint. Wohl uns, daß hier die nationalen Grenzpfähle fallen, und daß alle sich eins fühlen, die an dieselben wissenschaftlichen Probleme ihre Kräfte setzen und messen. Möge es immer so bleiben; derjenige, der Wissenschaft und Forschung in den engen nationalen Rahmen zwängen will, treibt keine wahre Wissenschaft.

Die Universität verleiht an diesem ihren Ehrentage verehrten Männern in Anerkennung ihrer wissenschaftlichen und sonstigen Verdienste ihre höchsten akademischen Ehren, ganz gleich, welcher Nation sie angehören. Ich grüße unsere zu ernennenden Ehrendoktoren, zwar kann ich es heute nur anonym — ihre Zahl ist groß — aber ich muß hinzufügen, daß doch nicht alle hier Anwesenden zu Ehrendoktoren ernannt sind.

Seit langen Jahren hat die Universität an ihrem traditionellen Repräsentationsabend, dem Rektorenessen, es sich nicht nehmen lassen, den Vertretern der staatlichen, städtischen, militärischen und provinziellen Behörden und sonstigen Wohltätern und Freunden der Universität in aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit freundschaftlich die Hand zu reichen. Sie tut es heute in ganz besonderem

Maße und ist sich in dankbarer Anerkennung voll bewußt, was von allen Seiten für unsere Universität, speziell auch zu diesem Jubiläum, gewährt und geleistet worden ist. Wie oft haben sich im freundschaftlichen Geplänkel die Waffen der Rede gekreuzt, und wie oft hat gerade die Stadt diese scherzhaften Anspielungen über sich ergehen lassen müssen, bis sich ihr ausgezeichnetes Oberhaupt die Sache einfach verbat. Es ist nie wieder vorgekommen und war ja niemals ernst gemeint. Ich habe es früher einmal aktenmäßig nachweisen können, daß die Stadt der Universität schenkte, was einem anderen gehörte, so weit ging ihr Wohlwollen. Aber was sie jetzt von ihrem Besitz der Universität zum hundertjährigen Jubiläum überwiesen hat, das verdient wahrlich ein Königliches Geschenk genannt zu werden, und dafür ist sie unseres tiefempfundenen Dankes sicher. Herzlichen Gruß den Herren von der Bauverwaltung und Dank auch unseren ausgezeichneten Künstlern, die unsere Universität geschmückt und sinnbildlich dargestellt haben.

Es ist nur ein Tribut der historischen Gerechtigkeit, daß wir in dieser Stunde auch der ehrwürdigen Stadt Frankfurt am Gestade der Oder gedenken, die uns ihre Universität abtrat und mit der Leopoldina in Breslau vereinigte. Über dreihundert Jahre hatte sie die Universität in ihren Mauern gehegt und gepflegt, sie hatte sich viele „Nahrung“ und eine vielfach „ansehnliche“ Verheiratung der Bürgertöchter mit den Musensöhnen von der Universität versprochen. Jedenfalls war der Schmerz der Trennung so tief und ergreifend, daß die Abschiedsfeier einem erhabenen, feierlichen Begräbnis glich, als stud. Kriele II dem Abschiedsschmerz in ergreifenden Worten Ausdruck gab. Wir hatten am heutigen Tage gerade dem Vertreter der Stadt Frankfurt einen ganz besonderen Ehrenplatz zugedacht, aber er ist nicht erschienen. Vielleicht zürnt uns die ehrwürdige Stadt heute noch, aber Breslau ist es doch schließlich nicht gewesen, welches die Aufhebung der Universität im eigentlichen Sinne herbeiführte. Das haben doch die Berliner durch die Gründung ihrer Universität bewirkt. Die Leopoldina in Breslau hat wahrlich der übergesiedelten Universität Frankfurt ein Obdach gewährt vor hundert Jahren in ihren schönen stolzen Gebäuden, das wir heute noch bewundern.

Und nun, meine Herren, aus vollem Herzen unseren Willkommgruß den früheren Mitgliedern des Lehrkörpers und den früheren Studierenden unserer Universität, die herbeigeeilt sind, diese festliche Stunde mit uns zu begehen. Dankbarkeit und Freundschaft sind die mächtigen Bande, die uns vereinen. Besonders gedenken wir des ältesten und der älteren Semester, die schon vor

fünfzig Jahren an dem Jubelfeste der Universität teilnahmen. Es hat unserem jetzigen ausgezeichneten Rektor der Universität wohl sehr leid getan, nicht ihnen allen Platz schaffen zu können zum ersten Festakt in der Aula, aber ein Teil von ihnen war eben noch zu jung.

Der letzte Gruß der Universität gilt Ihnen, unseren jungen Kommilitonen, die wir die Freude haben, als Vertreter der Studentenschaft als unsere Gäste hier unter uns zu sehen. Glückauf für Ihre Zukunft! Und vergessen Sie nicht, was Sie der ruhmvollen Vergangenheit unserer Universität in schweren Zeiten schuldig sind. Wir hegen das felsenfeste Vertrauen zu Ihnen, daß Sie, würdig Ihrer Vorfahren, einmütig eintreten werden, wo das Vaterland Ihre Dienste fordert.

Und nun bitte ich die Mitglieder unserer Alma mater Vratislaviensis sich mit mir zu vereinen in den begeisterten Ruf:

Unsere Gäste, sie leben hoch!“

*

1.8 Eröffnungsansprache des Präsidenten²⁹⁹ aus Anlass der Tagung der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft (DOG), in Heidelberg, im Juli 1925

Hochverehrte Anwesende!

Im Namen des Vorstandes habe ich die Ehre, Sie bei Beginn unserer diesjährigen Tagung zu begrüßen und herzlichst zur gemeinsamen Arbeit willkommen zu heißen. Es ist erst ein Jahr her, dass wir hier in Heidelberg zusammenkamen, aber Sie wissen, dass in Zukunft nur alle 2 Jahre im Wechsel mit der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte die Tagung der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft abgehalten werden wird, um auch der ophthalmologischen Sektion der Deutschen Naturforscher und Ärzteversammlung mehr Geltung zu verschaffen und ihr einen größeren Spielraum zu gewähren. So sehr man es begrüßen kann, dass überall die lokalen augenärztlichen Vereinigungen sich lebhaft den wissenschaftlichen Bestrebungen widmen, so muss doch ein zusammenfassendes Forum der gesamten Deutschen Augenärzte mit allen Kräften aufrechterhalten werden, sei es nun im Rahmen der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft oder der Sektion für Augenheilkunde bei der allgemeinen Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte. Der Name „Deutsche ophthalmologische Gesellschaft“ bedeutet entsprechend der alten Überlieferung nicht etwa den Ausschluss der anderen Nationen, im Gegenteil, wir haben stets objektiv und rückhaltlos jede Leistung anderer befreundeter und auch nicht befreundeter Länder anerkannt und in diesem Bewusstsein nie eine eng begrenzte nationale Wissenschaft betrieben. Eine solche gibt es nicht oder sollte es wenigstens nicht geben. Es ist aber nicht zu verkennen, dass in dieser Hinsicht gegen die Deutsche Wissenschaft und Forschung immer noch Boykott und Isolierungsbestrebungen im Gange sind, sie richten sich selbst, und wir werden unbeirrt unseren als richtig erkannten Weg auch ferner gehen, freundliche und gerechte Sympathien mit Dank anerkennen und chauvinistische beschränkte Bestrebungen entsprechend beurteilen und bestimmt ablehnen. Deutschland hat sich heldenhaft durch schwere Jahre hindurch des Ansturms feindlicher Kräfte erwehrt, dass es auch auf wissenschaftlichem Gebiete jeden ungerechten und tendenziösen Anwurf mit Ruhe und Festigkeit zurückweisen kann.

Umso größer ist unsere Freude, in diesem Jahr wieder eine Anzahl ausländischer Kollegen bei unserer Tagung bewillkommen zu können, speziell auch aus Amerika. Wir begrüßen sie herzlich und dankbar auf heimischem Boden und sehen darin den Beweis, dass sie sich nicht durch gehässige und falsche Propaganda haben beeinflussen lassen, sondern der Wahrheit die Ehre geben. Der Krieg hat so manche alte Freundschaften gelockert, aber ich denke, unsere hehre Aufgabe der Wissen-

²⁹⁹ Wilhelm Uhthoff, Präsident der DOG 1918-1925.

schaft und gerechte gegenseitige Anerkennung sollen uns wieder mehr zu gemeinsamer und fruchtbarer Arbeit zusammenführen, ohne Groll und ohne Vorurteil. Das ist meine feste Zuversicht. Das letzte Jahr hat unserer Gesellschaft manch teures Mitglied entrissen, und ich gedenke besonders in dieser Stunde des Dahinscheidens unseres ältesten hochverehrten Mitgliedes Geh. Med.-Rat Prof. Dr. *Julius Hirschberg*³⁰⁰.



Abb.94: *Julius Hirschberg. Aus: Wikipedia.*
Aufgerufen am 6.9.2018, 12:30 Uhr

Er war noch der letzte der alten von *Graefeschen* Assistenten, dem er in großer Verehrung sein ganzes Leben hindurch dankbar und bewundernd ergeben war, und dessen Vorlesungen er uns noch in letzter Zeit überliefert hat. Ich habe *Hirschberg* noch in seinen jungen Jahren gleichsam in seiner Sturm- und Drangperiode gekannt, er war ein vielseitiger, hochbegabter Forscher, ein scharfer Kritiker und nicht immer bequemer Gegner, aber im späteren Alter wurde er mehr und mehr der weise, gütige, patriarchalische Berater, der uns den reichen Schatz seines Wissens den Jüngeren gern spendete und dafür ihrer tiefen Dankbarkeit teilhaftig wurde. *Hirschberg* war ein außergewöhnlicher Gelehrter, Führer und Förderer auf dem Gebiete der Augenheilkunde. Seine umfassende allgemeine Bildung und seine bewundernswerten Sprachkenntnisse sowie seine Reisen in aller Herren Länder befähigten ihn zu Leistungen, die über das Gebiet unseres Spezialfaches weit hinausreichen. Die ganze Welt hat von ihm gelernt, und allen Nationen hat er die Geschichte der Augenheilkunde geschrieben neben seinen sonstigen großen Verdiensten um die wissenschaftliche und praktische Förderung der Augenheilkunde.

³⁰⁰ Julius Hirschberg, * Potsdam 18.9.1843, † Berlin 17.2.1925, Augenarzt, Hochschullehrer, Medizinhistoriker. Nach Hirschberg ist der HIRSCHBERG-Test benannt, ein Verfahren zur Identifikation des manifesten Schielens, die deutschsprachige Vereinigung zur Geschichte der Augenheilkunde trägt seinen Namen.

Mit Wehmut gedenken wir auch des in der jüngsten Zeit erfolgten Dahinscheidens unsers verehrten Kollegen Geh. Med.- Rat Prof. Dr. *Adolf Vossius*³⁰¹ in Gießen. Er war ein ausgezeichneter Ophthalmologe und Forscher.

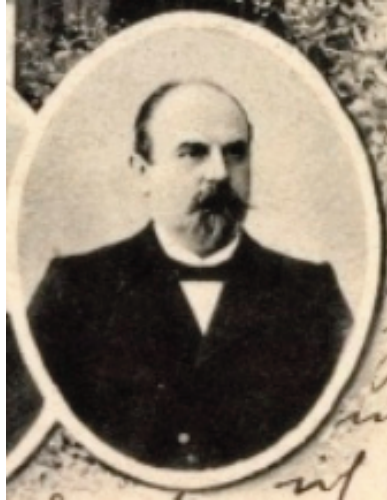


Abb.95: *Karl Gottlieb Adolf Vossius.*
Aus: akpool. Aufgerufen am
6.9.2018 13:00 Uhr

Sein Denkmal steht in Gießen in Gestalt der schönen Universitäts-Augenklinik, die er mit beharrlicher Ausdauer geschaffen und die der Nachwelt allein schon den Namen *Vossius* bewahren wird. Auch anatomisch vortrefflich durchgebildet hat er seine Arbeiten und auch neue Krankheitsbilder geschaffen.

Trauernd gedenken wir auch der übrigen heimgegangenen Kollegen, zu deren Ehrung ich bitte, sich von Ihren Sitzen zu erheben.

Unser Programm ist groß und daher bitte ich die Herren Vortragenden, sich im Interesse der Sache kurzzufassen und die vorgeschriebene Zeit, cirka 15 Minuten, innezuhalten. Und somit eröffne ich die Sitzung.

³⁰¹ Adolf Vossius, * Zempelburg/Sępólno Krajeńskie/Polen 10.2.1853, † Gießen 28.6.1925, Vossius beschrieb den „VOSSIUS-Ring“ auf der Linsenvorderfläche (nach stumpfem Trauma). Sein „Lehrbuch der Augenheilkunde“ erschien in der 4. Auflage bis 1908.

2 Texte von Schülern, Zeitgenossen und Familie

**2.1 Rede zur Abschiedsfeier in der Breslauer
Universitäts-Augenklinik,
gehalten am 25. März 1923 von Theodor Axenfeld.³⁰²**

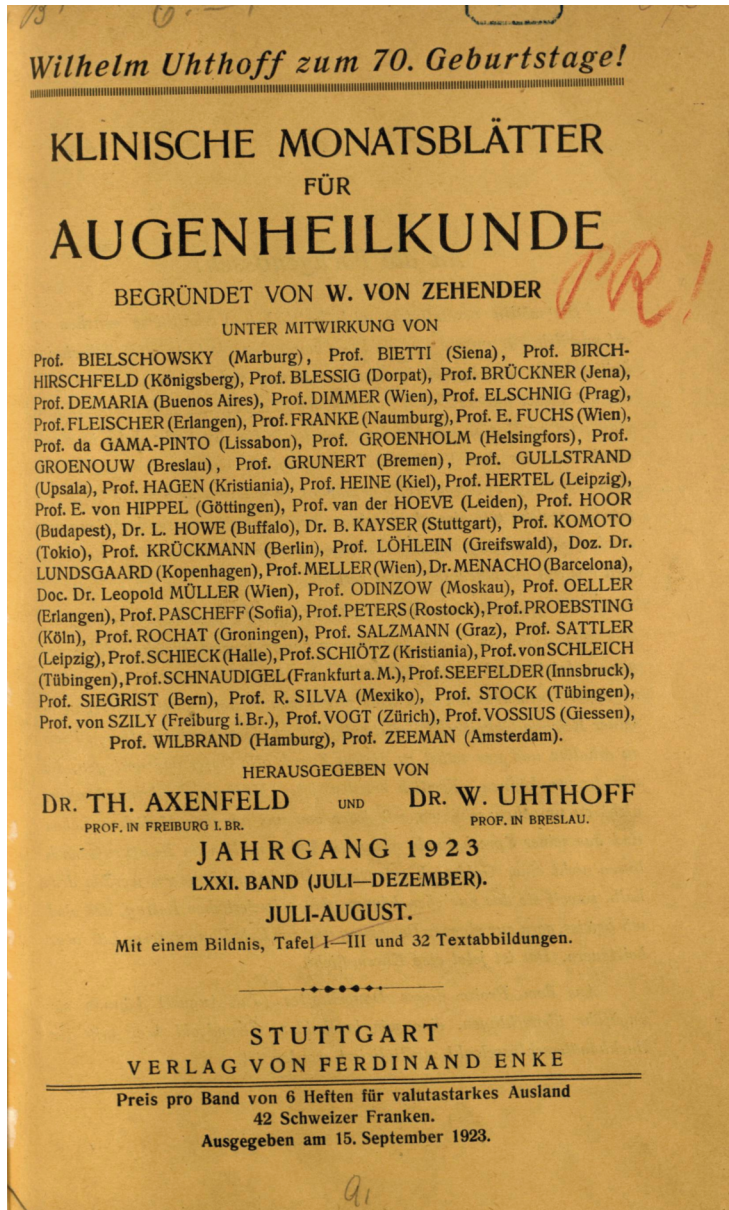


Abb.96: *Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde. 71(1923)*

³⁰² Publiziert in der „Uthhoff-Nummer“: Klin Mbl Augenheilk 71:1-10 (1923) aus Anlass des 70. Geburtstages von Wilhelm Uthhoff am 31.7.1923.

Wilhelm Uhthoff, 1853–1923.

*Rede zur Abschiedsfeier in der Breslauer Universitäts-Augenklinik,
gehalten am 25. März 1923
von Prof. Dr. Th. Axenfeld.*

Abb.97: Scan des Originaltitels

Hochverehrter Meister! Liebe Kollegen!

Die Dankbarkeit führt uns alle hierher zu dieser schlichten Feier, von fern und nah. Viel größer ist die Zahl derer, die durch die Ungunst der Zeit verhindert sind, persönlich zu erscheinen. Sie alle weilen in Gedanken mit uns an dieser Stätte, wo unser Meister die letzten 27 Jahre seines akademischen Amtes verbrachte, das er nun in andere Hände weitergibt.

Die Aufgaben, denen der berufene Vertreter eines klinischen Faches an einer Universität zu dienen hat, sind mannigfaltig, jede von ihnen für sich eine Aufgabe, welche einen Menschen ganz beschäftigen kann: Der akademische Unterricht in Verbindung mit der Leitung der Klinik; die ärztliche Tätigkeit; die wissenschaftliche Arbeit des Forschers – alle drei nah und unlöslich miteinander verbunden und eine der anderen dienend und jede für die andere ein Hemmnis, wenn sie einen zu breiten Raum einnimmt. Dem deutschen Professor ist, im Unterschied von manchen anderen Ländern, die schwierige Pflicht auferlegt, eine harmonische Verbindung zwischen diesen Gebieten herzustellen und aufrechtzuerhalten. Die persönliche Gleichung, mit der er diese Aufgabe löst, wird bei jedem eigenartig ausfallen nach Veranlagung, Ausbildung und den Anforderungen von Zeit und Ort. Eine schematische Lösung gibt es dafür nicht, und in wechselnder Art kann eine Zeitlang die eine oder andere Pflicht in den Vordergrund treten. Eines aber muss für den Inhaber des verantwortungsvollen und unvergleichlich schönen akademischen Lehramtes niemals zweifelhaft sein: Die Lehrtätigkeit an Studierenden und Ärzten darf niemals leiden unter der ärztlichen Tätigkeit und unter den wissenschaftlichen Neigungen. Bei *Uhthoff* hat diese Gefahr nie bestanden, noch weniger je sich auswirken können, obwohl er ein ausgezeichneter, von weit und nah gesuchter Arzt ist und obwohl er wie wenige der Forschung sich widmete. Denn das können wir alle nach eigener beglückender Erfahrung an die Spitze dessen stellen, was wir ihm heute zu sagen haben: Er ist ein Lehrer von Gottes Gnaden und von ganzem Herzen gewesen, mit voller, nie ermüdender Begeisterung und Hingabe, sowohl an den vollen Kreis der Zuhörer, als auch in größter Geduld dem einzelnen gegenüber, dem die Aufgabe schwererfiel.

Diese Lehrgabe und diese Lehrbegeisterung sind bei *Uthhoff* wurzelecht und ganz von selbst, von innen heraus gewachsen. Man kann nicht sagen, dass der ophthalmologische Unterricht, den er selbst als Student in Rostock und Berlin genoss, ihm nach dieser Richtung anfeuernde Vorbilder geboten hätte: An der einen Stelle lehrte ein stiller, mehr philosophisch gerichteter Mann, der sich bereits dem biblischen Alter näherte, und bei dem anderen überwog eine skeptische Kritik die positive Anregung. Auch als *Uthhoff* Ende der siebziger Jahre Assistent bei *Schoeler* in Berlin wurde, trat er für eine klinische und wissenschaftliche Ausbildung gewiss lehrreiche Anstalt ein, deren Leiter sich erfolgreich bestrebte, seinem Fache Neuland zu erobern. Aber auf einen organisierten Unterricht in größerem Stil war das Haus natürlich nicht eingerichtet, das einst die Privatklinik *Albrecht von Graefes* gewesen war, ein solcher war ihr nicht übertragen. Wohl gingen dort in- und ausländische Fachärzte als Gäste aus und ein; Vorlesungen und Kurse fanden dagegen nur in sehr beschränktem Maße statt. Es schien auch für den Assistenten dieser Anstalt, auf dem allein die ganze Last des riesigen klinischen und poliklinischen Dienstes lag und dem höchstens eine junge Hilfskraft zur Seite stand, geradezu ausgeschlossen, dass er sich in erheblichem Maße anderen Dinge widme. Aber hier tritt uns bei *Uthhoff* die Fähigkeit entgegen, die ihm sein Leben lang treu blieb und eine der Voraussetzungen war, mit denen allein derartiges geleistet werden konnte: Eine staunenswerte Arbeitskraft, von einem Gleichmaß und einer Ausdauer, wie sie nur wenigen beschert ist und wie sie, getrieben von der Liebe zur Sache und gepaart mit eiserner Energie, Außerordentliches hervorzubringen vermochte. Sie ist ein Erbe seiner Familie, der Mecklenburger Heimat und der Jugendzeit auf dem Lande in wahrer Berührung mit Feld und Flur, zu der es ihn und die Seinen auch später immer wieder hinzog. Die einfache, starke Art des Landmanns, der seinem Grund und Boden treu bleibt in guter und in böser Zeit und ihm in unverdrossener Arbeit die Ernte abgewinnt, finden wir bei ihm wieder.

Nachdem die Augenheilkunde das Fach seiner Wahl geworden war, drängte seine Lehrneigung von selbst zur Betätigung, und er verstand es, in den engen Räumen das reiche Krankenmaterial für Studierende und besonders für Ärzte zu verwerten. Es erwachte etwas von der Unterrichtsbegeisterung aus der Zeit *Albrecht von Graefes* in dem alten Hause in der Carlstraße. Noch heute sprechen die damaligen Zuhörer, unter ihnen besonders viele nun bejahrte Militärärzte, mit Begeisterung von dem Unterricht des jungen *Uthhoff*. Was diese Veranstaltungen so anziehend machte, das war nicht nur der beredte Vortrag und seine außerordentliche Kunst in der Diagnostik und bei dem Augenspiegeln wie in den anderen Untersuchungsmethoden, sondern der unermüdliche Eifer, mit welchem er jedem einzelnen Schüler sich widmete. Da konnte keiner zurückbleiben. *Uthhoff* zog außerdem schon damals die Beziehungen zur allgemeinen Medizin, insbesondere zur Neurologie, mit einem Sachverständnis in den Kreis seiner Unterweisung, wie man das in diesem Maße sonst noch nicht kannte. Seine klinischen Übungen und Demonstrationen, bereichert durch seine anatomischen Präparate und Zeichnungen, sein Kurs über Funk-

tionsprüfungen hatten den gleichen weiten Rahmen und fügten sich der allgemeinen medizinischen Ausbildung des Hörers organisch ein. Ja, in seinem Spiegelkurs erschien auch die vergleichende Ophthalmoskopie auf der Bildfläche mit ihren reizvollen, bunten Befunden und Problemen. Die Menagerie, welche in der letzten Stunde das Dunkelzimmer bevölkerte, bildete einen Gipfelpunkt der *Uhthoff'schen* Spiegelkurse und eine trotz manchem fröhlichem Intermezzo sehr ernsthafte und naturwissenschaftliche Veranstaltung, die von dort aus an mancher deutschen Hochschule sich eingebürgert hat.

So lieferte *Uhthoff*, obwohl er niemals als Dozent an einer offiziellen Universitäts-Augenklinik zu lehren Gelegenheit hatte, sehr bald den Beweis, dass er zum Lehramt beschaffen war, und als ihn 1890 die Fakultät in Marburg ins Ordinariat rief, hat er das Vertrauen als Lehrer sofort in einem ungewöhnlichen Maße gerechtfertigt. Mir war es damals vergönnt, als der erste seiner Assistenten bei *Uhthoff* einzutreten. Es war für mich das entscheidende, gütige Geschick, dass ich zu *Uhthoff* kam, und das gleiche werden heute viele sagen. Was war das für ein Leben, welches mit ihm in die Marburger Klinik einzog! Dabei traf er dort im kleinen Städtchen an der Lahn völlig andere Verhältnisse: Bis dahin in Berlin eine kaum zu bewältigende Fülle von Kranken und ein Stoff, der in jedem Augenblick jede Auswahl bot, jetzt eine sehr bescheidene Krankenziffer, in der das Trachom vorherrschte, und die dazu nötigte, auf den einzelnen Fall den Unterricht aufzubauen. In den ersten Tagen hat damals, wie ich mich deutlich erinnere, der neuberufene Ordinarius in der manchmal nur von ein oder zwei hessischen Bäuerlein bevölkerten Poliklinik wohl mit einer etwas versteinerten Miene gestanden, und ich höre noch, wie einstmals sich seiner Brust der Stoßseufzer entrang: „Ich kann doch nicht nur Trachom vorstellen!“ Aber diese Einengung wurde überwunden: Was an Breite des Stoffs fehlte, konnte durch Vertiefung ausgeglichen werden. Pathologisch-anatomische Demonstrationen, auf das sorgsamste vorbereitet und durch selbstgezeichnete Bilder ausgeschmückt, wurden regelmäßige Begleiterscheinung der klinischen Vorlesung. Diese mikroskopischen Bilder waren ausgezeichnet naturgetreu, das Ergebnis nicht von Zeichentalent, sondern von außerordentlichem Zeichenfleiß, ein Beweis, dass jeder Mediziner bei entsprechender Bemühung sehr wohl solche Befunde abzeichnen kann. Mit anderen Kliniken, besonders der inneren und der psychiatrischen, wurde ein regelmäßiger Konsultationsdienst verabredet, nicht nur in der Weise, dass man auf Anruf zur Verfügung stand oder in die Augenklinik gesandte Patienten untersuchte: Sondern *Uhthoff* ging persönlich an ganz bestimmten Tagen dorthin und untersuchte nach Verabredung alle neu aufgenommenen Kranken und die, welche weiterer Beobachtung bedurften. Das zeitigte bald überraschende Ergebnisse: Da Augenbefunde nicht nur bei solchen Kranken sich finden, welche über ihre Augen klagen, so ist bei der genannten Organisation des gemeinsamen ärztlichen Dienstes die Ausbeute eine viel reichere, die gegenseitige Anregung und Belehrung durch die gemeinsame Beobachtung des Verlaufs und auch die Sektion eine tiefere. Da gleichzeitig von *Uhthoff* eine in dieser Art einzigartige

Demonstrationsvorlesung über Augenveränderungen bei Allgemeinleiden eingerichtet wurde, an der viele Jahre auch Assistenten der anderen Institute teilnahmen, so kam in diese Zusammenarbeit ein frischer Zug, der auch die Poliklinik und den Unterricht in der Augenklinik immer mehr bevölkerte und ebenso das Interesse der praktischen Ärzte im Lande steigerte. Die Krankenziffer nahm zu, über Mangel war bald nicht mehr zu klagen. Dabei konnten bei *Uthhoff* die vorgestellten Patienten niemals das Gefühl haben, nur als Material zu dienen. Wie peinlich und streng hielt er darauf, dass keiner zum Schluss ohne nochmaligem ärztlichem Rat und Zuspruch blieb. Von seinen Assistenten aber verlangte er volle Hingabe an den Unterricht, der für alle der Mittelpunkt der Klinik sein musste.

Ich schildere diese Entwicklungsgeschichte, diese Eindrücke, wie sie von jener ersten Marburger Zeit mir in lebendiger Erinnerung stehen: Sie sind die gleichen in Breslau geblieben, und das hat in langen Jahren hier seine stetige Fortsetzung und Vollendung gefunden. In Breslau 1896 fand *Uthhoff* als Nachfolger *Försters* wieder wie in früheren Jahren den Krankenstrom der Großstadt und große Scharen von Zuhörern, zunächst im alten Burgfeld, dann in der neuen Klinik. Da galt es durch Demonstrationen, die sich um die klinischen Vorlesungen gruppieren, trotz der großen Zahl der einzelnen Schüler, die Feinheiten des Befundes und die Technik nahezubringen. In hervorragender Weise wurde dieser Unterricht „mit verteilten Rollen“ von *Uthhoff* organisiert, ein Vorbild, das in vielen Orten Nachahmung fand.

Das Echo blieb nicht aus: Die Verehrung und Liebe seiner Studenten, wie der engeren Mitarbeiter und der Fachgenossen von fern und nah, die hier ihre Ausbildung ergänzten. „*The best teacher perhaps in Europe*“ hat ein amerikanischer Fachkollege nach seiner Rückkehr in einer ophthalmologischen Zeitschrift geschrieben.

Die Einstellung in den Unterricht gab auch der fachärztlichen Ausbildung der Assistenten von vorherein einen mächtigen Anstoß. Es war bei *Uthhoff* selbstverständlich, dass jeder Assistent auch wissenschaftlich arbeitete, im Laboratorium und in der Klinik. Zu diesem Zwecke hielt er die berühmten Referate-Abende in seinem gastlichen Hause, die in der vergangenen goldenen Zeit mit einem riesigen Braten begannen und auf dieser soliden Grundlage einen umso fruchtbareren wissenschaftlichen Austausch pflegten. Er widmete sich zu regelmäßigen Stunden den Arbeiten seiner Schüler im Laboratorium. Jahrelang hat auf seine Veranlassung regelmäßig der pathologische Anatom *Henke*³⁰³ als Gutachter und Berater mitgewirkt, ebenso wie der Neurologe *Mann*³⁰⁴ in bestimmten Tagen in der Klinik. Mit *Neisser* schuf er die bekannte „Sammlung stereoskopischer Unterrichtsbilder.“ Mit allen anderen Instituten in Marburg wie in Breslau herrschte ein reger, fruchtbarer Austausch. Alle seine Mitarbeiter aus dem In- und Auslande veranlasste er zu literarischer Tätigkeit; in großer Zahl brachte die Klinik alljährlich wertvolle Beiträge aus ihrer Mitte.

³⁰³ Friedrich Henke (1868-1942), Professor der Pathologie und pathologischen Anatomie, Breslau.

³⁰⁴ Ludwig Mann, * Breslau 1866, † 15.1.1936, Neurologe in Breslau, führender Elektro-Diagnostiker und Therapeut.

Alles das vollzog sich zwanglos, wie überhaupt der ganze Dienst. Die treibende Kraft für alle wurde in seiner Nähe das Interesse an der Sache, an der Wissenschaft, am Unterricht und am Kranken. Es war ganz unmöglich, dass in dieser Atmosphäre ein Mitarbeiter gleichgültig oder bequem blieb. Ohne irgendwelche scharfen Worte, ohne kleinliche Aufsicht fügte sich jeder dieser Umwelt ein, und ebenso ging ganz selbstverständlich und unmerklich die teilnehmende, fürsorgliche Art des Krankendienstes, welche *Uthhoff* eignete, auf seine Mitarbeiter über und auf alle, die im Hause mithalfen. Er brachte ihnen Vertrauen entgegen, und niemand wollte seine Erwartungen enttäuschen. Für die Unebenheiten und Ungeschicklichkeiten der Anfänger hatte er immer Nachsicht und Geduld, er machte ihnen Mut und verstand es, auch bescheidene Keime zu entwickeln und sich entfalten zu lassen. Die Kritik, die er übte und vor der vorschnelle Schlüsse nicht bestanden, wusste er so zu gestalten, dass sie nicht entmutigte. Andererseits fand eine zu hohe Selbsteinschätzung, wie sie nicht ungerne nach Erlangung der ersten Übersicht sich beim jungen *medicus* einstellt und die wir alle mehr oder weniger aus eigener Erinnerung kennen, um so wirksamer bei ihm die erforderliche Korrektur, als er zu kühne Diagnosen oder Urteile ruhig anrennen ließ und dann mit einer stillen Überlegenheit richtigstellte. Und ebenso wird niemand vergessen, wie rücksichtsvoll und schonend *Uthhoff* über andere urteilte, mit welchem Takt und in wie verbindlicher Form er den Verkehr mit den Ärzten pflegte und wie gerne er auch die Leistungen anderer anerkannte, ohne sich freilich von übereilten und übertriebenen Veröffentlichungen täuschen zu lassen.

Der unwiderstehliche Einfluss, den *Uthhoff* als Lehrer übte, entsprach der Begeisterung und der schöpferischen Kraft, mit welcher er selbst wissenschaftlich sein Fach weiterentwickelte und andere teilnehmen ließ. Auch bei seiner Forscherarbeit wiederholt sich die Tatsache, dass er nicht nur die Anregungen seiner Lehrer entwickelte, sondern dass er zum großen Teil von sich aus selbständig seine Aufgaben und seinen Weg gesucht hat. *Schoeler*, bei dem *Uthhoff* von 1880-1890 Assistent war, war ein optisch und experimentell verdienstvoller Kliniker und ausgezeichnete Arzt, der auch die Therapie in mancher Hinsicht bereichert hat. In jene Jahre fallen die bekannten Arbeiten *Schoelers* über die Heilung der Netzhautablösung. *Uthhoff* hat alle diese Hoffnungen und Enttäuschungen miterlebt. Er ist auf diesem schwierigen Gebiet weiter tätig geblieben, beobachtend, anatomisch untersuchend, der anerkannt erfahrenste Fachmann. Mit abgewogenem Urteil hat er auf Kongressen und in Monographien auf diesem Gebiet die Grenzen unseres Wissens und Könnens gezogen und kritiklose Übertreibung erfolgreich abgelehnt. *Uthhoff* hat auch mit *Schoeler* experimentell gearbeitet über Fluoreszeine, und er teilte mit ihm das Interesse für physiologisch-optische Fragen im Kreise von *Helmholtz* und seinen Schülern, unter denen er sich besonders an *Arthur König* anschloss. Eine Reihe von bedeutsamen Arbeiten über die Messung des Winkels γ , über Sehschärfe und Beleuchtungsintensität, über Unterschiedsempfindlichkeit gegen Farbentöne bei minimalstem Unterschiede der Wellenlänge waren die Frucht jener Zeit, wie

auch seine dauernde, erfolgreiche Beschäftigung mit Problemen der physiologischen Optik, insbesondere der totalen Farbenblindheit. Ich erinnere nur an die Benutzung eines ringförmigen Fixierobjektes zur Feststellung des vielumstrittenen zentralen Skotoms der Totalfarbenblinden. Seine Untersuchungen über das Sehenlernen von Blindgeborenen, über *Amaurose* und *Blepharospasmus* und das Verlernen des Sehens zeigen seine besondere Vorliebe für die Physiologie und Psychologie der Sehempfindungen (bis heute ist *Uthhoff* einer der Herausgeber der bekannten „Zeitschrift für Physiologie der Sinnesorgane“) und schlagen die Brücke zu dem tiefen Verständnis und dem hilfreichen Interesse, welche das Seelenleben der Blinden bei ihm gefunden hat. Er war nicht nur der menschlich teilnehmende Arzt, sondern auch der psychologisch geschulte Forscher, der in *Uthhoff* den Blinden und der Blindenfürsorge entgegenkam. Wir alle wissen, welche reiche Früchte schließlich die Kriegsblindenfürsorge von ihm empfangen hat. Zu ihrer Kriegstagung 1916 haben die deutschen Blindenlehrer deshalb *Uthhoff* sich als ihren berufenen Redner erbeten, und eine ausgezeichnete Bearbeitung schenkte uns dann unter seiner Leitung sein Sohn, *Kurt Uthhoff*, der das Schicksal der schlesischen Blinden durch die Zeit des Zusammenbruchs bis zu seiner endgültigen Gestaltung verfolgte.

Aber *Uthhoff* beschränkte sich nicht auf diese Gebiete, die er weit über die Anregungen seiner Lehrer hinaus befruchtete, sondern er eröffnete sich selbständig ein weites Feld, auf dem er bahnbrechende, klassische Untersuchungen und Ergebnisse lieferte. In enger freundschaftlicher Beziehung und Zusammenarbeit mit den Assistenten der *Westphalschen* Klinik in Berlin, *Siemerling*, *Moeli*, *Oppenheim*, *Wollenberg*, *Thomsen* war er selbst ein gewiegter Neurologe geworden. Unwiderstehlich zog dieses mit der Augenheilkunde so eng verbundene, aber doch vielfach unklare Gebiet ihn an. Und hier leistete er sein Meisterstück. Wertvolle Einzelbeobachtungen bildeten die Einleitung, an die sich immer bedeutsamere grundsätzliche Veröffentlichungen anschlossen, die auf einem Reichtum und einer Sorgfalt der klinischen Kasuistik und der pathologisch-anatomischen Untersuchung beruhten, die bald ein allgemeines Staunen erregten. Haben wir es schon als eine ungewöhnliche Leistung bezeichnen müssen, dass *Uthhoff* mit der schweren Last der ärztlichen Arbeit an der *Schoelerschen* Klinik und Poliklinik seinen umfangreichen Unterricht verband, so ist es fast unbegreiflich, wie er die großen monumentalen Arbeiten zur Neurologie des Auges in jener Zeit hervorbringen konnte. Die ätiologisch-diagnostische Bedeutung der verschiedenen Pupillenstörungen, der Sehnervenatrophien, der Stauungspapille stellte er zum ersten Mal auf eine breite statistische Basis eigener, vom Neurologen kontrollierter Beobachtung. 1887 erschien die klassische Arbeit über die Schädigung des Auges durch chronischen Alkoholismus. 1889 über die Veränderungen am Auge bei multipler Sklerose. In beiden hat er auf Grund eines Riesenmaterials und ausgezeichneter pathologisch-anatomischer Untersuchungen das Bild und das Wesen dieser Veränderung festgelegt. Wenn wir heute die außerordentliche Bedeutung der multiplen Sklerose und

der Gifte für die Pathologie des Sehnervens kennen und in ihren Feinheiten bewerten, und wenn umgekehrt der Neurologe aus dem Augenbefund für die Diagnose den größten Nutzen zieht, so ist das eines der großen Verdienste *Uthoffs*.

Auch die große monographische Arbeit über die Veränderungen des Auges bei der Hirnsyphilis ist eine Ausarbeitung des in der Berliner Zeit erarbeiteten Stoffes. Diesen drei großen, grundlegenden Monographien haben sich in ununterbrochener Folge in der Breslauer Zeit zahlreiche wertvollste ophtho-neurologische Beiträge angeschlossen, von *Uthoff* selbst und von seinen Schülern. Ich erinnere nur unter ihnen an die über Augenstörungen bei Hypophysenerkrankungen, bei Schädeldeformitäten, bei epidemischer Meningitis, über Hemianopsien, Gesichtshalluzinationen. Eine großartige Zusammenfassung hat alles dies gefunden in den Jahren 1906-1915 in dem Werke *Uthoffs* „Die Augenstörungen bei Erkrankungen des Nervensystems“, das als ein Band des Handbuches von *Graefe-Saemisch*³⁰⁵ erschienen ist. Dass er dieses Werk neben der gewaltigen Arbeit an der Breslauer Klinik, und ohne diese je zu vernachlässigen, hat schreiben können, unter voller Beherrschung und Bearbeitung auch der riesigen Literatur, ist erstaunlich und in der ganzen Welt bewundert.

Uthoff hat der Neurologie in der Augenheilkunde die volle Geltung und wissenschaftliche Zusammenfassung gegeben. Sie war bis dahin zersplittert und viel zu kasuistisch, vielfach unkritisch, vielfach fehlten die klaren Grenzen zwischen grundsätzlich verschiedenen Befunden, wie zum Beispiel den verschiedenen Arten der Sehnervendegenerationen. Wenn wir heute auf diesem Gebiete sicheren Boden unter den Füßen haben, so ist das ein unsterbliches Verdienst *Uthoffs*.

Klinischer Scharfblick, völlig zuverlässige Untersuchung, die vor keiner Mühe zurückschreckte und es zu einer unvergleichlichen Vollendung der Methoden, zum Beispiel der Perimetrie brachte, haben diese Früchte gezeitigt im Verein mit pathologisch-anatomischen Untersuchungen. Diese anatomischen Untersuchungen gehen über den Rahmen der Neurologie weit hinaus. Auf den verschiedensten Gebieten unseres Faches hat *Uthoff* die erklärenden anatomischen ersten Befunde geschrieben: Die Veränderungen der Retina bei perniziöser Anämie, die der Skleritis, des metastatischen Karzinoms der *Chorioidea*, die Heilung der Netzhautablösung, zahlreiche wichtige, vielfach einzigartige Befunde auf dem Gebiete der Hornhautpathologie, der Geschwulstlehre sind wertvolle Bausteine.

Nach der Berufung nach Marburg, wo freie Zeit für das Laboratorium und reger Austausch mit den Hygienikern *Rubner* und *Fränkel* und dem Pathologen *Marchand* blieb, gesellte sich hinzu die Bakteriologie. Ich weiß noch wie heute, wie damals dort in unserem Laboratorium ein zu Besuch erscheinener ophthalmologischer Ordinarius einer anderen Hochschule, der unsere bakteriologischen Untersuchungen sah, äußerte: „Ich gebe Ihnen den dringenden Rat, geben Sie das auf, dabei

³⁰⁵ Edwin Theodor Saemisch, * Luckau /Niederlausitz 30. 9.1833, † Bonn 29. 9.1909, 1867 a. o. Professor der Ophthalmologie Bonn, 1873 o. ö. Professor und Direktor der Universitäts-Augenklinik Bonn, 1883 Mitglied der Leopoldina. 1892/93 Rektor der Universität Bonn.

kommt nichts mehr heraus.“ Dieses vernichtende Urteil lässt sich verstehen insofern, als außer den Gonokokken und den *Koch-Weeks*-Bazillen man eigentlich immer nur Staphylokokken gefunden und angeschuldigt hatte als angebliche Ursache aller möglichen Entzündungen, selbst der *sympathischen Ophthalmie*. Diese kulturell anspruchslosen, ubiquitären Keime hatten sich überall in den Vordergrund gedrängt und zu der Täuschung Veranlassung gegeben, man sei jetzt am Ziele angelangt – und zwar einem unbefriedigenden. Aber es kam nur auf feinere Methoden und Ausdauer an, um Fortschritte zu erzielen. Schon bald überraschte das wichtige Ergebnis, welches dauernd mit *Uthoffs* Namen verbunden ist, dass auch die leichte, pseudomembranöse Konjunktivitis durch virulente *Löfflersche* Diphtheriebazillen verursacht werden kann, und in gemeinsamen Untersuchungen konnten wir in jenen Jahren feststellen, dass das *Ulcus corneae serpens* eine Pneumokokken-Infektion ist.

So zeigte sich überall bei *Uthoff* das erfolgreiche Streben, die ursächlichen Zusammenhänge festzustellen. Unser verehrter Meister hat sich aber von kühnen Theorien ferngehalten. Er hat deshalb auch keine Polemik geführt, noch weniger waren Prioritätsansprüche sein Geschmack, obwohl er oft dazu Veranlassung gehabt hätte. Ihm waren festgestellte Tatsachen, gewonnen durch zielsichere Beobachtung, zunächst das Erstrebenswerte, und er vertraute mit Recht, dass sich das durchsetzen würde. Wir stehen bei seinen Arbeiten überall auf festem Boden, sie haben unvergänglichen Wert. Das gilt auch für seine rein klinischen Veröffentlichungen, mit denen er fast alle Gebiete unseres Faches bereichert hat. Überall ausgezeichnete, zuverlässige Untersuchungen, diagnostischer Scharfblick, der neue Befunde bringt.

Diese überaus mannigfaltige Tätigkeit seiner Klinik musste auch auf die allgemeinärztlichen, wie besonders fachärztlichen Gesellschaften und Kongresse bereichernd und belebend wirken. Unendlich viel verdankt ihm die Deutsche Ophthalmologische Gesellschaft, deren Vorsitzender er schon seit Jahren ist. In seiner Hand sind die ehrwürdigen, auf *Albrecht von Graefe* zurückführenden Überlieferungen in guter Obhut. Ihre Kongresse nicht regelmäßig zu besuchen, gilt bei ihm als Unrecht; sie durch eigene Beteiligung zu bereichern und auf wissenschaftlicher Höhe zu halten, als Pflicht, die wir alle von ihm übernehmen. Nicht weniger hat er in Berlin, in Marburg, in Breslau die medizinischen und ärztlichen Vereine gefördert. Er gründete vor nun zwölf Jahren die „Vereinigung der Augenärzte Schlesiens und Posens“, deren sämtliche Sitzungen in seiner gastlichen Klinik stattfanden. Bei zahlreichen internationalen Kongressen, wie bei den Versammlungen der deutschen Naturforscher und Ärzte, war er mit einleitenden Vorträgen oder mit dem Vorsitz beauftragt. Niemals tat ein Verein, eine Gesellschaft, die einen Vortrag, eine Veranstaltung wünschten, eine Fehlbitte.

Unsere deutsche fachärztliche Literatur hat durch ihn große Förderung erfahren, und besonders danken darf ich ihm, dass er seit nun dreiundzwanzig Jahren an der Schriftleitung der „Klinischen Monatsblätter für Augenheilkunde“ mit mir teil-

nimmt. Durch sein Ansehen, seinen Rat, die Arbeiten seiner Klinik hat er wesentlich dazu beigetragen, dass dieser uns anvertraute Teil der Literatur der deutschen Sprache und Wissenschaft die Geltung weit über die Vorkriegsverbreitung hinaus hat zurückerobert dürfen, die ihr gebührt.

Und bei alledem ein Arzt, der niemals seinen Patienten einen flüchtigen, abgehetzten Eindruck machte. Er war für jeden seiner Kranken ganz bei der Sache, ganz Teilnahme, er bot ihnen nicht nur seine diagnostische und therapeutische Kunst und operative Geschicklichkeit, sondern auch den psychischen Einfluss, der all unser ärztliches Handeln und Können erst zu einem ganzem Werk krönt, der unbegrenztes Vertrauen erntet und weit hinaus wirken kann ins menschliche Leben.

So hat unser Meister unter uns gewirkt, so wirkt er heute in voller Kraft. So hat er die letzten schweren Jahre siegreich überwunden, ein Träger der hohen, guten Überlieferung der deutschen Arbeit und Berufsauffassung, die sich ganz der Aufgabe widmet und sie um ihrer selbst willen tut. Er kann das schwere Amt nun weitergeben in dem sicheren Bewusstsein, dass der Geist seiner Arbeit in vielen lebendig bleibt und weiter wirken wird. Ihm selbst aber möge die Entlastung die Möglichkeit geben, aus dem Schatz seiner Erfahrungen und unverwerteten Befunde uns umso ungehinderter mitteilen zu können. Manche schöne wissenschaftliche Frucht dürfen wir erhoffen.

Wir aber wollen ihm heute sagen, wie sehr wir ihm danken und wie sehr wir ihn verehren. Wir wollen ihm sagen, dass in unserem jetzt gebeugten Vaterland in uns allen der aufrechte Sinn leben und befreiend sich auswirken soll, den er allzeit pflegte. Wo die amtlichen Beziehungen aufhören, da hat Pietät umso freieren Spielraum. Wir können ihm versichern, es wird daran nicht fehlen. Er war unser Freund, er hat uns allen hilfreiche Hand geleistet, hat teilgenommen an unserer Freude und an unserem Leid. Darum begleitet ihn unsere Liebe und unbegrenzte Dankbarkeit. Treue um Treue.

„Die Lehrer sollen leuchten wie der Sonne Glanz“³⁰⁶, sagt ein Bibelspruch. Unser Lehrer hat Licht und Wärme gesendet, sie werden vielfältig auf ihn zurückstrahlen.

Möchten ihm im Kreise der Seinen sonnige Jahre beschieden sein, ein „*Otium cum dignitate*“³⁰⁷!

Wir haben von einer Festschrift im alten Stil zur Feier von *Uthoffs* 70. Geburtstag abgesehen. Es entspricht ganz seiner Auffassung, dass in dieser Zeit alle Kräfte gesammelt dafür verwandt werden müssen, die uns anvertrauten wissenschaftlichen Arbeiten der Fachkollegen unverzögert zu veröffentlichen. Aber doch grüßen ihn an der Spitze diese Hefes, das in gewohnter Weise unseren Aufgaben dient, eine Anzahl Arbeiten, wie sie gerade aus seiner alten Klinik, aus den Instituten und dem weiteren Kreis seiner Schüler vorlagen. Es sei ihm dies ein zwanglos-

³⁰⁶ Altes Testament: Das Buch Daniel 12,3.

³⁰⁷ Das heißt: „Muße in Würde“. Aus der Verteidigungsrede von Marcus Tullius Cicero für Sextus Roscio Amerino.

natürliches Zeichen der Stetigkeit, mit der überall in seinem Sinne weitergearbeitet wird, und auch diese schlichte Form wird ihm sagen, wie wir alle im Verein mit dem Verlag *Ferdinand Enke* mit den herzlichsten Glückwünschen seiner gedenken.

Überall aber, wo diese „*Uthoff*-Nummer“ die Fachkollegen grüßt, werden ihm die Herzen der Dankbarkeit entgegenschlagen.

2.2 Nachruf von Professor Dr. E. Siemerling zum Tode von Wilhelm Uhthoff³⁰⁸.

Wilhelm Uhthoff †

Der Name *Wilhelm Uhthoff* ist so mit den Fortschritten der Neurologie in den letzten Jahrzehnten verknüpft, dass das Hinscheiden dieses Forschers nicht nur in Kreisen seiner Fachgenossen, sondern auch bei Neurologen und Psychiatern schmerzliches Bedauern findet.

Das Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten bringt aus seiner Feder manche grundlegende Arbeit. Lassen Sie mich in dankbarer Erinnerung an den Freund und Forscher einen Rückblick werfen, auf *Uhthoffs* Bedeutung in der Neurologie.

Wilhelm Uhthoff wurde am 31. Juli 1853 in Klein Warin bei Neukloster in Mecklenburg geboren. Er wuchs dort auf dem Lande mit sechs Brüdern und zwei Schwestern auf und besuchte in Wismar in Mecklenburg das Gymnasium. Nach bestandem Abiturium studierte er in Tübingen, Göttingen, Rostock und Berlin. Da sein Vater große Schwierigkeiten hatte, das Gut durch die *Caprivi*³⁰⁹-Zeit hindurch zu halten, musste er sich das Geld zum Examen zum Teil zusammenleihen. Als Assistent schickte er dann später bei großer Einschränkung seiner persönlichen Bedürfnisse regelmäßig Geld nach Hause. Nach erfolgter Promotion zum Dr.med. bestand er im Beginn des Jahres 1878 das Staatsexamen. Dann ging er nach Berlin als Assistent zu Prof. *Schoeler* an die ehemalige Klinik *Albrecht von Graefes* (früher *Ewers'sche Klinik*). Während seiner dortigen 10jährigen Tätigkeit habilitierte er sich 1885 als Privatdozent für das Fach Augenheilkunde. 1890 wurde er als ordentlicher Professor nach Marburg berufen. Von dort kam er 1896 nach Breslau, wo er als Nachfolger von Prof. *Förster* die Leitung der Universitäts-Augenklinik übernahm, zuerst im alten Burgfeld und später im neuen Gebäude in der Scheitniger Gegend. Hier wirkte er bis zu seiner Emeritierung 1923. 1908/1909 war er Rektor an der Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität. Lange Jahre war er Vorsitzender der „Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft“. Trotz verschiedener Rufe nach Wien, Bonn und Berlin blieb er Breslau treu. Nach seiner Emeritierung macht er sich an die Verarbeitung seines sehr großen Privatmaterials, der seine letzterschienenen Arbeiten entsprangen. Er starb am 21. März 1927 in Breslau an den

³⁰⁸ Sonderdruck aus Siemerling, E.: Wilhelm Uhthoff †. Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 81 (1), 1927, S. 293–296.

³⁰⁹ Georg Leo von Caprivi de Caprera de Montecuccoli, (ab 1891 Graf von Caprivi de Caprera de Montecuccoli), * Charlottenburg 24. 2.1831, † auf Gut Skyren bei Messow, Landkreis Crossen/Oder, Provinz Brandenburg. 6.2.1899, preußischer Offizier und von 1890 bis 1894 Nachfolger Otto von Bismarcks als deutscher Reichskanzler, seine Amtszeit war außenpolitisch von einer Annäherung an Großbritannien und einer offensiven Handelspolitik geprägt, damit ging das Ende der bisherigen Schutzzollpolitik einher, innenpolitisch war Caprivi der wichtigste Vertreter des Neuen Kurses mit dem Ziel, die unter Bismarck angefachten gesellschaftlichen Konflikte zu befrieden, seine Außen- und Innenpolitik stießen bei Nationalisten und konservativen Agrariern auf heftige Ablehnung.

Folgen einer Grippe infolge Herzschlag. Er ging mitten aus voller praktischer und wissenschaftlicher Tätigkeit heraus, ungealtert trotz seiner fast 74 Jahre. Nach seinem Tode erschien dieser Tage in den Klinischen Monatsblättern die von ihm bereits in Druck gegebene Arbeit: „Über Hemianopsie und Flimmerskotom.“ In seinem Nachlass fand sich noch eine zweite fertige Arbeit im Manuskript, die in allernächster Zeit noch erscheinen soll: „Zur Schielamblyopie.“

Während seiner Assistentenzeit an der *Schoelerschen* Klinik trat *Uhthoff* in freundschaftliche Beziehung zu den Assistenten der *Westphalschen* Nervenklinik in der *Charité*, *Moeli*, *Oppenheim*, *Wollenberg*, *Thomsen*, *Siemerling*, die zu einer jahrelangen erfolgreichen Zusammenarbeit führte. Es ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil großer Krankenhäuser, in denen alle Gebiete vertreten sind, dass durch den gegenseitigen Austausch der auf den verschiedenen Abteilungen gemachten Beobachtungen für die heranwachsenden Ärzte eine außerordentlich ersprießliche Gelegenheit gegeben ist zur Anregung und Belehrung.

Das mit der Augenheilkunde in engem Zusammenhang stehende Gebiet der Neurologie erweckte schnell das ganze Interesse des Ophthalmologen *Uhthoff*, und er entwickelte sich bald zu einem vorzüglichen Diagnostiker in der Neurologie. Und welchen reichen Gewinn zogen wir Assistenten aus diesem wissenschaftlichen Austausch! *Bumke* erwähnt in seiner Monographie über die Pupillenstörungen bei Geistes- und Nervenkrankheiten die beiden „berühmt“ gewordenen Sitzungen der Berliner psychiatrischen und der medizinischen Gesellschaft im Jahre 1885, in denen über die Ergebnisse der statistischen Bearbeitung über die Bedeutung der reflektorischen Pupillenstarre an einem nach vielen Tausenden zählenden Material berichtet wurde. Eine solche Arbeit wäre ohne die tatkräftige ophthalmologische Mitwirkung, wie wir sie in *Uhthoff* hatten, gar nicht ausführbar gewesen. Es ist begreiflich, dass ihn die ätiologisch-diagnostische Bedeutung der verschiedenen Pupillenstörungen seitdem beschäftigt. *Uhthoffs* grundlegenden Untersuchungen verdanken wir die Erfahrung, dass die völlige Wiederkehr eines bereits aufgehobenen Lichtreflexes ein außerordentlich seltenes Ereignis ist. „Es bleibt“, so schreibt er in seiner Kritik dieser, intermittierenden Pupillenstarre, „ja auch hier zu berücksichtigen, dass bei minimalen Lichtreizen, namentlich, wenn Verschiedene die Fälle untersuchen, oder die angewandte Methode nicht dieselbe ist, sich Differenzen finden, die schließlich auf Untersuchungsfehler zurückzuführen sind. Gerade auf dem Gebiete der *Tabes*³¹⁰ ist eine einmal erloschene Lichtreaktion durchweg als dauernd zu betrachten und sind für gewöhnlich die dieser Erscheinung zugrunde liegenden anatomischen Läsionen als irrefix anzu sehen. Zweifellos liegt auf anderen Krankheitsgebieten, zum Beispiel der Hirnsyphilis, gewissen Intoxikationen, die Sache anders und kann hier eine vorhandene Lichtstarre gelegentlich rückgängig werden.“ Solche Sätze haben auch heute noch ihre volle Gültigkeit.

Es ist geradezu erstaunlich, mit welchem Eifer *Uhthoff* neben seiner ausgedehnten ärztlichen Tätigkeit an der *Schoelerschen* Klinik und der Ausübung eines

³¹⁰ Das heißt Stadium IV der Lues.

umfangreichen Unterrichts sich weiter den klinischen und pathologisch-anatomischen Untersuchungen widmete. Ich denke noch lebhaft daran, mit welcher Freude er Längsschnitte durch den Sehnerven von multipler Sklerose betrachtete. In schneller Folge erschienen seine klassischen grundlegenden Arbeiten, so 1887 die Arbeit über Schädigung des Auges durch den chronischen Alkoholismus, 1889 die über Veränderungen am Auge bei multipler Sklerose. Gestützt auf ein großes, sorgfältig durchgearbeitetes Material rückt er die außerordentliche Bedeutung der multiplen Sklerose und der Gifte für die Pathologie des Sehnervens und ihre große klinische Bedeutung bei der Symptomatologie dieser Erkrankungen in das rechte Licht. Auch seine große monographische Arbeit über die Veränderungen des Auges bei der Hirnsyphilis, 1893, stützt sich wesentlich auf das in Berlin beobachtete und verarbeitete Material.

Eine Reihe von wichtigen ophthalmo-neurologischen Beiträgen zeigt, mit welcher Vorliebe er sich gerade diesem Gebiet immer wieder zuwendet, so die Augenstörungen bei Schädeldeformitäten, bei Hypophysen-Erkrankungen, bei Gesichtshalluzination, bei epileptischer Meningitis, über Hemianopsie.

Als Niederschlag der gründlichen Beschäftigung mit der Neurologie entstand in der Breslauer Zeit von 1906-1915 das umfassende Werk „Die Augenveränderungen bei Erkrankungen des Nervensystems“ in der 2. Auflage des Handbuches von *Graefe-Saemisch*. Das Resultat dieser Schaffensperiode bezeichnet er selbst als sein „Lebenswerk“. Es konnte nur entstehen aus der Vereinigung der beiden Fächer, wie *Uthhoff* sie verkörperte, der staunenswerten Beherrschung des Stoffes und der Literatur, die geradezu vorbildlich ist.

Er hat sich errichtet ein monumentum aere perennius³¹¹. Was *Uthhoff* der Ophthalmologie geleistet, wie er hier bahnbrechend und allgemein anerkannt gewirkt hat, wie er sich um den Ausbau des Unterrichts verdient gemacht hat, was er seinen Kranken gewesen, das zu würdigen, bleibt berufener Feder vorbehalten.

Der auf gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit gegründeten Freundschaft ist er treu geblieben und hat sie durch regen brieflichen Verkehr und Besuche gepflegt. Durch seine wahrhaft vornehme Gesinnung und sein liebenswürdiges Wesen, dem jede Überhebung fernlag, hat er sich allgemeine Sympathie erworben.

Als Mensch ist er uns entrissen. In unserem Gedächtnis wird *Uthhoff* fortleben als der hervorragende Forscher, Lehrer und Arzt im besten Sinne des Wortes.

E. Siemerling.

³¹¹ Aus: Quintus Horatius (Horaz) Flaccus: Oden III, 30,1; Monumentum, Denkmal; aes, aeris, Erz, Bronze; perennis, (per annos) dauerhaft, d. h. ein Denkmal dauerhafter als Erz.

2.3 Nachruf von Professor Dr. Theodor Axenfeld zum Tode von Wilhelm Uthhoff.



Abb.98: Aus dem Sonderdruck „Nachruf von Theodor Axenfeld“

Wilhelm Uhthoff †

Der kurzen ersten Traueranzeige folgt *Uhthoffs* Bild aus allerletzter Zeit, das die vertrauten und verehrten Züge, in denen sich der ganze Ernst und die Güte seines Wesens darstellt, uns noch einmal nahebringt.

Wir dürfen erneut auf sein Lebensbild an der Spitze unseres 74. Bandes 1923 verweisen. Wenn dort am Schluss der Erwartung Ausdruck gegeben wurde, dass *Uhthoff*, von der Last des Amtes befreit, uns noch manche Frucht seiner wissenschaftlichen Arbeit bescheren würde, so hat sich das erfüllt: Auch dieses Heft bringt aus seiner fleißigen Feder eine bedeutsame, soeben vollendete Arbeit, die druckfertig auf seinem Schreibtisch lag, in welchem wohlgeordnet sich noch viele andere Dispositionen und Materialien fanden, die er leider nicht mehr verwerten kann. So hat er bis zuletzt seiner Ophthalmologie unermüdlich und treu gedient.

An seinem Grabe durfte ich für die Deutsche Ophthalmologische Gesellschaft und für seine Schüler ihm den letzten Gruß entbieten mit folgenden Worten:

„Die Deutsche Ophthalmologische Gesellschaft legt an der Bahre ihres Vorsitzenden, der ihr zu ihrem tiefsten Leid zu früh entrissen wurde, einen Lorbeerkranz nieder“.

Von Anbeginn seiner wissenschaftlichen Arbeit, die er ganz selbständig und aus eigener Kraft begann und durchführte und mit der er alle Gebiete der Augenheilkunde, besonders aber ihre Beziehungen zur Gesamtmedizin, insonderheit zur Neurologie, schrittmachend und zur Bewunderung der ganzen Welt bereicherte, war es ein hervorstechender Zug seines Wesens, dass ihn die echte Begeisterung für den Fortschritt des erwählten Faches dazu trieb, seine Ergebnisse anderen begeistert mitzuteilen und vorzuführen, wie er mit gleicher ehrlicher Freude teilnahm an den Errungenschaften anderer Forscher. Das machte ihn zum unvergleichlichen, hinreißenden Lehrer, das ließ ihn schon in jungen Jahren ein unschätzbare und aufopfernder Mitarbeiter sein in allen wissenschaftlichen und ärztlichen Verbänden, insbesondere in unserer Ophthalmologischen Gesellschaft. Er hat keinen Kongress gefehlt, auch nicht in den langen, von eiserner Energie überwundenen Jahren, die ihm schwere körperliche Leiden brachten, auch dann nicht, wenn tiefer Kummer auf ihm lag. Kein Kongress lief ohne wertvolle Beiträge von seiner Seite. Diese regelmäßige aktive Teilnahme gehörte für ihn zu den selbstverständlichen Pflichten bis in die allerletzte Zeit; er war das leuchtende Vorbild des Zusammenschlusses der Akademiker und Ärzte zu gleichem Streben. Dazu kam, dass er, abhold aller Überhebung, mit der schlichten und echten Güte seines Wesens, die ihm von seiner einfachen Jugend auf dem Lande eignete, überall erwärmendes Vertrauen weckte und die Unterschiede ausglich. Wurzelnd in den großen Überlieferungen der Zeit *Albrecht von Graefes* tat er alles, um die Ophthalmologische Gesellschaft auf hohem wissenschaftlichem Stande zu halten und ihre Zusammenkünfte davor zu bewahren, dass ihre Darbietungen nur nach unmittelbar praktischer Verwertbarkeit beurteilt würden. Dass ihm der Vorsitz übertragen wurde mitten im Weltkriege, war die

glücklichste Wahl, die sich besonders bewährt hat in Zeiten des Zusammenbruchs und in den schweren anschließenden Jahren. Wie hat er da verstanden, zu Beginn der Kongresse mit Würde die Herzen zu kraftvoller Zuversicht aufzurufen; wie hat er in lodender Entrüstung die ungerechten Angriffe zurückgewiesen, mit welchem die deutsche Wissenschaft und das deutsche Volk verfermt werden sollten. Wie gern hätten wir seine überragende Persönlichkeit für die nächsten Jahre noch an unserer Spitze gesehen. Unauslöschliche Dankbarkeit folgt ihm, sein Name kann nie vergessen werden.

Was aber in dem weiteren Kreise unseres Faches so erwärmend und fruchtbringend sich auswirkte, das durften wir, seine Schüler, aus beglückender Nähe in seiner ganzen Tiefe erleben in täglicher gemeinsamer Arbeit. Der Anfänger, der in seine Schule eintrat, fühlte sich bald von des Meisters überragendem Wissen und Können nicht mehr erdrückt und eingeschüchtert, sondern liebevoll geleitet und ermutigt. Ohne scharfen Worte und ohne alle Härte, ja ohne besondere Aufforderung eroberte *Uthhoff* sofort die willige Einordnung aller Kräfte in den Dienst, nur durch sein eigenes Vorbild und die unnachahmliche Art, mit der er Vertrauen schenkte und gleichzeitig die Ehrfurcht vor der Größe der Aufgabe wachrief. Er gab sich Mühe mit jedem einzelnen, er hatte Geduld auch mit bescheideneren Fortschritten und Ungeschicklichkeiten, wenn nur der gute Wille erkennbar war. Bei *Uthhoff* konnte man sich entwickeln, hier herrschte eine Atmosphäre, in der alle Anlagen, ob groß ob klein, ihre Gelegenheit fanden, und niemand durfte in all den langen Jahren aus diesem Arbeitskreis geschieden sein, der nicht überzeugend erlebt hätte, dass unser Lehrer mit wirklicher Herzensgüte alles getan hätte zu seiner Förderung. Die Arbeit des Arztes umfasst den ganzen Menschen, sie fordert von ihm selbst an seelischer Kraft, was nur in ihm ist, und damit liegt in ihr eine fortgesetzte Anregung zur Steigerung der eigenen Kräfte, die emporführen. Wohl dem, dem ein Lehrer ward, den er bei solchem Tun lieben und bewundern lernte! Deshalb preisen wir, seine Schüler, uns glücklich, dass er der Unsere war. Es bleibt unauslöschlich eingepägt, wie er seinen Kranken diente ohne Unterschied der Person und des Standes, wie er sich einfühlte in die Bedürfnisse und die Not des einzelnen. Uns selbst ist seine warme Teilnahme, sein Rat gefolgt in unser eigenes Berufsleben, fördernd, ermutigend, liebevoll bis zuletzt.

Das hat sich ununterbrochen bewährt, auch in seiner Mitwirkung in der Leitung der „Klinischen Monatsblätter für Augenheilkunde“.

Nun ruht er, unser Meister, unser lieber Freund von seiner Arbeit – aber seine Werke folgen ihm nach.

Axenfeld.

2.4 Nachruf von Professor Groenouw zum Tode von Wilhelm Uthhoff.

Aus: „Schlesische Zeitung“³¹² von Mittwoch 23. März 1927

Geheimrat Professor Dr. *Uthhoff* †



Abb.99: Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927

Zwei Tage nach dem Tode des allbekannten und verehrten Chirurgen Professor *Tietze*³¹³ hat die Grippe wiederum aus der Zahl der Breslauer Ärzte ein Opfer gefordert. Am 21. März ist der Geheime Medizinalrat Professor Dr. *Uthhoff* im Alter von 73 Jahren verschieden. Über dreißig Jahre war er in Breslau als Augenarzt und akademischer Lehrer tätig, und viele tausende, denen er seine ärztliche Hilfe angedeihen ließ, werden sich seiner in Dankbarkeit erinnern.

³¹² Gründer der „Schlesischen Zeitung“ war der Breslauer Buchhändler Johann Jacob Korn, der am 3.1.1742 die erste Ausgabe herausgab, am 20.3.1813 erschien in der damals noch so genannten „Schlesischen privilegierten Zeitung“ der Aufruf „An mein Volk“ von Preußens König Friedrich Wilhelm III., womit die Befreiungskriege gegen Napoleon begannen, die Familie Korn wurde 1882 geadelt.

³¹³ Alexander Tietze, * Liebenau/Lubrza/Polen 6.2.1864, † Breslau 19.3.1927, Schüler von Johann von Mikulicz-Radecki (1850-1905), Erstbeschreiber des TIETZE-Syndroms, Chirurg am Allerheiligen-Hospital in Breslau, er war mit Albert Neisser befreundet, zwischen 1914-1920 Mitglied des Breslauer Stadtrats, Vater von Professor Dr. Konrad Tietze, Direktor der Landesfrauenklinik, Celle.

Wilhelm Uthhoff wurde am 31. Juli 1853 in Klein Warin in Mecklenburg geboren, wo sein Vater Gutsbesitzer³¹⁴ war. Er studierte in Tübingen, Göttingen, Rostock und Berlin Medizin und widmete sich als Assistent der Augenheilkunde. 1885 habilitierte er sich in Berlin für dieses Fach und wurde sechs Jahre später als ordentlicher Professor nach Marburg berufen. Hier war er leider in seiner Lehrtätigkeit dadurch etwas behindert, daß er nicht über das reiche Krankenmaterial verfügen konnte, welches er von Berlin her gewöhnt war. Er leistete daher gern einem Rufe nach Breslau als Nachfolger von Professor *Förster* Folge. Anfangs war er noch in der alten Augenklinik auf dem Burgfelde tätig, um bald in die neue Klinik an der Maxstraße überzusiedeln, deren Bau er teilweise leiten und die er seinen Wünschen entsprechend ausgestalten konnte. Hier blieb er länger als ein Vierteljahrhundert und blieb der Universität Breslau, deren Rektor Magnificus er 1908/09 war, treu, obwohl er einen Ruf nach Berlin und Bonn erhielt. Während des Weltkrieges stellte er seine Kenntnisse und Fähigkeiten als konsultierender Ophthalmologe und Leiter der Augenabteilung des Festungslazarets Breslau dem Vaterlande zur Verfügung. 1923 trat er nach Erreichen der Altersgrenze von der Leitung der Klinik zurück, um noch weiter in Breslau als Augenarzt tätig zu sein.

Die wissenschaftlichen Arbeiten *Uthoffs* sind außerordentlich zahlreich; sie betreffen die verschiedensten Gebiete der Augenheilkunde. Sein Hauptwerk ist die zwei Bände umfassende Abhandlung über die Beziehungen der Nervenkrankheiten und Vergiftungen zu den Augenleiden. Sie bildet einen Teil des groß angelegten und einzig in der Literatur der ganzen Welt dastehenden Handbuches der gesamten Augenheilkunde von *Graefe* und *Saemisch*. Seiner Beschäftigung mit der Bakteriologie verdanken wir die Entdeckung, dass ein Spaltpilz, der Pneumokokkus, der Erreger einer bestimmten Erkrankung der Hornhaut des Auges (des kriechenden Hornhautgeschwürs) ist. In Gemeinschaft mit seinem früheren Schüler Professor *Axenfeld* gab er die „Klinischen Monatsblätter für Augenheilkunde“ heraus, welche sich den ersten Platz unter den deutschen augenärztlichen Zeitschriften errungen haben. Als akademischer Lehrer war *Uthhoff* außerordentlich anregend und unermüdlich bestrebt, seine Hörer möglichst viel Nutzen aus dem reichen, ihm zu Gebote stehenden Beobachtungsmaterial gewinnen zu lassen. Seine Assistenten hielt er zu eifriger wissenschaftlicher Arbeit an, wie zahlreiche aus seiner Klinik hervorgegangene Arbeiten beweisen. Die meisten seiner Schüler sind als Augenärzte zum Teil in sehr angesehenen Stellungen tätig, auch im Ausland. Mehrere seiner Assistenten haben sich in Breslau oder an anderen Universitäten habilitiert, und zwei, Professor *Axenfeld* in Freiburg und Professor *Heine* in Kiel, haben einen Lehrstuhl für Augenheilkunde inne. Dem ärztlichen Vereinsleben widmete *Uthhoff* besondere Sorgfalt. Hauptsächlich kommen in Betracht die „Deutsche Ophthalmologische Gesellschaft“ in Heidelberg, deren Vorsitzender er war, und die „Schlesische Gesellschaft für Vaterländische Kultur“, in deren medizinischer Sektion er oft Vorträge hielt und in welcher er mehrfach den Vorsitz innehatte. Auch war er Begründer der „Vereinigung Südostdeutscher Augenärzte“.

³¹⁴ Domänenpächter.

Als Arzt erfreute sich *Uthhoff* eines bedeutenden Rufes. Er war von großer persönlicher Liebenswürdigkeit und gewann dadurch die Herzen aller seiner Patienten. Leider wurden seine letzten Lebensjahre dadurch getrübt, dass er seine über alles geliebte Gattin durch den Tod verlor. Als er 1923 seinen 70. Geburtstag feierte, versammelte sich ein großer Teil seiner früheren Schüler und Assistenten, um den Tag festlich zu begehen. *Uthoffs* Name wird noch lange fortleben in der Wissenschaft und bei allen, die mit ihm in nähere Berührung gekommen sind.

Professor *Groenouw*.

2.5 Gedächtnisrede auf Wilhelm Uthhoff^{315 316}

von A. Bielschowsky³¹⁷.

Am 21. März d. J. hat *Wilhelm Uthhoff* seine klugen, gütigen Augen für immer geschlossen. Unerwartet früh für ihn, der noch ein großes Arbeitspensum zu erledigen gedachte, viel zu früh für seine Familie, seine Freunde, Schüler und Kollegen, denen seine Liebe, seine Lehre, sein Rat und seine Führung unendlich viel bedeuteten, viel zu früh auch für seine Kranken, die ihm die Erhaltung des Augenlichts verdankten oder noch von ihm erhofften. Was er an Liebe und Freundschaft, Verehrung und Dankbarkeit im Laufe seines Lebens erworben hatte, das ist in den Abschiedsworten an der Bahre des Verewigten bereits gebührend zum Ausdruck gekommen. Aber nur ein kleiner Bruchteil derer, die *Uthhoff* gekannt und verehrt hatten, konnte der damaligen Feier beiwohnen. Auch waren Zeit und Ort der Feier nicht geeignet zu eingehender Würdigung insbesondere seines wissenschaftlichen Lebenswerkes. Diese am heutigen Abend nachzuholen an der Stelle, wo *Uthhoff* so oft die reiche Fülle seines Wissens und seiner Erfahrungen, die Ergebnisse wertvoller Forschungen den Kollegen zugänglich gemacht, so oft die Diskussion wissenschaftlicher Probleme belebt und befruchtet hat, ist uns ein dringendes Bedürfnis, eine selbstverständliche Pflicht der Dankbarkeit.

Wilhelm Uthhoff wurde am 31. Juli 1853 in Klein Warin bei Neukloster in Mecklenburg geboren. Er wuchs dort auf dem Lande mit 6 Brüdern und 2 Schwestern auf, absolvierte das Gymnasium in Wismar und studierte in Tübingen, Göttingen, Rostock und Berlin. Seinem Vater machte die Fürsorge für seine neun Kinder so große Schwierigkeiten, dass der junge Mediziner sich das Geld zum Examen leihen musste und später als Assistent die bei seiner großen Bedürfnislosigkeit ersparten Beträge regelmäßig nach Hause schickte. Im Jahre 1878 bestand *Uthhoff* die ärztliche Staatsprüfung und wurde Assistent Prof. *Schoelers* in Berlin. Er habilitierte sich dort 1885 als Privatdozent für Augenheilkunde. 1890 wurde er als ordentlicher Professor nach Marburg berufen. Von dort kam er 1896 nach Breslau, wo er

³¹⁵ Vortrag, gehalten auf der Sitzung vom 21. Oktober 1927 der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur“.

³¹⁶ Aus Medizinische Klinik. Bd.23, Nr.50 (1927) S. 1954-1956.

³¹⁷ Alfred Bielschowsky, * Namslau/Namysłów/Polen) 11.12.1871, † New York 5.4.1940, Nachfolger von Wilhelm Uthhoff als Direktor der Universitäts-Augenklinik Breslau von 1923-1934, wegen seiner jüdischen Herkunft gab er sein Breslauer Ordinariat ab bzw. musste es abgeben. Bielschowsky verfügte bereits 1934 über gute Kontakte in die USA. 1907 „Die Motilitätsstörungen des Auges“ in Graefe-Saemisch Handbuch der Augenheilkunde, Mitbegründer der Deutschen Blindenstudienanstalt, bedeutendster Schielforscher des 20. Jahrhunderts, Geheimer Medizinalrat, nach ihm wurden der BIELSCHOWSKY-Kopfneige-Test und die „Deutsche Gesellschaft für Schielforschung und Neurophthalmologie“ benannt. In den USA, in Hanover (New Hampshire) am Darmouth College, richtete man für ihn das Darmouth Eye Institute ein, wo er bis zu seinem Tode forschte und lehrte.

als Nachfolger Richard Försters die Leitung der Universitäts-Augenklinik übernahm, zuerst am alten Burgfeld³¹⁸ und später dann in der Maxstraße^{319 320}.



Abb.100: Stadtplan Breslau von 1915, (Privatbesitz), Pfeil: Maxstraße, Ausschnitt

Trotz mehrerer ehrenvoller Rufe (nach Wien, Bonn und Berlin) blieb er Breslau treu. 1908/09 war er Rektor der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Lange Jahre war er Vorsitzender der „Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft“. Nach seiner Emeritierung (1923) macht er sich an die wissenschaftliche

³¹⁸ Westlich des Stadtkerns. Polnisch: ul. Antoniego Cieszyńskiego.

³¹⁹ Maxstraße (Pfeil), polnisch: ul. Karola Marcinkowskiego, östlich vom Zentrum.

³²⁰ Die heutige neue polnische Universitäts-Augenklinik in Wrocław (Klinika Okulistyki, Kierownik Kliniki: prof. dr. habil. Marta Misiuk-Hojło) befindet sich im: Uniwersytecki Szpital Kliniczny Wrocław, ul. Borowska 213, Budynek A, II piętro.

Verarbeitung des in seinen privaten Krankenjournalen enthaltenen wertvollen Materials. Nach kurzer Krankheit starb er am 21. März an den Folgen einer Grippe. Er schied mitten aus voller praktischer und wissenschaftlicher Tätigkeit, ungealtert trotz seiner fast vierundsiebzig Jahren.

Uthoffs Lebenswerk erstreckte sich über ein halbes Jahrhundert. Seine Dissertation eröffnet den Reigen (Experimentelle Beiträge zur Nephritislehre). Der Trieb, zu lehren, den reichen Schatz seiner Erfahrungen für die Lösung schwebender Fragen auszunutzen, beherrschte ihn bis zum Lebensende. Bereits im ersten Jahre nach dem Staatsexamen eröffnete *Uthoff* die lange Reihe seiner ophthalmologischen Arbeiten mit einer Publikation über Cystenbildung in der Conjunctiva. Es folgten mehrere pathologisch-anatomische Untersuchungen bei verschiedenen Augenerkrankungen sowie eine auf Anregung und unter Mitwirkung seines Lehrers *Schoeler* unternommene experimentelle Studie über Fluoreszein und den Flüssigkeitswechsel im Auge. Von größter Bedeutung für *Uthoff* wurden die wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen, die er als augenärztlicher Berater der unter *Westphals* Leitung stehenden neurologischen und psychiatrischen Abteilung der Charité mit den dort tätigen Kollegen, insbesondere mit *Siemerling*, *Moeli*, *Oppenheim*, *Wollenberg*, *Thomsen* unter anderem, anknüpfte. Die engen Beziehungen zwischen Neurologie und Ophthalmologie, die große diagnostische Bedeutung der Augensymptome bei Erkrankungen des Zentralnervensystems waren zwar schon damals bekannt, aber die Grundlagen doch noch vielfach ungeklärt. *Uthoff* hatte offenbar von vornherein schon ein besonderes Interesse für die Neurologie und nutzte die Gelegenheit, sich eingehender mit ihr zu beschäftigen und daraus auch für sein eigenes Fach Gewinn zu ziehen, von Anfang an aufs intensivste aus, indem er mit der ihm eigenen Sorgfalt und Gründlichkeit seine augenärztlichen Befunde bei den verschiedenartigsten neurologischen und psychiatrischen Krankheitsbildern aufzeichnete, und, wo sich die Möglichkeit ergab, auch die pathologisch-anatomischen Grundlagen der in vivo erhobenen Augenbefunde nachforschte. So wurde *Uthoff* der eigentliche Schöpfer der Neurologie der Augen. Er schuf die Basis für die diagnostische Bedeutung der verschiedenen Pupillenstörungen, der Sehnervenatrophien und der Stauungspapille, schilderte in klassischen Arbeiten 1887 die Schädigung des Auges durch chronischen Alkoholismus, 1889 beziehungsweise 1893 die Augenveränderungen bei der multiplen Sklerose und bei der Hirnsyphilis. Keiner von seinen Zeitgenossen verfügte über ein so enormes Material eigener Beobachtungen klinisch und pathologisch-anatomischer Krankheitsbilder auf dem Gebiete der Neurologie. So ist denn auch *Uthoffs* zusammenfassende Darstellung der Augenstörungen bei den Erkrankungen des Nervensystems (Handbuch der gesamten Augenheilkunde von *Graefe-Saemisch*), die in den Jahren 1908-1915 entstand, ein Werk, das in der wissenschaftlichen Literatur nicht seinesgleichen hat und für die Mediziner, speziell Neurologen und Ophthalmologen, geradezu unentbehrlich geworden ist. Sein Wert liegt nicht nur in der erschöpfenden Darstellung des gewaltigen Stoffes, sondern darin, dass *Uthoff*

vermöge seiner eigenen Erfahrungen Stellung nehmen konnte fast zu allen Problemen, die in der ungeheuren, viel tausend Nummern umfassenden Literatur behandelt sind. Die ganze Darstellung besitzt infolgedessen ein durchaus persönliches Gepräge, und der Leser empfängt überall den Eindruck der unbedingten Zuverlässigkeit des Autors angesichts der beigebrachten reichen statistisch-klinischen und anatomischen Belege. Nicht minder bedeutsam wie die anatomischen Befunde bei Erkrankungen des Zentralnervensystems waren die Ergebnisse der pathologisch-anatomischen Untersuchungen Uthoffs für die Deutung zahlreicher anderer Augenerkrankungen und ihre Beziehung zu den Erkrankungen einzelner Organe des Gesamtorganismus. So verdanken wir Uthoff die ersten anatomischen Beschreibungen der retinalen Veränderungen bei perniziöser Anämie, der Skleritis, des metastatischen Aderhautkarzinoms, verschiedener seltener Hornhautaffektionen, der Heilungsvorgänge bei der Netzhautablösung und anderes mehr. Aus der Zeit seiner Marburger Tätigkeit stammen bahnbrechende Arbeiten aus dem Gebiete der Bakteriologie des Auges. Im Verein mit seinem damaligen Assistenten und hervorragenden Schüler *Axenfeld* erbrachte *Uthoff* den Beweis, dass der Pneumokokkus in der großen Mehrzahl der Fälle der Erreger des gefürchteten *Ulcus serpens* ist und dass der Diphtheriebazillus nicht nur die schwere diphtherische Conjunctivitis als Teilerscheinung der Diphtherie hervorrufen kann, sondern auch nicht selten eine leichte, unter dem Namen der pseudomembranösen Conjunctivitis bekannte Erkrankung erzeugt, bei der alle sonstigen Erscheinungen der Diphtherie fehlen können.

Wie *Uthoffs* Interesse für die bisher erwähnten Arbeitsgebiete geweckt war durch die nähere Berührung, in der er in Berlin mit den Neurologen aus der *Westphalschen* Schule, in Marburg mit dem Hygieniker *Rubner* und *Fränkel*, sowie dem pathologischen Anatom *Marchand* kam, so ließ er sich auch zu fruchtbarer Arbeit auf dem physiologischen und psychologischen Grenzgebiet unseres Faches anregen durch seinen Lehrer *Schoeler*. Von diesem dem Kreise der *Helmholtz*-Schule zugeführt, arbeitete *U.* zunächst bei *Arthur König* über physiologisch-optische Probleme. Ich erwähne nur die wertvollen Untersuchungen über das Abhängigkeitsverhältnis der Sehschärfe von der Beleuchtungsintensität, eine Arbeit, die *U.* später ergänzte durch die Untersuchung des Einflusses seitlicher Blendung auf die zentrale Sehschärfe, ferner über die Unterschiedsempfindlichkeit des normalen Auges gegen Farbtöne bei minimalen Unterschieden der Wellenlänge, endlich über die Bestimmung des von der Blicklinie und der optischen Achse gebildeten Winkels γ . Auch die Erforschung der angeborenen totalen Farbenblindheit förderte *U.*, indem er ein ringförmiges Fixierobjekt zur Ermittlung des viel diskutierten zentralen Skotoms der Totalfarbenblinden benutzte.

In das Gebiet der Psychologie führten *U.* Untersuchungen über das Sehenlernen blindgeborener und relativ spät mit Erfolg operierter Menschen, sowie über das Verlernen des Sehens, wie es gelegentlich bei kleinen Kindern nach länger dauerndem Lidkrampf vorkommt. Seine psychologischen Studien an den Blinden, gepaart mit warmherziger Teilnahme am Geschick der im späteren Leben Erblindeten,

machten *Uthhoff* zu einem verdienstvollen Vorkämpfer in der Blindenfürsorge während und nach dem Weltkriege.

U. war einer der erfolgreichsten Forscher unserer Zeit, weil sich in ihm alles vereinte, worauf sich das Ansehen der deutschen Forschung in der wissenschaftlichen Welt gründet: Unermüdlicher Fleiß, zähe Ausdauer, peinlichste Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, kühle, nüchterne Kritik gegenüber der eigenen, sorgsame Prüfung und sachliche Würdigung fremder Arbeiten: Wir sehen bei *U.* die gründlichste Verwertung der naturwissenschaftlichen und medizinischen Fundamente für die Bearbeitung klinisch-pathologischer Probleme, weitestgehende Verknüpfung der eigenen Fachwissenschaft mit den übrigen Fächern der Medizin. Von seinem Fleiß und seiner Arbeitskraft zeugt die eigene Mitteilung, dass er als junger Assistent Schoelers (schon vor dem Staatsexamen) täglich zwölf bis vierzehn Stunden gearbeitet hat. Er spricht in den seiner Familie hinterlassenen biographischen Aufzeichnungen³²¹ sein Bedauern darüber aus, dass er in fünfzehn Jahren seines Aufenthalts in Berlin nicht dazu gekommen sei, die reizvolle nähere Umgebung Berlins kennenzulernen, weil auch der Sonntag für ihn nicht frei war.

Uthhoff war, worauf gleich noch einzugehen sein wird, ein unübertrefflicher Lehrer nicht zum wenigsten deswegen, weil er selbst nie aufhörte zu lernen, jede sich ihm bietende Gelegenheit wahrnahm, sein eigenes Wissen zu erweitern, seine Lehr- und Forschungsmethoden zu verbessern. So ging er in Marburg in die Vorlesungen des Anatomen *Gasser*³²², des Pathologen *Marchand*³²³ und des Pharmakologen *H. H. Meyer*. So sah man ihn noch in den letzten Jahren seines Lebens hier in Breslau in den Vorlesungen *O. Foersters*³²⁴. Als er längst der gefeierte und erfolgreiche Forscher und Lehrer war, kam er kurz vor Beginn des Krieges nach Leipzig in das Institut *E. Herings*³²⁵, um sich in dessen Lehre vom Raumsinn, die für unser Fach so fruchtbar geworden ist, einführen zu lassen. Immer wieder hat *U.*

³²¹ Sic!

³²² Emil Gasser, * Idstein 8.12.1847, † Marburg 13.4.1919, 1884, 1887 o. ö. Professor der Anatomie, Marburg, nicht zu verwechseln mit Johann Lorenz Gasser (1723-1765), einem österreichischen Anatom, der das Ganglion GASSERI beschrieb.

³²³ Felix Marchand, * Halle (Saale) 22.10.1846, † Leipzig 4.2.1928. 1881 o. ö. Professor für Pathologie in Gießen, 1883 in Marburg, 1890 in Leipzig, Mitglied der Leopoldina, Dr. h.c. Leipzig.

³²⁴ Otfried Foerster, * Breslau 9.11.1873, † Breslau 15.6.1941, über seinen Vater Prof. Dr. Richard Foerster (* Görlitz 1.3.1843, † Breslau 7.8.1922), Professor für Klassische Philologie; ∞ Angelika Charlotte Lübbert, seine Mutter; über seinen Großvater Friedrich Lübbert (*1846), Stadtrat in Breslau; ∞ Helene Middeldorpf (1819-1882), seine Großmutter mütterlicherseits; über seinen Ur-Großvater Dr. theol. Hinrich Middeldorpf (* 1788, † 1861), Rektor der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau (1822/1823); ∞ Caroline Emilie von Schiller (1793-1866), seine Ur-Großmutter mütterlicherseits; verwandt mit seinem Ur-Ur-Großvater Johann Michael von Schiller mütterlicherseits (* Raab 1760, † Breslau 1813). Neurowissenschaftler mit bahnbrechenden Beiträgen zur Neurologie u. Neurochirurgie, 1911 Bettenstation am Breslauer Allerheiligen-Spital, Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Alexander Tietze, sein Schüler Wilder Graves Penfield (1891-1976), führte seine Arbeit fort. 1921 o. ö. Professor an der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau, 1932. Mitglied der Leopoldina.

³²⁵ Karl Ewald Konstantin Hering, * Alt-Gersdorf/Sachsen 5.8.1834, † Leipzig 26.1.1918, Physiologe, Hirn- und Wahrnehmungsforscher, nach Helmholtz einer der bedeutendsten Wahrnehmungsforscher des 19. Jahrhunderts, 1870 o. ö. Professor in Prag (Nachfolger von Jan Evangelista Purkyně), 1895 in Leipzig.

betont, dass die Augenheilkunde bei ihren vielfältigen Beziehungen zu den anderen Disziplinen als Teil der Medizin, nicht als technisches Sonderfach aufgefasst und gelehrt werden müsse.

Ich habe nicht das Glück gehabt, in *Uthoffs* Schule aufzuwachsen, aber ich kenne doch zahlreiche und ausgezeichnete Schüler *U.s* aus seiner Breslauer und Marburger Zeit, dass ich aus voller Überzeugung sagen kann: Als Lehrer wurde *U.* wohl von keinem Zeitgenossen übertroffen: „*The best teacher perhaps in Europe*“, wie ein angesehenes amerikanischer Fachkollege im Bericht über eine Studienreise von ihm sagte. Wie wir aus zahlreichen Beispielen wissen, sind die größten Gelehrten und Forscher durchaus nicht immer die besten Lehrer, wenigstens nicht für die studierende Jugend. Zum guten Lehren gehört ja nicht bloß die völlige Beherrschung des Stoffes und Vortragskunst, sondern auch die Neigung zum Lehrberuf und die Fähigkeit, seinen Vortrag dem Niveau des jeweiligen Hörerkreises anzupassen, Verständnis für dessen Aufnahmefähigkeit, die Gabe, seine Hörer für den Unterrichtsstoff zu erwärmen, dass sie sich die Mühen, die allen Lernenden zugemutet werden, nicht verdrießen lassen. *U.* war ein passionierter Lehrer, der seine Begeisterung für die Wissenschaft auf seine Hörer zu übertragen wusste. Er selbst hat auf der Abschiedsfeier, die ihm seine Schüler beim Rücktritt vom Lehramt veranstalteten, mit Genugtuung erwähnt, dass er in den siebenundzwanzig Jahren seiner hiesigen Lehrtätigkeit nicht eine einzige seiner Vorlesungen wegen Krankheit oder aus anderen Gründen versäumt oder durch einen Vertreter hätte halten lassen. Und es ist oft genug vorgekommen, dass seine Angehörigen, wenn er sich nicht wohlfühlte, ihn während des Semesters nicht zu bewegen vermochten, zu Hause zu bleiben; er ist so manches Mal mit hohem Fieber in sein Kolleg gegangen: Ein Beweis seines hochentwickelten Pflichtgefühls, aber auch seiner Lehrpassion. Zur Lehrpassion fügte sich bei ihm ein ausgesprochenes Lehrtalent. Diese beweist er in der Reformierung des ophthalmologischen Unterrichts. Während meiner Studienzeit und an vielen Stellen auch noch lange danach, lag der Unterricht in der Augenheilkunde sehr im argen. Es wurden ein oder mehrere Krankheitsfälle vorgestellt, das heißt der entsprechende Praktikant besichtigte sie zusammen mit dem Professor, der dann darüber vortrug. Die Corona sah wohl den Patienten, die Mehrzahl aber nichts von den Krankheitssymptomen an den betreffenden Augen, die ja zumeist nur aus unmittelbarer Nähe wahrzunehmen sind. Und wenn der Patient auch nach der Besprechung durch den Hörsaal geschickt oder geführt wurde, konnten die Hörer nur einen flüchtigen Blick auf ihn werfen, weil sie dem inzwischen fortgeschrittenen Vortrag des Professors folgen mussten, waren also gar nicht in der Lage, sich die wesentlichen Merkmale des Krankheitsbildes einzuprägen. *U.* schickte jeder Vorlesung Demonstrationen einer größeren Anzahl von Kranken voraus, die zum Teil von ihm, zum Teil von seinen Assistenten kleinen Gruppen der Studierenden gezeigt wurden, dass jeder einzelne die Möglichkeit hatte, die Krankheitssymptome aus nächster Nähe zu sehen und sich die vielfach so ungemein feinen Unterscheidungsmerkmale der einzelnen Krankheitsbilder nicht bloß aus dem

klinischen Vortrag und dem Lehrbuch, sondern aus eigener Anschauung an oft wiederkehrenden Beispielen einzuprägen. Nur so kann der Studierende das, was er von der Augenheilkunde später wissen muss, wirklich lernen und in seiner Praxis verwerten. Die *Uthoffsche* Lehrmethode wird jetzt wohl von der Mehrzahl der Ophthalmologen verwertet.

Mit der gleichen Hingebung, die *U.* der Ausbildung der studierenden jungen Mediziner widmete, unterzog er sich der weiteren Aufgabe des klinischen Lehrers, der Heranziehung und der Fortbildung des augenärztlichen Nachwuchses. Seiner unermüdlichen Anregung und Unterweisung verdankt die Ophthalmologie eine Anzahl hervorragender akademischer Lehrer und Forscher, zahlreiche vortreffliche Augenärzte, die seine Schule zu einer der angesehensten und fruchtbarsten in Deutschland gemacht haben. Von *U.s* Wesen und der Art seines Umgangs mit den Ärzten der Klinik hat sein ältester Schüler *Axenfeld* auf der anlässlich *Uthoffs* Rücktritt vom Lehramt veranstalteten Feier ein so vortreffliches Bild entworfen, dass ich einiges davon hier wiedergeben möchte. „Es war bei *Uthhoff* selbstverständlich, dass jeder Assistent auch wissenschaftlich arbeitete im Laboratorium oder in der Klinik. Der ganze Dienst aber vollzog sich zwanglos. Die treibende Kraft für alle wurde in seiner Nähe das Interesse an der Sache, an der Wissenschaft, am Unterricht und am Kranken. Es war ganz unmöglich, dass in dieser Atmosphäre ein Mitarbeiter gleichgültig oder bequem blieb. Ohne irgendwelche scharfen Worte, ohne kleinliche Aufsicht fügte sich jeder dieser Umwelt ein, und ebenso ging ganz selbstverständlich und unmerklich die teilnehmende, fürsorgliche Art des Krankendienstes, welche *Uthhoff* eignete, auf seine Mitarbeiter über und auf alle, die im Hause mithalfen. Er brachte ihnen Vertrauen entgegen, und niemand wollte seine Erwartungen enttäuschen. Für die Unebenheiten und Ungeschicklichkeiten der Anfänger hatte er immer Nachsicht und Geduld, er machte ihnen Mut und verstand es, auch bescheidene Keime zu entwickeln und sich entfalten zu lassen. Die Kritik, die er übte und vor der vorschnelle Schlüsse nicht bestanden, wusste er so zu gestalten, dass sie nicht entmutigte. Andererseits fand eine zu hohe Selbsteinschätzung, wie sie nicht ungerne nach Erlangung der ersten Übersicht sich beim jungen Medikus einstellt und die wir alle mehr oder weniger aus eigener Erinnerung kennen, um so wirksamer bei ihm die erforderliche Korrektur, als er zu kühne Diagnosen oder Urteile ruhig anrennen ließ und dann mit einer stillen Überlegenheit richtigstellte. Und ebenso wird niemand vergessen, wie rücksichtsvoll und schonend *Uthhoff* über andere urteilte, mit welchem Takt und wie verbindlicher Form er den Verkehr mit den Ärzten pflegte und wie gerne er auch die Leistungen anderer anerkannte, ohne sich freilich von übereiligen und übertriebenen Veröffentlichungen täuschen zu lassen.“

Nach Kräften war *U.* auch bestrebt, die Fortbildung der Augenärzte zu fördern. Zu diesem Zweck gründete er 1911 die „Vereinigung der Augenärzte Schlesiens und Posens“, die jetzt den Namen „Südostdeutsche Augenärzte-Vereinigung“ angenommen hat. Bis zu seiner Emeritierung füllte er selbst mit Unterstützung seiner

Assistenten den größten Teil einer jeden Tagung mit Demonstrationen und Vorträgen aus und hat auch nach seinem Rücktritt vom Lehramt jede Sitzung durch Vorträge und Diskussionsbemerkungen bereichert. Auch sonst hielt er sich nie zurück, wenn ihm Gelegenheit geboten ward, zu lernen, oder wenn von ihm Belehrung gewünscht wurde. Er war der regelmäßige Besucher der Ophthalmologen-Kongresse; seine Wahl zum ersten Vorsitzenden des Vorstandes brachte das ihm von allen Seiten geschenkte Vertrauen zum vollkommensten Ausdruck.

Wie in seinem eigenen Fache wirkte *U.* auch im weiteren Kreise der Medizin und der Naturwissenschaften anregend und belebend, was alle bestätigten, die ihn an dieser Stelle während der dreißig Jahre seiner Zugehörigkeit zur „Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur“³²⁶ gesehen und gehört haben. Ihre Dankbarkeit und ihr Vertrauen hat ihm die Gesellschaft durch die Wahl zum Generalsekretär zum Ausdruck gebracht. Fünfundzwanzig Jahre hindurch war *Uthhoff* in ziemlich regelmäßigen Abständen auch Vorsitzender der Medizinischen Sektion, die er mit Geschick und Umsicht zu leiten verstand.

Es bedarf nach all dem Gesagten kaum noch der ausdrücklichen Feststellung, dass *Uthhoff* auch als Arzt einer der besten war, die dieses Fach jemals besessen hat, weil sich bei ihm umfassendes theoretisches Wissen, reiche klinische Erfahrungen, hervorragendes operatives Geschick verbanden mit warmherziger Menschlichkeit und feinstem Herzenstakt. Mochte ihn, den wissenschaftlichen Forscher, ein ungewöhnliches Krankheitsbild noch so sehr fesseln, nie vergaß er, dass der interessante Fall ein leidender, um sein Augenlicht bangender Mensch war. Charakteristisch für ihn ist eine in seinen biographischen Aufzeichnungen enthaltende Episode aus der Assistentenzeit bei *Schoeler*. Dieser wird als liebenswürdiger Mann, mit dem gut auszukommen war, geschildert. Nur ein einziges Mal in mehr als zehnjähriger Zusammenarbeit kam es zwischen dem jungen Assistenten und seinem Chef zu einem *Rencontre*, als dieser einen Kranken sehr hart anließ. *U.* war darüber so empört, das er dem Chef erklärte, er werde, wenn *Schoeler* noch einmal so heftig werden würde, seinen Assistentenposten auf der Stelle niederlegen. Es ist, so schreibt *U.*, auch nie wieder zu einer solchen Szene gekommen.

Wir haben *Uthhoff* als Gelehrten und Forscher, als Lehrer und Führer seiner Fachgenossen, als Arzt und Mensch kennengelernt. Die einzelnen Züge seiner Persönlichkeit fügen sich zu einem durchaus einheitlichen, geschlossenen Bilde zusammen. Kein Stürmer und Dränger, kein sprühender Feuergeist, hielt *U.* sich auch zeit lebens fern von kühnen, gewagten Spekulationen. Still und bedächtig, aber unermüdlich und mit zäher Ausdauer, unter ständiger Kritik der eigenen und fremden

³²⁶ Gegründet 1803 als „Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften“, ab 1804 als „Gesellschaft zur Förderung der Naturkunde und der Industrie Schlesiens.“ Ab 1809 bis 1945 „Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.“ Durch ihr hohes Niveau und ihr nationales und internationales Ansehen ersetzte sie eine in Schlesien fehlende Akademie der Wissenschaften und Künste. Präsident war zum Beispiel 1899 der Chirurg Johann von Mikulicz-Radecki. Ehrenmitglieder waren Johann Wolfgang von Goethe, Alexander von Humboldt und Charles Darwin. Im Stellenwert und Rang durchaus vergleichbar mit der „Royal Society“ in England. Aus wikipedia.org. Aufgerufen am 11.9.2018, 16:50 Uhr.

Gedankengänge, errichtete er sein Werk auf dem sicheren Fundament eines einwandfreien Tatsachenmaterials, das ihm seine mit peinlichster Sorgfalt am Krankenbett und im Laboratorium erhobenen Befunde lieferten. Die zurückhaltende Art des Norddeutschen ließ ihn bei flüchtiger Begegnung kühl und verschlossen erscheinen. Wer ihn aber näher kennenlernte, der fühlte bald die Herzenswärme, die *U.* Menschen und Ereignissen entgegenbrachte, sich mit Wort und Tat überall da einsetzend, wo sein Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl und seine Menschlichkeit es ihm geboten.

Vor Ihnen steht *Uthoffs* Porträtbüste, das Werk seiner jüngsten Tochter³²⁷, deren Künstlerhand das Bild des geliebten Vaters so lebenswahr zu gestalten vermochte, wie es sich seine Freunde und Schüler schwerlich besser wünschen konnten. Die Büste wird ihren Platz da finden, wo zahlreiche Generationen Studierender und Ärzte von dem verewigten Lehrer unterwiesen und angeregt wurden. Das Bildnis soll kommenden Generationen die Erinnerung an den Mann wachhalten, dessen Leben aufging in der Liebe zu leidenden Menschen und zur Wissenschaft.



Abb.101: Porträtbüste von Wilhelm Uthoff, ein Werk seiner jüngsten Tochter der Bildhauerin Inge Uthoff, verh. Jaeger

³²⁷ Vgl.: 3.2.

2.6 Geschichten um Uthhoff³²⁸

Vor zehn Jahren verstarb Uthhoff im Alter von 74 Jahren.

Von Heine³²⁹-Kiel



Abb.102: Leopold Heine. Aus:
Kieler Gelehrtenverzeichnis.
Aufgerufen am 13.9.2018
10:55 Uhr

Es war ein strahlender Spätsommertag. Mit Frau und Tochter fuhr ich mit dem Boot an den schilfverbrämten Ufern des Dieksees entlang. Bald tauchten links die Häuser eines Dörfchens auf, meist noch strohgedeckt, altmodisch, gemütlich. Die Einfahrt, offen, gestattete dem Auge den Einblick. Im Garten, der sich bis zum Seeufer hinunterzog, sah ich in der Erinnerung unter den Obstbäumen auf dem Rasen eine Kaffeetafel. Es war am 31. Juli 1923. Wir feierten den 70. Geburtstag *Uthhoffs*, der sich hierher zu seiner verheirateten Tochter zurückgezogen hatte. Auch seine übrigen Kinder und deren Kinder gaben einen fröhlichen, stillvergnügten, plaudernden und spielenden Kreis, dem sich noch ein Nachbarehepaar anfügte, indem ein mit zwei Schimmeln bespannter Jagdwagen, von einer blütenweiß gekleideten Dame gelenkt, im scharfem Trabe vor der Einfahrt anlangte. Das Bild hatte Stimmung.

³²⁸ Aus Klin Mbl Augenheilkd Bd. 99, 528-532. (1937).

³²⁹ Leopold Heine, * Cöthen, Sachsen-Anhalt 17.6.1870, † Kiel 23.4.1940. 1899 1. Assistent bei Prof. Dr. Wilhelm Uthhoff, Breslau, 1905 Einführung der Zyklodialyse, 1907 o. ö. Professor für Augenheilkunde Greifswald, 1907-1935 o. ö. Professor für Augenheilkunde Kiel, 1925-1929 Untersuchungen zur Haftglasfrage mit der Firma ZEISS (Vorläufer der Kontaktlinsen).

Die Dame des Hauses, die Tochter des Jubilars, mir von ihrer Kindheit aus Marburg a.d.L. bekannt, hatte mich mit meiner Frau eingeladen, heimlich, ohne ihrem Vater etwas zu sagen. Er hatte es aber doch bemerkt, denn meine Antwort war im Papierkorb seinem Auge nicht entgangen. So kam er uns schon freundlichst entgegen. Seine Frau hatte er ja schon leider verloren. Als Geschenk für das 70jährige Geburtstagskind³³⁰ hatten wir einige Schmoraale mitgebracht, die Freude und Heiterkeit erregten. Die Stunden gingen schnell dahin, die ganze Gesellschaft brachte uns zum nahen Bahnhof, noch sehe ich meinen ehemaligen Chef, freundlich winkend, es sollte das letzte Mal sein.

Solche Erinnerungen gingen mir jetzt auf dem See durch die Seele immer weiter rückwärts bis Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ich war schon einige Jahre Assistent im physiologischen Institut in Marburg gewesen und musste mich mit schwerem Herzen von *Albrecht Kossel* trennen, der mir durch keinen Hauch getrübt Wohlwollen bis zu seinem Tode bewahrt hat. Ich hatte als Institutsassistent auch schon in der Augenklinik verkehrt, wo *Axenfeld* der I. Assistent war. Die Liebe zu diesem Fach stammte schon aus meiner Schülerzeit, wo ich *Paul Bunge*³³¹ in Halle arbeiten sah. Als Landsmann war ich ihm später auch in seiner Privatpraxis willkommen und genoss seinen genialen Unterricht, leider nur ein Semester lang, werde ihn aber nie vergessen.

Durch die Bekanntschaft mit *Axenfeld* erhielt ich eine an der Augenklinik frei werdende Assistentenstelle (die zweite von zweien). *Uthhoff* ging ja nun leider schon zwei Monate später nach Breslau, nahm *Axenfeld* mit und hinterließ mich seinem Nachfolger, der keinen Assistenten mitbrachte, so dass ich gleich erster wurde und mich auf Wunsch meines neuen Chefs 1898 habilitierte.

In *Albrecht Kossel*³³² hatte ich einen idealen Chef kennengelernt: Genialer Forscher, liebenswürdiger Mensch, immer hilfsbereit, immer geduldig und ruhig (Mecklenburger), nie erregt und hastig, aber immer tätig. Wort für Wort übertrug ich diese Vorstellungen auf *Uthhoff*, dem auch die Vornehmheit seines unzweideutigen Wesens noch ebenso eigen war wie *Albrecht Kossel*. Beide Herren kannten sich auch, und ihr gutes Verhältnis war innerlich begründet, die Achtung war eine gegenseitige. *Uthhoff* sollte mein Ideal zum zweiten Mal erfüllen, als ich ihn fragte, ob ich denn nicht wieder zu ihm kommen dürfte, als *Axenfeld* nach Rostock berufen worden war. Was er mir antwortete, ist sehr bezeichnend: „Wenn Sie Ihre Verhältnisse dort in Frieden lösen können, kommen Sie zu mir.“ Ich habe es keine Minute bereut. Sehr kennzeichnend für *Uthoffs* Dienstauffassung war eine Unterredung in den ersten Tagen meiner Breslauer Zeit (1899). *Uthhoff* stand betreffs der Behandlung der Kurzsichtigkeit damals noch auf dem Standpunkt, dass die Akkommodation des Auges für die Nähe das Leiden ungünstig beeinflusse. Ich war der schon von *Förster* in Breslau, *Uthoffs* Vorgänger, vertretenen, aber noch nicht zur

³³⁰ Den 70. Geburtstag konnte Wilhelm Uthhoff am 31.7.1923 begehen.

³³¹ Paul Bunge, * Quellendorf (Anhalt) 28.5.1853, † Halle 14.3.1926, 1899 a. o. Professor für Augenheilkunde in Halle. Militäraugenarzt im Reservelazarett Halle und beim IV. Armee-corps.

³³² Albrecht Kossel, * Rostock 16.9.1853, † Heidelberg 5.7.1924, Mediziner, Physiologe, Biochemiker,

völligen Anerkennung gebrachten Meinung, dass die Vollkorrektion für fast alle Fälle von Myopien durchzuführen sei. Ich fragte meinen Chef nun, wie ich mich in der Poliklinik verhalten solle. Er: „Ganz wie Sie es für richtig halten.“ Ich: „Und wie habe ich mich den jüngeren Herren gegenüber zu verhalten?“ Er: „Ihre Stellung ist die des *primus inter pares*³³³, also autoritär. Das wird sich ja alles ganz von selbst finden.“ Und es fand sich auch. Ich wüsste nicht, dass wir ihn in einem Streitfall um Entscheid hätten bitten müssen. Es kam in acht Jahren überhaupt nichts Derartiges vor.

Es war ständig ein kommandierter Arzt von der Armee in der Klinik. *Uthhoff* hatte sich ausbedungen, möglichst junge Chargen, Assistenzärzte, höchstens angehende Oberärzte zu erhalten, da der 1. Assistent der Augenklinik nicht einmal den Titel Oberarzt führte und *Uthhoff* die kommandierten Herren je jünger desto bildsamer ansah. Diese Einrichtung hat sich sehr gut bewährt, so dass der Chef jedem Kommandierten noch ein drittes Jahr erwirkte. Mit *Sydel*, *Wernicke*, *Enslin* haben wir stets im besten Einverständnis gestanden. So rollte der klinische Betrieb in ärztlicher, unterrichtlicher und wissenschaftlicher Hinsicht geräuschlos ab. Es verstand sich einfach alles von selbst. Ebenso lief der klinische und poliklinische Dienst wie ein wohlgeölter Motor mit Wärtern³³⁴ und Wärterinnen³³⁵ regelrecht und geräuschlos. Mich nannte man den Vater, *W.L. Meyer* die Mutter.

Die „königliche *Ober-Anna*“, später nur Oberschwester genannt, war die „Seele der Klinik“, sie war ursprünglich Hausmädchen bei *Förster* und diesem von seinem damaligen Assistenten *Asmus*, dem Erfinder des Sideroskopes³³⁶, zur Wärterin empfohlen.

Auch mit den übrigen Kliniken war ein ständiger Austausch der Patienten und Meinungen. Von den damaligen Oberärzten oder 1. Assistenten fanden sich *Klingsmüller*, *Heine*, *Anschütz* in Kiel wieder zusammen, um als Chefs weiter miteinander zu arbeiten. Dazu gesellte sich *Lüthge*, leider nur für kurze Zeit, dann *Schittenhelm*, uns oben Genannten ebenfalls von Breslau wohlbekannt, in der Frauenheilkunde *Pfannenstiel*, auch nur kurze Zeit – ebenfalls von Breslau, dann *Franz*, *Stoekel*, *Schröder*; *Otiater*³³⁷ war *Zimmermann*, besten Andenkens. Dann *Seiffert*. Die Zusammenarbeit der Kliniker war wie in Breslau so auch hier in Kiel stets mustergültig, zum Heil des Unterrichts und der Patienten. Ich betrachtete *Uthhoff* als die Seele dieser Gepflogenheiten.

Eine sehr ausgesprochene Eigenart *Uthoffs* war die Abneigung gegen alles Saloppe. In der Klinik hatten wir eine ca. sechzig Jahre alte Patientin mit Oberkiefer-

1910 für seine Zellforschungen Nobelpreis für Physiologie oder Medizin. Mitglied der Leopoldina.

³³³ Der Begriff *primus inter pares* wurde unter Kaiser Augustus (63 vor Christi - 14 nach Christi) eingeführt, um seine Stellung im römischen Staatsgefüge zu beschreiben (siehe auch Prinzipat). Augustus wollte mit dieser Bezeichnung seine Unterordnung unter die republikanischen Institutionen unterstreichen; de facto jedoch war er unumschränkter Herrscher.

³³⁴ Frühere Bezeichnung für Krankenpfleger.

³³⁵ Frühere Bezeichnung für Krankenschwestern.

³³⁶ Diagnostisches Magnetgerät zum Nachweis magnetisierbarer Splitter im Auge.

³³⁷ Otiater, (Hals)-(Nasen)-Ohrenarzt.

Carzinom mit Orbita-Beteiligung. Sie war schon einmal operiert, nun handelte es sich um ein Rezidiv. Der Rhinologe, ein ausgezeichnete Operateur und warmherziger Mensch, wurde zu einer Beratung gebeten, ob nochmal operiert werden sollte oder nicht. Mit großer Gründlichkeit wurde delibriert³³⁸ Ob? Ob nicht? Endlich sagte der Konsiliarius: „Ja, Herr Geheimrat, das können Sie nun wirklich an den Knöpfen abzählen.“ Ich sah wie der Chef innerlich zusammenfuhr, und sein leichtes Mienenspiel erstarrte zur Maske. Damit war der Ofen aus, würde jetzt die Jugend sagen. In ähnlichen Situationen deuteten wir Assistenten stumm auf drei Knöpfe unserer weißen Mäntel. Das verstand jeder.

Wenn die – tägliche – Visite zu Ende war, gingen Chef und Stab in die Poliklinik. Etwa in der Hälfte des Raumes nahm *Uthhoff* Platz, ich zu seiner Linken, der zweite Assistent rechts und so weiter, die Volontäre, zehn bis fünfzehn Mann, dahinter im Halbbogen. Vor dem Chef stand ein Drehsessel, auf dem ein Patient nach dem anderen Platz nahm, seinen Zettel mit Namen und so weiter in der Hand. Jedem nahm *Uthhoff* seinen Zettel ab, fragte nach diesem und jenem, und übergab den Zettel einem für diesen Fall geeignet erscheinenden Herrn.

Grundsätzlich wurde nicht etwa eine Einteilung in Brechfehler, äußere und innere Augenkrankheiten oder dergleichen gemacht. Auf dem Zettel wurde der Befund vom Arzt aufgeschrieben und nachher von demselben in das große Buch übertragen. Die Ambulanz mag damals 7-8000³³⁹ betragen haben.

Eines Tages fand der Chef nun einen Zettel mit der Diagnose „*pecus campi*“³⁴⁰. Er: „Ich sage, Kollege *Heine*“, so war seine übliche Anrede „was heißt das? *Pecus campi*?“ Ich kannte seine Abneigung gegen alles Saloppe, war aber im Zweifel, ob er dieses rügen wollte, zumal die Handschrift die eines Volontärs war, den er aus solchen Gründen nicht eben sehr schätzte. Ein Entschluss musste rasch gefasst werden, und so sage ich: „Ja, was soll das eigentlich wohl heißen? Ich denke mir, der Kollege hat damit wohl gemeint, was wir Analphabeten nennen.“ Er: „So, so“ in sonderbarer Betonung.

Wenn ich eine solche Frage nachher dem Betroffenen weitergab, so nannten die jüngeren Herren das „einen Sauhund mit Vorbande“. Von der mir dabei meist zugemuteten Rolle habe ich nie Unannehmlichkeiten gehabt.

Ein Patient, aus der medizinischen Klinik geschickt, sitzt vor dem Chef auf dem Drehsessel mit einem Brief an mich in der Hand, den der Chef öffnet. Er liest halblaut: „Lieber *Heine*, beifolgender Patient hat soeben ein Liter besten Cognac hier zu sich genommen, zur Vermeidung eines drohenden Deliriums, dabei ist er kuhnüchtern!“ Chef: „Ich sage, Kollege *Heine*, was heißt das: Kuhnüchtern?“ Ich: „Mein Gott, Herr Geheimrat, haben Sie jemals eine betrunkene Kuh gesehen, Sie sind ja doch vom Lande?“ Da musste er lachen.

³³⁸ Delibriert, veraltet für sich beraten.

³³⁹ Patienten/Jahr.

³⁴⁰ „*Pecus campi*“ war die Bezeichnung der Römer für minderwertiges Vieh, das des nachts vor den Toren der Stadt gelassen wurde.

Ein anderes Mal beobachtete ich die plötzliche Versteinerung des Mienenspiels in einer wissenschaftlichen Sitzung, in der *Uthhoff* einen Vortrag über ein besonders interessierendes Thema gehalten hatte. Während er sprach, bewegte sich ein „älterer Herr“ mit knarrenden Stiefeln und prominenter weißer Weste durch den Mittelgang bis dicht vor den Vortragenden, um dann nach einer Schwenkung um 90° nach links sich in einer Seitenreihe niederzulassen. Das Gesicht *Uthoffs* erstarrte, kam dann aber wieder in die gewöhnliche Fahrt; als erster Diskussionsredner meldete sich dieser Herr mit den knarrenden Stiefeln. „Er habe auch einmal auf Verlangen einer Behörde eine Arbeit über dieses Thema gemacht. Sie werde wohl noch in irgendeinem Archiv liegen. Was er darin gesagt habe, wisse er nicht mehr, es sei aber jedenfalls ausgezeichnet gewesen.“ Allgemeine Heiterkeit. *Uthoffs* Gesicht erstarrte zum zweiten Mal. Ich könnte ganz genau sagen, was er gedacht hat, gesagt hat er aber kein einziges Wort.

Eine in anderer Beziehung beachtliche Szene spielte sich auf diesem Drehsessel ab: Ein junges Mädchen sitzt vor dem Chef, den Zettel hinreichend. Der Chef nimmt ihn aber nicht, sondern sieht die Patientin sehr aufmerksam von vorn und von der Seite an und sagt dann leise zu mir: „*Variola vera?*“³⁴¹ Ich sehe mir die Sache auch an und sage: „*Ego adhuc numquam vidi*“³⁴², aber es könnte wohl sein. Die Patientin wurde sofort isoliert, wenige Minuten später bestätigte ein Neisserscher Assistent die Diagnose und entführte uns die junge Dame triumphierend. Gute Sache! Wir impften uns. In der Stadt war wohl noch ein Fall in einem Hospital aufgenommen, aber nicht erkannt, es brach eine kleine Epidemie aus, und ein Kollege verlor dadurch sein Leben.

Als 1914 der Krieg ausbrach, ließ ich in Kiel, als Direktor des Reservelazarett „Akademische Heilanstalten“, alles impfen, meine Familie auch, und so erwarteten wir die verwunderten und kranken Soldaten direkt aus den Lodzsker Schützengräben. Es dauerte gar nicht lange, da lag auch schon im großen Männersaal der Augenklinik in der Ecke eine „*Variola vera*“, deren Diagnose mir nun keine Schwierigkeiten machte. Weiteres Unglück wurde durch geeignete Maßnahmen verhütet. *Uthhoff* hatte vor vielen Jahren in Berlin einmal eine *Variola vera* gesehen.

Alle Monate etwa war im Hause des Chefs „Referier-Abend“, das heißt um acht Uhr gab es etwas Gutes (warm) zu essen, dazu Wein zu trinken, dann begannen die Referate über die neue Fachliteratur. Um elf oder ein halb zwölf Uhr war Schluss. Vorher pflegte ich den Neulingen zu sagen, es sei üblich, der alten Familien-*Anna* beim Abschied an der Haustüre fünfzig Pfennig einzuhändigen. Anderen Morgens kam der Chef, ließ mich rufen und sagte mir lächelnd, da habe sich wohl gestern einer der Herren geirrt, indem er der *Anna* zehn Mark in Gold verabreicht

³⁴¹ Echte Pocken.

³⁴² Zu Deutsch: „Ich habe bisher nie (dergleichen) gesehen“, dankenswerterweise übersetzt von Frau Dr. Mechthild Pörnbacher, Mittellateinisches Wörterbuch, Bayerische Akademie der Wissenschaften, München; denn im gedruckten Original heißt es fälschlich „adhuc“ statt richtigerweise „adhuc“.

habe. Ich sagte, das sei vermutlich Dr. St., ein älterer Gastvolontär, der ja farbenblind sei und beim Stümpfchen Licht Silber und Gold nicht habe unterscheiden können. Ich ging in die Poliklinik, wo ich den Betreffenden traf. Ich: „Na, wo haben Sie sich denn gestern Abend noch herumgetrieben, Sie sehen ja bejammernswert aus?“ Er: „Ach, nein, ich hatte gestern Abend noch ein goldenes Zehn-Mark-Stück, und das ist heute nicht mehr zu finden, mein letztes.“ Ich: „Kann mir schon denken, wo es geblieben ist, warum sättigen Sie sich an der Wissenschaft?“ Dann sagte ich ihm, dass der Chef sich recht gewundert zu haben schien, dass er der alten *Anna* zehn Mark in die Hand gedrückt hätte, hier seien sie. Mit einem wehmütigen Lächeln nahm er den Mammon wieder an sich. Sein Lebensweg sollte leider nicht mehr lang sein.

Eines Tages im Labor studierten wir mikroskopische Präparate von Gehirnschnitten bei Syphilis, die Dokumente seiner, *Uthoffs*, berühmter Arbeit in *Graefes* Archiv. Da platzt einer der jungen Herren mit der Bemerkung heraus: „Donnerwetter, das ist schon mehr eine Brotschnitte als ein mikroskopisches Präparat.“ Die Tür zum Labor war nur angelehnt, und hereintritt der Chef; freundlich lächelnd: „Ja, meine Herren, diese Schnitte stammen aus einer Zeit, wo es noch keine Mikrotome gab, die musste ich mit dem Rasiermesser mit freier Hand schneiden.“ Der Sprecher von oben bekam einen „Kopf“, um den ich ihn nicht beneidete. Der Chef war in Berlin gewesen und kam am anderen Morgen recht aufgeräumt in die Klinik. Nach der Visite stellte er sich in der Poliklinik gemütlich zu mir und erzählte einiges: „Schließlich haben sie einen zum Geheimrat gemacht“, ich fragte: „Wen denn?“ Er: „Mich!“ Ich machte sofort stramm und sagte mit erhobener Stimme – was bei uns ja sonst gar nicht üblich war: „Gratuliere ehrerbietig, Herr Geheimrat!“ Er: „Um Gottes Willen, schreien Sie doch nicht so, wenn das jemand hört.“

Einmal aber geschah etwas ganz Unglaubliches. In der Poliklinik herrschte der übliche, ruhig seinen Weg gehende Betrieb. Plötzlich sehe ich, wie der Chef etwa in der Mitte des großen Raumes mit einem Mann aus dem Volke handgemein wird. Laute Worte waren dabei nicht gefallen, ich traute meinen Augen nicht, wie ich sehe, dass *Uthoff* mit der linken Hand den Mann da angreift, wo andere Leute den Kragen haben, ihn herumdreht, mit der rechten Hand etwa einen Meter tiefer angreift und den Betreffenden in langen Schritten höchst eigenmächtig durch die offene Tür ins Wartezimmer hinaus und vielleicht die kleine Treppe zur Straße hinabbefördert. Doch war letzteres nicht mehr zu erkennen. Ruhig kam der Chef zurück, und der Betrieb ging weiter.

War es im ganzen eine viertel, oder eine halbe Minute? Wir Assistenten standen versteinert, hätten am liebsten „Bravo“ geschrien, verhielten uns aber völlig ruhig. Innerlich aber lachte es in uns. Keiner hat erfahren, welches das Delikt des Mannes gewesen war, aber verdient hatte er die momentane Exekution sicher. Wer diese Geschichte nicht kennt, der kennt *Uthoff* nicht völlig, sie lässt ihn in einem völlig neuen Licht erscheinen, ein Licht, in dem ich ihn auch nur dieses eine Mal gesehen

habe. Ich möchte es nicht missen. Er redete wenig – abgesehen von wissenschaftlichen Themen, konnte aber, wo es ihm nötig schien, sehr energisch handeln. Das habe ich zu meinem Glück erfahren.

Es sind nur kleine Skizzen, die ich hier gegeben habe, aber sie sind für den, der Momentbilder zu deuten versteht, doch nicht wertlos. Und ich bin stolz darauf, sagen zu dürfen, ich habe das Vertrauen dieses Mannes besessen.

Prof. Heine
Geh. Med.-Rat
Kiel, Tirpitzstraße 136
Tel. 6228



Abb.103: *Wilhelm Uthoffs Arbeitszimmer in Breslau*

2.7 Artikel³⁴³ von Hans Eberhard von Besser, Patient von Prof. Dr. Wilhelm Uthhoff³⁴⁴.

Uthhoff – Schlesiens berühmter Augenarzt.

Wenn morgens gegen neun Uhr der Straßenbahnzug der Linie 1 die Tiergartenstraße entlangbrauste, an der Ecke der Maxstraße bremste und hielt, verließ immer ein schlanker, grauhaariger Herr den Wagen. Der Schaffner hob die Hand zur Mütze: „Morgen, Herr Geheimrat.“ Langsam und nachdenklich schritt der Arzt zur Universitäts-Augenklinik hinüber. Bedächtig stieg Professor *Uthhoff* die wenigen Treppen empor und verschwand im Portal der Klinik. Die Straßenbahn fuhr inzwischen schon dröhnend an dem Klinikviertel vorüber, rollte dumpf über die Passbrücke gen Scheitnig³⁴⁵.

In jener Zeit, den Jahren vor dem ersten Weltkrieg, stand *Uthhoff* auf der Höhe seines Ansehens, besaß er den größten Ruf als schlesischer Augenarzt. Dieser Ruf reichte weit hinaus über die Landesgrenze, bis hinein ins böhmische, polnische, bis hinauf ins kurländische und russische Land. Von überallher kamen die Patienten.

Uthhoff war der Typ des distinguierten Geheimrates jener Tage – sehr korrekt, souverän, gesammelt. Er besaß die ruhigen Bewegungen des Augenarztes: Schmale, behutsame Hände, die man bei einer Berührung als schwebend empfand. Monat für Monat, schließlich ein ganzes Jahr war ich Patient, konnte ich die interessante Persönlichkeit dieses Mannes in jeder Phase erkennen, in sie eindringen, sie innerlich erfassen. Er kam immer noch von seiner Wohnung auf der Kaiser-Wilhelm-Straße, wie damals Breslaus Prachtstraße hieß, mit der Straßenbahn heraus; für die neumodischen Benzindroschken hatte er wenig übrig. Er liebte das Altgewohnte. Seine alte Oberschwester, die gerne in den Ruhestand getreten wäre, veranlasste er immer wieder zum Bleiben – neue Gesichter behagten ihm nicht –, und sie blieb!

Die ruhige Gelassenheit, die von ihm ausging, teilte sich allen mit. *Uthhoff* kannte die Macht seiner Persönlichkeit, und sie war ihm eine willkommene Hilfe. Ich erinnere mich an eine junge Frau aus Oberschlesien, die ihr Kind in die Klinik brachte und die Nerven verlor, weil es operiert werden musste. Immerzu rief sie: „Niemand habe ich an mein Kind gelassen, wie ist es möglich, dass es so kommt?“ *Uthhoff* kam zur Visite, und seine gütige Stimme, die behutsame Ruhe seiner verstehenden Worte, wirkten Wunder.

³⁴³ Aus „Der Schlesier“. Nr.5 (1967) vom 5.3.1967 zum 40.Todestag von Wilhelm Uthhoff mit Quellenangabe von Herrn Wolfgang Bootz, Ratzeburg (Großvater mütterlicherseits war der jüngste Bruder, Karl, von Prof. Wilhelm Uthhoff. Vetter von Hans K. Uthhoff/Ottawa) per E-Mail vom 19.9.2018.

³⁴⁴ Dankenswerterweise von Herrn Prof. Dr. Hans K. Uthhoff/Ottawa per Post überlassen am 14.9.2018 (Posteingang).

³⁴⁵ Scheitnig, Breslauer Stadtteil östlich der Altstadt, dort liegt der Scheitniger Park, die größte innerstädtische Parkanlage mit über 100 Hektar Gesamtfläche, heute Szczytniki.

Immer muss ich an den Weihnachtsabend, den ich in der Klinik erlebte, denken. Ich war noch sehr jung, wollte am Heiligen Abend weder Besuch noch Weihnachtsstimmung haben, die mit ihrer Gemütsbewegung Schwäche aufkommen lassen konnte, und ich wich allem aus. Da hörte ich *Uthoffs* charakteristischen, gemessenen Schritt den stillen Korridor entlangkommen, gleich darauf wurde nach kurzem Pochen die Tür meines Zimmers geöffnet. *Uthoff*, in dunkelblauem Anzug seltsam fremd, stand auf der Schwelle. Ich kannte ihn bis dahin nur im weißen Mantel, gefolgt von dem Oberarzt und der Schar der Assistenten und Schwestern. „Ich wollte nur einmal nach Ihnen sehen!“ Meinte er schlicht und lehnte sich an die Kante des Tisches. „Sie müssen viel Geduld haben“, sagte er mir väterlich auf die Schulter klopfend. „Sie wissen, es ist ein schweres Augenleiden.“ Ich wusste es nur zu gut! Wie schlicht der Geheimrat vor mir stand, so ganz Mensch, Posen waren ihm fremd, dazu war er zu natürlich.

Als er gegangen war, noch immer klangen von unten herauf von der offiziellen Feier der Klinik Weihnachtslieder, war es mir, als sei *Uthoff* immer noch im Raum. Nach einer Weile wurde mir das Zimmer zu eng; ich öffnete die Tür, der stille endlose Flur lockte mich. Plötzlich verharrte ich jäh in der geöffneten Tür. An einem der breiten Fenster sah ich den Geheimrat stehen, versonnen, gebeugt, tief in Gedanken. Längst wähnte ich ihn unten wieder bei der Feier. Beschäftigte er sich noch immer mit meinem Fall? War er gekommen und hatte nicht ausgesprochen wozu er gekommen war, sich vorbehalten, es später bei einer passenden Gelegenheit zu tun?

Demütig, ganz seinen Überlegungen hingegeben, stand der Professor, in dessen Hand oft so viel ruhte, dort am Fenster. Dachte er darüber nach, dass es einen Feind für ihn gab, mit dem es immer und immer wieder zu ringen galt, zäh, unerbittlich und mühevoll, das Dunkel! Es lauerte stets im Hintergrund bei all seiner Arbeit, seinem Können und Wissen. In dieser Stunde sah ich einen *Uthoff* wie ich ihn nicht kannte, einen demütigen, bescheidenen Mann, der vor dem Höheren stand. Es gab mir in dieser Nacht zu denken, oft noch erinnerte ich mich, als das Dunkel sich über mich senkte, daran. Viele suchten bei *Uthoff* Hilfe und Rat; er besaß ein vorzügliches Personengedächtnis. Patienten, die jahrelang nicht bei ihm gewesen waren, erkannte er sofort wieder oder verblüffte sie, wenn er zum Beispiel einmal sagte: „Sie kommen doch aus...“

Ausländische und inländische Kapazitäten gingen in dem Jahr meines Klinikaufenthaltes an mir vorüber; immer blieb *Uthoff* der gleiche, schlicht und ohne viel Aufhebens gegenüber den Besuchern. Er starb im Frühjahr 1927. Ein weithin bekannter Name verklang, hallte nach in der medizinischen Welt im schlesischen Raum, blieb in den Herzen vieler Menschen.

*Hans Eberhard von Besser*³⁴⁶

³⁴⁶ Preußisches Adelsgeschlecht, bürgerlicher Ursprung im thüringischen Auma. 1768 in Wien in den Reichsadelstand erhoben. Vgl.: Hans Eberhard von Besser: Von den Besserers bis zu den Bessers. Ein vorgeschichtlicher Überblick zum Herkommen derer von Besser. Starke, Görlitz 1923; Band 2 unter dem Titel: Die Familie von Besser. Starke, Görlitz 1923.

2.8 Auszug aus dem Tagebuch vom 01.08.1908 von Else Uthhoff.

Als Papa Rektor³⁴⁷ der Universität wurde

„*Magnifica Uthhoff*“ – soeben kam das Telegramm: Papa ist Rektor geworden. Mama stand kreidebleich am Telefon und ließ sich den Schreck durch alle Glieder fahren. Dann ging sie raus: „*Magnifica Uthhoff* – *Inge*, Papa ist Rektor geworden!“ Und schon erhebt sich vor der Tür ein Geschrei, *Inge* kommt in Tränen gebadet ins Zimmer. „Was ist los *Inge*?“ „Wieso heißt die Mama jetzt nicht mehr *Lilli*, die heißt doch anders. Der Papa hat so was Komisches geschrieben.“ Was, wusste sie nicht mehr, nur *Lilli* war es nicht. Mühsam suchten wir ihr klarzumachen, dass Mama als *Magnifica* auch noch weiterhin *Lilli* heißen darf. Allmählich beruhigte sie sich.

Dann nahm Mama sie zu sich und erzählte ihr, der Papa sei Rektor geworden, und sie sei ganz traurig darüber. Dann zog *Inge* ein „Schippchen“, und es ging schon wieder los. In diesem Moment erschienen die Jungen. *Kurt*: „Na und, der Papa ist Rektor geworden, und darum weint ihr? Ich mache das nicht mit“. Er sah sich schon mit Stehkragen und Schlips auf dem Ball und quetschte sich aufs Sofa. „Ich dachte, da wäre jemand gestorben.“ Danach gab er seinen Gefühlen einen herzzerreißenden Ausbruch auf dem Klavier. Mama gab sich währenddessen weiter alle Mühe, *Inge* zu beruhigen: „Sieh mal, ich habe das nur so gesagt, ich bin ja gar nicht wirklich traurig.“ „Doch Du bist wohl traurig!“ „Aber nein, weißt Du, der Papa hat dann einen roten Mantel an aus Samt mit goldenen Fransen und mit Gold gestickt. Damit sieht er ganz fein aus.“ Statt einer Antwort heulte *Inge* mit aller Kraft weiter: „So, jetzt hast Du den Papa lieber als mich, und das sollst Du nicht!“ „Nein, nein Puppe, sei doch ruhig. Weißt Du, da wird *Elle* (*Else*) viel tanzen und der Duda (*Kurt*) auch, und dann gehen wir überhaupt alle auf den Ball“. Aber aller Trost ging fehl. Sie schluchzte: „Mama da wirst Du geheiratet und die *Elle* auch und ich auch, aber ich will noch nicht heiraten, darum muss ich weg.“ „Aber ich bin doch schon geheiratet. Der Papa hat mich doch geheiratet.“ „Der Papa?“ fragt sie ganz misstrauisch, und auf einmal weint sie wieder ganz jämmerlich. „Der Papa wird doch nun so streng.“ „So ein Unsinn, meinst Du, nur weil er Rektor ist?“ „Der sieht doch dann ganz anders aus, der kriegt dann doch ein anderes Gesicht.“

Alle Augenblicke bricht *Hans* in schallendes Gelächter aus, und *Inge* kann es nicht fassen, dass der Papa auch als Rektor dasselbe Gesicht behält und wiederholt ganz nachdenklich „dasselbe?“ Dann aber fällt ihr die *Magnifica* wieder aufs Herz. „Mama, heißt Du noch *Lilli*? Aber mich sollst Du viel lieber haben. Der Papa hat ja jetzt schon den roten Mantel!“

³⁴⁷ Prof. Dr. Wilhelm Uthhoff war Rektor der Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität im Jahr 1908/09. Vgl.: [wikipedia.org/wiki/Liste_der_Rektoren_der_Schlesischen_Friedrich-Wilhelmsuniversitaet_Breslau](https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Rektoren_der_Schlesischen_Friedrich-Wilhelmsuniversitaet_Breslau) aufgerufen am 17.1.2019 8:10 Uhr



Abb.104: *Die Familie 1908 in Breslau
Papa, Inge, Hans, Mama, Else, Kurt*

2.9 Hans Uthhoff über seine Eltern

Es war üblich, dass meine Urgroßmutter *Trau* mit ihrer Tochter *Antonie* einmal im Jahr von Sankt Petersburg aus ihren Bruder *Jean Trau*, von Beruf Klavierbauer, in Heidelberg besuchte, und da meine Großmutter *Antonie von Bagh* einer Entbindung entgegensah, erfolgte dies in Heidelberg. Hier wurde meine Mutter *Lilli von Bagh* am 13.11.1870 geboren. Fast jedes Jahr wurde Heidelberg wieder aufgesucht, und so kam es im Verlauf vieler Jahre dazu, dass meine Urgroßmutter *Trau*, an die ich mich noch gut entsinne, auf der Durchreise über Berlin schließlich wegen einer Staroperation in der *Schoeler'schen* Augenklinik landete. Und so reisten die Großmutter, die Mutter *von Bagh* und deren Tochter *Lilli* nach Berlin in die Augenklinik, wo die Operation durch meinen Vater erfolgreich durchgeführt wurde.

Meine Mutter *Lilli* war damals erst 17 Jahre alt und hat auf meinen Vater einen großen Eindruck gemacht, und so entstand der Wunsch: Die oder keine! Bei der Familie *von Bagh* hatte mein Vater ebenfalls einen guten Eindruck hinterlassen, und so erfolgte aus Sankt Petersburg eine Einladung zum Besuch bei der Familie. Mein Großvater, Dr. *Alexander von Bagh*, war dort Direktor einer großen chemischen Fabrik in Tentelew, und mein Vater wurde sehr herzlich aufgenommen. Das alte Sankt Petersburg hatte ihn sehr beeindruckt mit Geselligkeiten und der dortigen Familie. An vielem war zu merken, dass sie sich wohl meinen Vater als Schwiegersohn wünschten. Es wurden Ausflüge gemeinsamer Art organisiert, und dabei wurde so verfahren, dass *Lilli* und mein Vater in einen Kutschwagen plaziert wurden. Nach einem Ausflug in Finnland zu den Imatra-Fällen kam es dann zur Verlobung. Ein weiteres Jahr später erfolgte die Hochzeit in Sankt Petersburg.

Meine Mutter war leicht sensibel und sehr zurückhaltend, und es war ihr sehr schwer geworden, sich von den Eltern und den Geschwistern *Marie* und *Therese* sowie dem kleinen Bruder *Sascha* zu trennen, der überhaupt nicht damit einverstanden war, dass ihm seine Lieblingsschwester entführt wurde. Mehrmals grollte der damals Siebenjährige meinen Vater an: „Nach Sibirien Du sollst!“ Als er erwachsen war, hatte er dann in Deutschland Chemie studiert und war in Breslau oft unser Gast.

Die Eltern bezogen in Berlin in der Roonstraße eine Wohnung. Und Papa arbeitete noch einige Jahre an der *Schoeler'schen* Klinik. Außerdem arbeitete er viel in der Forschung, so dass meine Mutter viel auf sich gestellt in dem neuen Bekanntenkreis blieb. Sie wurde daher oft von ihrer Familie aus Sankt Petersburg besucht. Im Oktober 1889 wurde *Else* in Berlin geboren. Mamas Schwester *Marie* kam dann ebenfalls nach Berlin und studierte dort Gesang bei *Lilli Lehmann* und heiratete später 1910 in Sankt Petersburg ihren Vetter, den Frauenarzt Dr. *Oskar von Küttner*. Er hatte eine sehr gutgehende Praxis und war leitender Arzt am Alexander-Hospital. Es war in den vornehmen Sankt Petersburger Kreisen damals jedoch unüblich, dass Ärzte Rechnungen schreiben. Jeder Patient bezahlte den Arzt nach eigenem Ermessen. Dem Arzt wurde nach abgeschlossener Konsultation oder

Behandlung ein Umschlag mit Geld überreicht. Im ersten Weltkrieg war er Stabsarzt beim russischen Heer. Mit seiner Uniform, die er mir in die russische Gefangenschaft schickte, konnte ich später fliehen. Als die Revolution ausbrach, konnte er seine Familie in Finnland in Sicherheit bringen und schlug sich später auch zur finnischen Armee von General *Mannerheim*³⁴⁸ durch. Von dort aus setzte sich die Familie über Schweden nach Deutschland ab und landete schließlich bei uns in Breslau. *Marie* rettete zwischen ihrem üppigen Busen einen kleinen Goldbarren durch den Zoll, wovon sie zunächst einige Zeit leben konnten.

Dr. *Oskar von Küttner* bekam später in Breslau bei seinem Vetter Prof. *Küttner* an der Chirurgischen Klinik eine Assistentenstelle. Sie hatten zwei Söhne *Jerome* und *Oskar*. Letzterer war taubstumm, aber ein sehr geschickter Mechaniker. Er lebte in Breslau und Jena und heiratete später eine ebenfalls Taubstumme. Der älteste Sohn *Jerome* wurde Arzt in Sankt Petersburg. Seine Familie ist ausgestorben.

Mamas Schwester *Therese* ging nach München, heiratete dort 1909 den Rechtsanwalt *Anton Graf von Pestalozza*³⁴⁹ und trat zum katholischen Glauben über.

Mamas jüngster Bruder *Sascha* wurde 10 Jahre, als seine älteste Schwester heiratete. *Sascha* studierte später in Deutschland, wurde Doktor der Chemie und war bis zum 1. Weltkrieg bei den Farbwerken Hoechst tätig. Er ging während des Krieges nach Russland zurück, heiratete in Moskau und hatte dort eine leitende Stellung beim „Carnegie Institut“. Er war nach dem Kriege noch einmal mit Frau und Tochter bei uns in Breslau zu Besuch. Mit dem 2. Weltkrieg verlor sich seine Spur. Ich selbst traf vor Moskau auf einen gefangenen Sowjetmajor (Akademiker) und fragte, ob er einen Dr. *Sascha von Bagh* zufällig kenne, und er erinnerte sich an ihn. Er arbeitete immer noch am selben Institut, führte aber nicht mehr das Adelsprädikat „von“. Inzwischen soll er am Stock gehen, eine dicke Brille und einen langen, grauen Bart tragen. Das war das letzte Lebenszeichen von *Sascha*.

Über die Sankt Petersburger Verwandtschaft kann ich nicht viel berichten. Die Familie von *Bagh-Küttner* hatte um die Jahrhundertwende eine große Datsche in Staraja-Derewczija bei Sankt Petersburg, wohin man im Sommer übersiedelte. Trotz meiner vier bis fünf Jahre kann ich mich doch noch an einiges erinnern. Das Haus lag nur durch die Straße getrennt direkt an der Nawa. Dazu gehörte ein großer Garten, in dem wir mit unseren russischen Vettern und Kusinen spielten. Ein schwarzes und ein weißes Schaf waren unsere Spielgefährten. In einiger Entfernung verlief eine Eisenbahnstrecke. Eines Nachts brannte in unserer Nachbarschaft ein Holzhaus ab, und der Funkenflug gefährdete unser Holzdach. Die Erwachsenen machten sich mit Wasser und Feuerpatschen daran, um die Funken abzulöschen. Wir Kinder wurden inzwischen in Sicherheit gebracht. Doch der Eindruck ist mir geblieben.

³⁴⁸ Carl Gustaf Emil Freiherr von Mannerheim,* Schloss Louhisaari in Askainen, Großfürstentum Finnland 4.6.1867, † Lausanne 27.1.1951, finnlandschwedischer Offizier und Staatsmann, Oberbefehlshaber der finnischen Armee im Winterkrieg 1939/1940 und im Fortsetzungskrieg 1941, von 1944 bis 1946 finnischer Staatspräsident.

³⁴⁹ Eine in Bayern alteingesessene Adelsfamilie italienischer Herkunft.

Mama muss eine sehr nette Jugendzeit gehabt haben. Sie erzählte mir, wie sie auf der zugefrorenen Newa Eisschlitten gefahren war. Bei zu großer Geschwindigkeit war sie einmal in eines der mit Typhus verseuchten Newa-Wasserlöcher geraten und daran erkrankt. Dabei hatte sie vorübergehend ihr Kopfhaar verloren. Auf den Straßen von Sankt Petersburg liefen immer fliegende Eisverkäufer herum und riefen laut: „Marogena, Marogena!“ Von ihnen durfte wegen der Typhusgefahr aber kein Eis gekauft werden.

Die Sankt Petersburger Verwandten waren eigentlich alle sehr kontaktfreudig: Die *von Bagh, Küttner, Serk, Lange* und wie sie alle hießen. Die meisten kenne ich nur dem Namen nach. Ein Onkel von Mama, *Waldemar von Bagh*, hatte unweit von Sankt Petersburg das Gut „Slog“, wo Mama und ihre Schwestern gerne in den Ferien hinfuhren. Von dort stammen auch die russischen Kostüme und Volkstrachten, die sich noch bei *Else* in Amerika befinden.

Ein Vetter Mamas und Sohn des Gutsbesitzers war *Kurt von Bagh*. Er wurde Augenarzt, machte als Stabsarzt den russisch-japanischen Krieg mit (seine manschurischen Ohrenschützer aus jener Zeit hatte er mir geschenkt, die ich noch heute besitze). Er kam eine Zeitlang nach Breslau und war bei Papa Assistent. Nach der Revolution ging er zurück nach Sankt Petersburg und hat dort praktiziert. Er war oft zu uns eingeladen. Wir Kinder hatten ihn sehr gerne.

Mama fuhr fast jedes Jahr einmal nach Heidelberg zu den Großeltern *Trau*. Auch wir Kinder waren oft bei ihnen und bekamen dort unsere Masern. Ich selbst betätigte mich wenig nützlich, indem ich das Silberbesteck vom Balkon aus auf die Straße warf und die Erwachsenen so veranlasste, zwei Stockwerke hinabzusteigen, um die Schätze wieder einzusammeln.

In Eberbach unweit von Heidelberg wohnte eine Lieblingskusine von Mama, *Mariele Hermanns*, die wir auch häufig von Heidelberg aus besuchten, und zu der wir Kinder als Erwachsene bis zu ihrem Tode immer den Kontakt gehalten haben.

Über die Eltern unseres Großvaters, Dr. *Alexander von Bagh*, kann ich nicht viel sagen. Eine Urgroßmutter, genannt „Oma“, besuchte uns gelegentlich von Sankt Petersburg aus in Breslau. Ich kann nicht sagen, ob sie eine geborene *von Bagh* oder *Trau* war. Ich glaube, eher eine *Trau*.



Abb.105: Die altrussischen Bauertrachten

Ich möchte hier nicht versäumen, eine kleine Schilderung über die damaligen Verhältnisse im Petersburger Arbeitermilieu (vor dem 1. Weltkrieg) wiederzugeben, wie sie mir mein Onkel, Dr. *Oskar Küttner*, erzählte:

Unweit der zuvor beschriebenen Datsche war eine Wohnsiedlung von Arbeiterfamilien. Dort befanden sich auch verschiedene Destillen in den Kellern der Holzhäuser, zu denen eine ausgelatschte Treppe hinabführte. Der Staat hatte das Branntweinmonopol in Russland, und da der Russe bekanntlich recht trinkfreudig ist, machte der Staat damit gute Einnahmen. Aus diesem Anlass wurden die regulär verkauften Wodkaflaschen versiegelt. Es war strengverboten, im Laden oder der Destille den Wodka zu trinken. So ging der Käufer mit seiner Flasche die paar Stufen hinauf, klopfte am Türrahmen den Siegelack, mit dem der Korken auf der Flasche verschlossen war, ab, was an dem Holzrahmen rote Flecke hinterließ, schlug dann mit der Hand gegen den Flaschenboden, worauf der dünne Korken im hohen Bogen aus der Flasche herausflog, und kippte sich dann meistens ohne abzusetzen, den gesamten Inhalt in den Hals, um anschließend die Treppe wieder hinunterzutorkeln und neue Ladung zu holen. Oft waren sie dann so „duhn“, dass sie anschließend umfielen. Doch laut Polizeiverordnung durfte kein Besoffener auf der Straße liegen. Verantwortlich für die Einhaltung dieser Verordnung war der zuständige „Dwornik“ (Hausknecht) für das betreffende Grundstück, auf dem der Betrunkene lag. Dieser bemühte sich um den Besoffenen zunächst mit gutem Zureden wie „Brüderchen, Väterchen“ und so weiter und versuchte, ihn wieder auf die Beine zu stellen. Wenn alles nichts half, schleifte er ihn bis über die benachbarte Grundstücksgrenze, und der nächste „Dwornik“ hatte ein Problem, der dieses auf die gleiche Weise löste. Auf diesem Wege landeten die Betrunkenen oft völlig abseits von ihrer eigentlichen Behausung.

1890 erfolgte die Berufung meines Vaters als Ordinarius an die Universität in Marburg. Hier wurden *Kurt* am 1. September 1891 und ich im Juli 1895 geboren. Für meine Eltern waren es sechs schöne Jahre in Marburg. Da Papa für seine wissenschaftlichen Arbeiten das Krankenmaterial in Marburg nicht ausreichte, folgte er der Berufung als Ordinarius nach Breslau. In Breslau wohnten wir zunächst am Tauentzien-Platz, später am Schweidnitzer Stadtgraben, wo mein Vater auch seine Sprechstunden abhielt, und zuletzt in der Kaiser-Wilhelm-Straße 154. Die Augenklinik und auch die Privatklinik lag in der Scheitniger Richtung.

Im Dezember 1902 gesellte sich dann *Inge* als Nachkömmling zur großen Freude der Familie zu uns.

Im 1. Weltkrieg wurde die Augenklinik zum Kriegslazarett erklärt, hauptsächlich für Schussverletzungen der Augen und des Schädels. Papa stand im Range eines Generalarztes der Reserve, trug aber nur sehr selten Uniform, eigentlich nur, wenn es dienstlich erforderlich war. Er hat in den fünf Kriegsjahren Außerordentliches leisten müssen, da ja die Zivilbevölkerung weiter behandelt werden musste und der Universitätsbetrieb auch weiterlief. Als ich ihn Ende 1917 nach meiner glücklichen Flucht aus Sibirien wiedersah, sah man ihm die Strapazen der Kriegsjahre

sehr an. Was meine Mutter anbetrifft, so war sie stets ganz für uns Kinder da. Im Umgang mit fremden Menschen war sie immer vorsichtig und zurückhaltend und brauchte wohl manchmal eine führende Hand, die sie in meinem Vater fand. Die Ehe meiner Eltern war sehr glücklich. Für uns Kinder haben sie alles Erdenkliche getan.

3 Biografien

3.1 Lebenslauf Wilhelm Uthhoff³⁵⁰

Eltern:

Georg August Friedrich Uthhoff,

* Lauenburg 28.10.1817, † Wismar 7.9.1899, Staats-Domänen³⁵¹-Pächter,

∞ 1849 3.6. **Sophia** (gen. Fieken) **Christina Amalie Schlüter,**

* Jörnsdorf 5.10.1824, † Wismar 28.7.1907.

1899 3.6. Goldene Hochzeit der Eltern, Klein Warin (s. Abb.: 29).

Kinder der Eltern:³⁵²

1. Hermann,

2. Marie (gen. Mieke),

3. August (Vater von **Carl August Hermann Markus** (siehe 3.3)

4. **Wilhelm Uthhoff,**

5. Fritz,

6. Heinrich,

7. Inge (gen. Ina),

8. Gustav, Nachpächter von Klein Warin

9. Carl (Großvater mütterlicherseits von Wolfgang Bootz, Ratzeburg).

Wilhelm Uthhoff; * Klein Warin/Mecklenburg 31.7.1853, † Breslau 21.3.1927,

Breslau/Salvatorfriedhof 24.3.1927, ∞ 20.5.1888 Sankt Petersburg/Russland

Louise (gen. Lilli) **Antonie von Bagh,**

* Heidelberg 13.1.1870, † Breslau 28.5.1920, # Heidelberg.

Kinder von Wilhelm Uthhoff und Luise von Bagh:

1. **Else** (gen. Elle), * Breslau 10.1889, ∞ **Walter Rudolf** (gen. Rudi) **Ladenburg,**

* Kiel 6.6.1882, † Princeton/USA 3.4.1952, Atom-Physiker in Princeton/USA.

2. **Kurt** (gen. Duda), * Marburg 28.9.1891, † 1980, Dr. med., Arzt³⁵³ in Schwerin,

∞ **Gerda Schwabe,**

* Bützow 2.8.1896, † Schwerin 21.10.1988, Schriftstellerin, Pazifistin.

3. **Hans,** * Marburg Juli 1895, Landwirt³⁵⁴,

4. **Inge** (gen. Ina), * Breslau 29.12.1902, † Sennestadt 22.10.1995 (siehe 3.2).

³⁵⁰ Mit Ergänzungen aus der Ahnentafel, die bis 1622 zurückgeht, dankenswerterweise zur Verfügung gestellt per E-Mail vom 11.9.2018 von Hans K. Uthhoff/Ottawa.

³⁵¹ Hans K. Uthhoff/Ottawa, schreibt am 11.9.2018 per E-Mail: „Das Gutshaus wurde gleich nach dem Kriege der Erde gleichgemacht, da es wohl von den Kommunisten als Zeichen einer Grundherrschaft angesehen wurde.“

³⁵² Hans K. Uthhoff schreibt am 11.1.2019 per E-Mail: Wilhelm Uthhoff hatte neun Geschwister, sieben Brüder und zwei Schwestern. Ein Bruder starb jung.

³⁵³ Hans K. Uthhoff/Ottawa, schreibt am 11.1.2019 per E-Mail: Kurt war Arzt in Schwerin.

³⁵⁴ Hans K. Uthhoff/Ottawa, schreibt am 11.1.2019 per E-Mail: Hans war Landwirt.

Lebenslauf

- 1863 Ende des Hauslehrer-Unterrichts, mit seinen 9 Geschwistern.
- 1873 Abitur am Gymnasium in Wismar/Mecklenburg.
- 1873 Vorklinisches Studium der Medizin in Tübingen und Göttingen.
- 1875 Physikum in Göttingen.
- 1875 im Sommer halbjähriger freiwilliger Dienst bei der 2. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 90 in Rostock.
- 1876 Klinisches Studium der Medizin in Rostock und Berlin.
- 1877 Promotion über „Experimentelle Beiträge zur Nephritislehre.“
- 1878 Staatsexamen in Berlin.
- 1879 1. Publikation über „Cystenbildung in der Conjunctiva“.
- 1880-1890 Assistent in der Dr. *Schoeler*-Augenklinik, Berlin.
- 1885 Habilitation, Priv. Doz., Friedrich-Wilhelm-Universität, Berlin.
- 1891 Mitglied der Leopoldina, Sektion Ophthalmologie.
- 1891 o. ö. Professor an der Universitäts-Augenklinik Marburg.
- 1895 Ruf nach Königsberg.
- 1896-1923 o. ö. Professor an der Universitäts-Augenklinik Breslau.
Rufe nach Bonn, Wien und Berlin abgelehnt.
- 1908/1909 Rektor der Friedrich-Wilhelm-Universität Breslau.
- 1911 Gründung der „Vereinigung der Augenärzte Schlesiens und Posens.“
- 1911 Dekan der Medizinischen Fakultät.
- 1914 *Bowman* Lecture, London.
- 1918-1925 Präsident der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft (DOG).
Generalsekretär der „Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur.“
- 1920 28.5. Tod der Ehefrau *Louise* (gen. *Lilli*) *Antonie*, geb. *von Bagh*.
- 1923 Emeritierung a. d. Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau.
Weitere Publikationstätigkeit.
- 1927 † Breslau 21.3., # Breslau/Salvatorfriedhof 24.3.1927.

Statt besonderer Anzeige!

Heut früh entschlief sanft nach kurzem,
schwerem Leiden unser lieber Vater, Schwieger-
vater und Großvater

Professor

Dr. Wilhelm Uhthoff

Geh. Medizinalrat.

Breslau, den 21. März 1927.

Else Cadenburg, geb. Uhthoff
Professor Dr. Rudolf Cadenburg
Dr. Kurt Uhthoff
Gerda Uhthoff, geb. Schwabe
Hans Uhthoff
Inge Uhthoff
Sophie Uhthoff
und 5 Enkelkinder.

Beerdigung am Donnerstag, den 24. März 1927, um
4 Uhr von der Kapelle des Salvator-Friedhofes aus.
Es wird gebeten, von Beileidsbesuchen abzusehen.

Abb.106: Todesanzeige der Familie Uhthoff. Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927

Am 21. März verschied unser hochberehrter Amts-
genosse, der

Geheime Medizinalrat
Prof. Dr. med.

Wilhelm Uthhoff.

Seit 1896 Mitglied unseres Lehrkörpers und bis zum Jahre 1923 Direktor der Universitäts-Augenklinik, war der Entschlafene gleich hervorragend als Lehrer, Forscher und Arzt. Seine wissenschaftlichen Leistungen gewannen ihm Weltruf, seine Güte, seine vornehme Denkweise und sein unbeugsames Gerechtigkeitsgefühl die Liebe und das Vertrauen seiner Fachgenossen, deren bedeutendste Vereinigung, die Deutsche ophthalmologische Gesellschaft ihn seit langen Jahren zum ständigen Vorsitzenden hatte.

Der medizinischen Fakultät hat Uthhoff wiederholt als Dekan die wertvollsten Dienste geleistet; im Jahre 1908/09 war er Rektor unserer Universität und hat auch noch nach seiner Emeritierung die Arbeiten von Fakultät und Universität durch seinen klugen Rat gefördert. Einen im Jahre 1911 an ihn ergangenen Ruf nach Berlin hat er abgelehnt.

Seine Werke sind unsterblich, seine Persönlichkeit wird allen, die das Glück hatten, ihr näher zu treten, unbergänglich sein.

Breslau, den 22. März 1927.

Rektor und Senat Die medizinische Fakultät
der Schlesiſchen Friedrich-Wilhelms-Universität.

Abb.107: Todesanzeige des Rektors, des Senats, der medizinischen Fakultät.
Aus: Schlesiſche Zeitung vom 23.3.1927

Heut morgen starb nach kurzer Krankheit

**Herr Geheimer Medizinalrat
Prof. Dr. Wilhelm Uhthoff,
Generalsekretär der Schlesischen Gesellschaft
für vaterländische Cultur.**

Mit seinem Ableben hat die Gesellschaft einen ganz besonders schmerzlichen Verlust erlitten; denn der Verstorbene hat sich die größten Verdienste um die Gesellschaft, der er 30 Jahre angehört hat, erworben. In den vielen Jahren, in denen er den Vorsitz der medizinischen Sektion geführt hat, wußte er sie mit reichem wissenschaftlichen Leben zu erfüllen und sie stets an seinen bedeutungsvollen Forschungen und Beobachtungen auf dem Gebiete der Augenheilkunde teilnehmen zu lassen. Als Generalsekretär hat er dem Verwaltungsausschuss und dem Präsidium seine Kraft, seine Umsicht und Erfahrungen jederzeit zur Verfügung gestellt und beiden in allen Fragen tatkräftige und weitsehende Förderung angedeihen lassen.

Sein vornehmer, gütiger Charakter, seine Lebensweisheit und seine taktvolle Feinfühligkeit hat aller Herzen gewonnen und mit Verehrung erfüllt. So wird das Andenken an diesen berühmten Gelehrten, diesen hervorragenden Arzt und außergewöhnlichen Menschen in unserem Kreise nicht vergehen.

Breslau, den 21. März 1927.

**Verwaltungsausschuss, Präsidium und medizinische
Sektion der Schlesischen Gesellschaft für vater-
ländische Cultur.**

Abb.108: Todesanzeige der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur.
Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927



Abb.109: Todesanzeige des Personals der Universitäts-Augenklinik.
 Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927



Abb.110: Todesanzeige der Privat-Augenklinik. Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927

3.1.1 Wissenschaftliche Arbeiten (nach den hier vorgelegten Eigenangaben)

aus der Augenklinik Dr. *Schoeler*, Berlin:

1. Schädigung des Auges durch chronischen Alkoholismus, 1887.
2. Veränderungen am Auge bei multipler Sklerose, 1889.
3. Veränderungen des Auges bei der Hirnsyphilis, 1893.

aus dem *Helmholtz*-Institut, Berlin:

1. Unterschiedsempfindlichkeit für Spektralfarben.
2. Abhängigkeit der Sehschärfe von der Beleuchtung.
3. Bestimmung des Winkel Gamma und so weiter.
4. Experimentelle Untersuchungen über das Fluoreszein.
5. Untersuchungen über Hornhaut-Transplantationen.
6. Konjunktival-Plastiken.
7. Behandlung von Netzhautablösungen und so weiter.

3.1.2 Publikationen von Wilhelm Uhthoff (Auswahl)

Beiträge zur Pathologie des Sehnerven und der Netzhaut bei Allgemeinerkrankungen.

Mit Heinrich Leopold Schoeler, Berlin 1884.

Beiträge zur Pathologie des Sehnerven und der Netzhaut bei Allgemeinerkrankungen, Berlin 1884.

Untersuchungen über die bei der multiplen Hirnsklerose vorkommenden Augenstörungen. Arch Psychiat Nervenkr 21: 55-116, 303-410 (1890).

Über die bei Syphilis des Centralnervensystems vorkommenden Augenstörungen, Leipzig 1894.

Über die neueren Fortschritte der Bakteriologie auf dem Gebiete der Conjunctivitis und Keratitis des Menschen. Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiete der Augenheilkunde. Halle an der Saale, Band 2, Heft 5 (1898).

Die neue Königliche Universitäts-Augenklinik in Breslau. Schletter'sche Buchhandlung (Frank & Weigert). Breslau 1899, S.7-24.

Über die Behandlung der Netzhautablösung. Sammlung zwangloser Abhandlungen auf dem Gebiete der Augenheilkunde. Halle an der Saale, Band 6, Heft 8 (1907).

Von den Blinden, Breslau 1908.

Über das Sehen und über Sehstörungen in ihren Beziehungen zum Gehirn. Antrittsrede bei der Übernahme des Rektorats der Universität Breslau. Jena 1908, S.1-25.

Stereoscopischer ophthalmologischer Atlas. 2. Folge, Leipzig.

Über Augenstörungen bei Vergiftungen. Handbuch der Augenheilkunde. 2. Aufl. Band 11, 2A. Leipzig, 1911.

Über die Augensymptome bei Erkrankungen des Nervensystems. Handbuch der Augenheilkunde. 2. Aufl. Band 11, 2B. Leipzig, 1911.

Weitere persönliche Erfahrungen und Betrachtungen zur Kriegsblindenfürsorge. Klin Mbl Augenheilkd 58: 3-35 (1917). (Vortrag Januar 1917 in der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur).

3.1.3 Wirkungsgeschichte aus PubMed

Stand: 30.8.2018, 16:30 Uhr.

1. Panginikkod S, Dulebohn SC.: Uthhoff Phenomenon.
StatPearls [Internet]. Treasure Island (FL): StatPearls Publishing; 2018 Jan-2018 April 15.
2. Opara JA, Broła W, Wylegala AA, Wylegala E:
Uthhoff's phenomenon 125 years later- what do we know today?
J .Med Life. 2016 Jan-Mar; 9(1): 101-105. Review.
3. Grzybowski A, Justyńska A, Pieniążek M:
Wilhelm Uthhoff (1853-1927) – important contributor of world
neuro-ophthalmology.
Klin Oczna 2014; 116(2): 150-153. Polish.
4. Grzybowski A. Pieniążek, M. Justyńska A:
Wilhelm Uthhoff (1853-1927)
J Neurol. 2015 Jan; 262 (1): 243-244.
5. Frohman TC, Davis SL, Beh S, Greenberg BM, Remington G, Frohman EM:
Uthoffs phenomena in MS-clinical features and pathophysiology.
Nat Rev Neurol. 2013 Sept; 9(9): 535-540.
6. Pearce JM: Early observations on optic neuritis and Uthhoff's sign.
Eur Neurol.2010; 63(4): 243-247.
7. Stutzer P, Kesselring J: Wilhelm Uthhoff: a phenomenon 1853 to 1927.
Int MS J. 2008 Sep; 15(3): 90-93.
8. Nizankowska MH, Kalinowska J, Pacan A: [A creator of modern surgery –
Johann von Mikulicz-Radecki and contemporary ophthalmologists at the
University of Wrocław at the turn of the 19th-20th century].
Klin Oczna 2005; 107 (10-12): 732-738. Polish.
9. Stuckrad-Barre SF: [Wilhelm Uthhoff: comments on the cover picture].
Nervenarzt 2000 Aug; 71(8): 690. German.
10. Selhorst JB, Sail RF: Uthhoff and his symptom.
J Neuroophthalmol. 1995 Jun; 15(2):63-9.
Erratum in: J Neuroophthalmol. 1995 Dez; 15(4):264.

3.1.4 Reprints von Publikationen von Wilhelm Uthhoff

Stand: 30.8.2018, 17.30 Uhr.³⁵⁵

1. Die Neue Königl. Universitäts-Augenklinik in Breslau.
2. Über das Sehen und über Sehstörungen in ihren Beziehungen zum Gehirn: Antrittsrede bei der Übernahme des Rektorats der Universität Breslau am 15. Oktober 1908.
3. Die Augenveränderungen bei Erkrankungen des Nervensystems.
5. Über die Augenveränderungen bei Vergiftungen.
6. Über die bei der Syphilis des Centralnervensystems vorkommenden Augenstörungen. Vol 1: Mit Tafel I-V.
7. Untersuchungen über das Sehenlernen eines siebenjährigen Blindgeborenen und mit Erfolg operierten Knaben.
8. Untersuchungen über die bei der Multiplen Herdsklerose vorkommenden Augenstörungen. Vol 1: Einleitung, Ergebnisse der Pathologisch-Anatomischen Untersuchung.
9. Über die bei der Syphilis des Centralnervensystems vorkommenden Augenstörungen II. (Klinischer) Theil mit Tafel VI-VIII.

³⁵⁵ Aus Amazon.de, aufgerufen am 12.10.2018 16:10 Uhr.

3.2 Lebenslauf Ingeborg Jaeger-Uthoff³⁵⁶



Abb.111: Inge Jaeger-Uthoff³⁵⁷ im Jahre 1980
mit Porträtbüste ihres Mannes,
des Architekten Albrecht Jaeger

Inge Jaeger-Uthoff wurde am 29. Dezember 1902 als jüngste Tochter des bekannten Augenarztes Professor Dr. *Wilhelm Uthoff* in Breslau geboren und wuchs dort auf. Schon in ihrer Jugend (um 1919) wurde ihr ausgeprägtes bildhauerisches Talent von dem oberschlesischen Bildhauer *Thomas Myrtek*³⁵⁸ entdeckt und gefördert. Nach dem abgeschlossenen Studium an der Breslauer Kunstakademie bei Professor von *Gosen*³⁵⁹ und in Dresden bei Professor *Wreba*, folgte ein einjähriger Aufenthalt in einem Berliner Bildhaueratelier, der ganz der Entwicklung der eigenen Arbeit, vor allem der Tierplastik, gewidmet war. 1927 heiratete sie den Architekten *Albrecht Jaeger* (1900-1993). Bis 1945 war die Künstlerin als freischaffende Bildhauerin tätig. In dieser Zeit entstanden zahlreiche Tierplastiken aus Bronze, Terrakotta und Stein im öffentlichen Raum in Breslau, Oppeln, Gleiwitz, Hindenburg und Brieg. Ab 1945 war nach der Flucht aus Breslau eine bildhauerische

³⁵⁶ Auszugsweise aus: <http://www.sennestadtverein.info/sennestadt/kulturelles/skulpturenpfad/index-skulpturen.htm>. Aufgerufen am 6.12.2018, 13:00 Uhr.

³⁵⁷ Abbildung aus Zeitungsausschnitt aus: Neue Westfälische, Bielefelder Tagblatt/Südwest Nr.293 vom 18.12.1980. Freundlicherweise überlassen von Hans K. Uthoff/Ottawa mit Schreiben vom 19.1.2019 (Posteingang).

³⁵⁸ Thomas Myrtek, * Beuthen/Bytom/Polen 28.12.1888, † Athen 5.9.1935. Mitglied der „Gruppe 1922“ und des Schlesischen Künstlerbundes.

³⁵⁹ Philipp Theodor von Gosen, * Augsburg 10. 1.1873, † Breslau 30.1.1943. Bildhauer und Medailleur. 1908-1932 Vorsitzender des Künstlerbundes Schlesien.

Tätigkeit zunächst nicht möglich. Deshalb hat sie ihre künstlerische Aktivität auf die Zeichnung verlagert und dadurch versucht, ihre vorübergehend eingeschränkten Arbeitsmöglichkeiten zu kompensieren. 1958 erfolgte die Übersiedlung aus der damaligen DDR in die Bundesrepublik Deutschland. In Sennestadt bei Bielefeld nahm die Künstlerin ihre bildhauerische Tätigkeit wieder auf.

Nach dem Kriege aus Breslau kommend, waren Wismar, Schwerin und Rostock Stationen ihres Schaffens, bis die Künstlerin mit ihrer Familie nach Sennestadt zog. Dort erhielt sie viele Aufträge für Tierplastiken, die noch heute sowohl an öffentlichen Plätzen wie auch in Gärten zu finden sind. Am 18.12.1980 wurde ihr der Ehrenring der Stadt Bielefeld verliehen. Am 22. Oktober 1995 verstarb die mit Sennestadt eng verbundene Künstlerin. Schwerpunkt ihrer Arbeiten waren Tierplastiken und Portraits. Mit ihren Tierplastiken hat *Inge Jaeger-Uthhoff* versucht, das Wesentliche und das Typische des jeweils dargestellten Tieres zu erfassen und in ihren Skulpturen festzuhalten. Ihre Kunstwerke zeugen „von ihrem tiefen Einfühlungsvermögen in das Wesen der Kreatur und ihrer natürlichen Umgebung“, so äußert sich die Lokalzeitung „Ortsgespräch“ über die Künstlerin, die in ihrem Leben viel durch- und mitgemacht hat.



Abb.112: Fohlenplastik von *Inge Jaeger-Uthhoff* als Wahrzeichen des Zoos von Wroctaw (Breslau)³⁶⁰

³⁶⁰ Abbildung aus: https://pl.wikipedia.org/wiki/Inge_Jaeger-Uthhoff, aufgerufen am 25.11.2018 11:00 Uhr.

3.2.1 Werke (Auswahl):

1927 cirka Büste ihres Vaters Prof. Dr. *Wilhelm Uhthoff*.

1935 Otaria (Ohrenrobbe).

Plastiken in Breslau, Oppeln, Gleiwitz, Brieg.

Nach 1945 Werke in Wismar, Schwerin und Rostock.

1958 wohnhaft in Sennestadt.

1962 Bärenbrunnen, Sennestadt-Süd.

1968 Delphinbrunnen vor der Comenius-Schule.

1974 Eulen vor der Astrid-Lindgren-Schule.

1980 Porträtbüste ihres Mannes: Architekt *Albrecht Jaeger*.

1982 Entengruppe vor dem Café Wölke.

1984 Sitzende Katze vor dem Ernst-Barlach-Haus.

1985 Liegende Katze im Atrium der Hans-Ehrenberg-Schule.

1983 Letzte große Einzelausstellung aus Anlass des 80. Geburtstages der Künstlerin in Sennestadt.

1987 Gipsbüste des Sohnes Prof. Dr. *Thomas A. Jaeger* (1929-1980), bedeutender Materialforscher.

1995 Oktober 22 Tod im Alter von 92 Jahren in Sennestadt.

Nachlassverwaltung durch den Sohn, Prof. Dr. *Nils Jaeger*, Bremen.

3.3 Lebenslauf Dr. Carl-August Hermann Markus Uhthoff³⁶¹ Vater von Prof. em. Dr. med. Hans K. Uhthoff, Ottawa



Abb.113: *Carl-August Hermann Uhthoff, 1920 als Assistent der .Augenklinik, Breslau. Neffe von Prof. Dr. Wilhelm Uhthoff, Vater von Hans K. Uhthoff/Ottawa*

Eltern: **Georg August Friedrich Uhthoff** (älterer Bruder von Wilhelm Uhthoff) und **Bertha Rudolfine Margarethe Marie Sieß**.

1889 Juni 23. geboren in Klein Woltersdorf bei Wismar

1903 Gymnasium Wismar

1909 Studium der Medizin in Marburg

1914 Staatsexamen

1914-15 Chirurgische Universitäts-Klinik, Marburg

1915-1918 Regimentsarzt Westfront EK I

1919-1921 Assistenzarzt Universitäts-Augenklinik, Breslau

1921 Mai 14 Heirat mit **Lina Maria Anna Stück** in Hersfeld/Fulda

1921-1961 Augenfacharzt in Limburg/Lahn

1923 August 23. Geburt der Tochter Ingeborg in Limburg

1925 November 21 Geburt des Sohnes **Hans Klaus Uhthoff**

1961 Aufgabe der Praxis und Umzug nach Hersfeld

1973 Dezember 31 gestorben in Hersfeld.

1977 August 26, Tod Lina Maria Anna Uhthoff, geb. Stück (Mutter von Hans Klaus Uhthoff/Ottawa).

2014 September 11, Tod Ingeborg Uhthoff (Schwester von Hans Klaus Uhthoff/Ottawa).

³⁶¹ Dankenswerterweise zur Verfügung gestellt von Hans K. Uhthoff/Ottawa, mit E-Mail vom 11.9.2018.

3.4 Lebenslauf Hans Klaus Uthhoff MD FRCS(C)³⁶²



Abb.114: *Hans Klaus Uthhoff MD FRCS(C),
Professor Emeritus, Chirurgie, University of Ottawa*

Eltern: **Dr. Carl-August Hermann Markus Uthhoff** und
Lina Maria Anna Stück

1925 November 21 geboren in Koblenz/Rhein, aber aufgewachsen in Limburg

1932-1943 Grundschule und Oberschule in Limburg

1943 Soldat Luftwaffe

1945 Januar in Breslau verwundet

1945 Mai 3 Kriegsgefangener in Schleswig-Holstein

1946-51 Medizinstudium in Marburg

1951 Pflichtassistent am Roten Kreuz in Bremen

1952-53 Assistenzarzt Städt. Krankenanstalten in Remscheid, Chirurg. Abteilung

1953 Oktober 30 Auswanderung nach Kanada Montreal-Verdun

1953 Internship Hôpital Général de Verdun-Kanada

1954-1959 Fachausbildung in Orthopädie und Traumatologie Université de
Montréal

1956 Dezember 1 Heirat mit Dr. med. **Annegret Schütte** in Bremen
Drei Kinder, acht Enkel

³⁶² Dankenswerterweise zur Verfügung gestellt von Hans Klaus Uthhoff/Ottawa mit E-Mail vom 11.9.2018.

Berufliche Daten

1961 Fellow, Royal College Physicians and Surgeons of Canada
1961-1973 Staff Hôpital Général de Verdun
1967-1973 Chef der chirurgischen Abteilung, Hôpital Général de Verdun
1972 Professeur Adjoint, Université de Montréal
1973 Ruf nach Ottawa, Associate Professor University of Ottawa
1976-1992 Head, Division of Orthopaedic Surgery, University of Ottawa
1979 Full Professor University of Ottawa
1981/82 President Canadian Orthopaedic Association
1992-1994 Chairman, Department of Surgery, University of Ottawa
1995 Professor Emeritus.

Forschungsinteresse: Frakturheilung, Schultererkrankungen, Embryologie des menschlichen Bewegungsapparates. 213 Veröffentlichungen, 49 Buchbeiträge, 11 Bücher, zum Beispiel:

Hans K. Uthoff und Elvira Stahl (Eds.): Current Concepts of Internal Fixation of Fractures.

Springer Verlag, Berlin Heidelberg New York Tokyo, 1980.

Hans K. Uthoff (Ed.): Current Concepts of External Fixation of Fractures.

Springer Verlag, Berlin Heidelberg New York Tokyo, 1982.

Hans K. Uthoff (Ed.): Current Concepts of Diagnosis and Treatment of Bone and soft Tissue Tumors.

Springer Verlag, Berlin Heidelberg New York Tokyo, 1984.

Hans K. Uthoff (Ed.): Current Concepts of Infections in Orthopaedic Surgery.

Springer Verlag, Berlin Heidelberg New York Tokyo, 1985.

Hans K. Uthoff (Ed.): Current Concepts of Bone Fragility.

Springer Verlag, Berlin Heidelberg New York Tokyo, 1986.

Hans K. Uthoff: The Embryology of the Human Locomotor System.

Springer Verlag, Berlin Heidelberg New York Tokyo, 1990

Danksagung

Der Herausgeber dankt der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft (DOG), hier dem amtierenden Vorstand, für die beispielhafte Pflege der Erinnerungskultur durch Veranlassung der Edition dieser Dokumente und die Übernahme der Druckkosten, aber insbesondere Dipl.-Kfm. Dr. *Philip Gass*, Geschäftsführer der DOG, München, für seine stete Initiative, dieses Projekt abwägend zu begleiten und bis zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht zu haben, Prof. Dr. *Hans K. Uthoff*, Ottawa, und *Wolfgang Bootz*, Ratzeburg, für ergänzende analoge und digitale familiengeschichtliche Mitteilungen, dem Präsidenten der DOG, Prof. Dr. *Claus Cursiefen*, Köln, für sein Geleitwort, Prof. Dr. *Jens Rohrbach*, Leiter des Forschungsbereiches Geschichte der Augenheilkunde an der Universität Tübingen für seine Hilfe, Prof. Dr. *Thomas Schilp*, Ruhr-Universität Bochum, Lehrstuhl für die Geschichte des Frühmittelalters für die Transkription herausfordernder, in handschriftlicher Form überlieferter Redetexte, Dr. *Uwe Grund*, Hannover, für zahlreiche textkritische Hinweise, Archivoberrat Dr. *Wolfgang Müller*, Universität des Saarlandes, Saarbrücken, für seine initiale Richtungsweisung, Dr. *Petra Roscheck*, Saarbrücken, für das Korrekturlesen, meiner Frau *Uta Anna Maria* für ihre Unterstützung sowie *Julian Wichert* für die enge Zusammenarbeit beim Satz und dem UNIVERSAAR Universitätsverlag des Saarlandes für die Drucklegung.

Personenregister

A

Agath, Carl George 119
Alert, Gustav Adolf Ludwig Karl 23
Alert, geb. Schlüter, Anna Minna Augusta Karolina 23
Althoff, Friedrich 109
Arlt, Carl Ferdinand von 89
Axenfeld, Karl Theodor Polycarp 90, 91, 118, 205, 221, 223, 226, 232, 235, 240

B

Bagh, Louise (gen. Lilli) Antonia von 86, 87, 97, 98, 99, 104, 108, 120, 251, 259, 260
Bardeleben, Heinrich Adolf von 77
Becker, Otto Heinrich Enoch 84, 89
Bergmann, Ernst Gustav Benjamin von 88
Berlin, Rudolf 118
Besser, Hans Eberhard von 247, 248
Bielschowsky, Arthur 229
Bismarck-Schönhausen, Otto Eduard Leopold Fürst von 76
Bois-Reymond, Emil de 80
Bootz, Wolfgang 247, 259, 277
Bowman, William Paget 94, 260
Brisseau, Michel 150
Buchwald, Kreisbauinspektor 144
Bunge, Paul 240

C

Caprivi de Caprera de Montecuccoli, Georg Leo Graf von 217
Carst, Martha 88
Clark, Christopher 132

D

Dartmouth, William Legge 2nd Earl of 229
Darwin, Charles 236
Daviel, Jacques 162
Donders, Frans Cornelius 89, 170
Dor, Henri 90

E

Ehlers, Ernst Heinrich 72
Ehrlich, Paul 85

F

Feyerabend, Walter 52
Förster, Richard 116, 179, 209, 217, 226, 230, 233, 240
Foerster, Richard 233
Foerster, Otfried 233
Frerichs, Friedrich Theodor von 74, 75
Fuchs, Ernst 91, 126

G

Gasser, Emil 115, 233
Gauß, Carl Friedrich 72
Goethe, Johann Wolfgang von 58, 92, 109, 177, 236
Gosen, Philipp Theodor von 269
Graefe, Albrecht von 36, 77, 78, 81, 84, 89, 90, 91, 118, 200, 207, 213, 217, 222, 226, 244
Graefe, Karl Alfred 84, 89
Grawitz, Paul Albert 76
Grisebach, Hans 119
Groenouw, Arthur 118, 179, 225, 227
Gropius, Martin 84
Gullstrand, Allvar 91

H

Harnack, Karl Gustav Adolf 88
Helmholtz, Hermann Ludwig Ferdinand von 84, 85, 89, 108, 170, 173, 210, 232, 233, 265
Heine, Heinrich 69
Heine, Leopold 119, 226, 239, 241, 242, 245
Henoeh, Eduard Heinrich 78
Henschen, Salomon Erhard 84, 177, 178
Hering, Karl Ewald Konstantin 170, 233
Hippel, Arthur von 91
Hirschberg, Julius 81, 91, 200
Holst, Hermann Eduard von 88
Horner, Johann Friedrich 89, 90
Howe, Lucien 84, 90
Humboldt, Alexander von 236
Humboldt, Wilhelm von 73

J

Jacobson, Julius 89
Jaeger, Albrecht 269, 271

Jaeger, Thomas 271
Jaeger, Nils 271
Jaffé, Max 69
Jarchow, Albert 58
Jessop, W.H.H. 89, 90, 94
Jüngken, Johann Christian 78

K

Ketteler, Emmanuel Freiherr von 69
Kitschler, Reg.-Baumeister 144
Klaatsch, Hermann 87
Krönlein, Rudolf Ulrich 77

L

Ladenburg, Albert 129
Ladenburg, Walter Rudolf 129, 133, 259
Landolt, Edmund 89, 90
Langenbeck, Bernhard Rudolf Anton von 77, 118
Lassar, Oskar Heinrich 72
Leber, Theodor 89, 91, 92
Lesser, Johann Edmund Anton 76
Lewin, Louis 78, 79
Leyden, Ernst Viktor 79, 80, 88
Liebreich, Matthias Eugen Oscar 78, 79
Liman, Christian Leopold Carl (auch: Karl Liman) 76
Lister, Joseph 1. Baron von 77
Lübbert, Angelika Charlotte 233
Lübbert, Friedrich 233
Luscha, Hubert von 68

M

Magawly 89
Manz, Wilhelm 89
Marchand, Felix 115, 212, 232, 233
Mecklenburg-Strelitz Adolph Friedrich VI., Großherzog von 41, 90
Meissner, Georg 71, 72
Misiuk-Hojło, Marta 230
Moeli, Carl 82, 83, 103, 109, 177, 211, 218, 231
Middeldorpf, Hinrich 233
Middeldorpf, Helene 233
Mikulicz-Radecki, Johann von 236, 267
Myrtek, Thomas 269

N

Neisser, Albert 119, 209, 225, 243
Nordenson, Erik 91

O

Oken, Lorenz 130
Oppenheim, Hermann 78, 82, 108, 211, 218, 231

P

Penfield, Wilde 233
Pestalozza, Anton Graf 252
Pömbacher, Mechtild 243
Preußen, Friedrich Wilhelm III., König von 73
Preußen, Wilhelm I., Kaiser von 70, 79
Pringsheim, Margarethe 129
Pringsheim, Marta, verh. Carst 88
Pringsheim, Nathanael 129
Purkyně, Evangelista 233

Q

Quenstedt, Friedrich August von 68

R

Reichert, Karl Bogislaus 80
Reuter, Fritz 22, 39
Robertson, Argyll 93

S

Sachsen-Weimar, Auguste Marie Luise Katharina, Prinzessin von 79
Saemisch, Erwin Theodor 212, 226
Sattler, Hubert 89, 91
Schiller, Friedrich von 58, 98, 109
Schiller, Johann Michael von 233
Schlüter, Carl Friedrich Christoph 23
Schlüter, Ina 23, 59, 63
Schlüter, Sophia Christina Amalie 54, 259
Schmieden, Heino 84
Schmidt-Rimpler, Hermann 90
Schumann, Clara 88
Schütte, Annegret 275
Schweigger, Karl Ernst Theodor 76, 82, 84, 179
Schoeler, Heinrich Leopold 78, 80, 81, 82, 83, 85, 86, 88, 103, 109, 207, 210, 211, 217, 218, 229, 231, 232, 233, 236, 251, 260, 265, 266

Schroeder (Schröder), Karl Ludwig 79, 241
Shakespeare, William 103
Siemerling, Ernst 5, 78, 82, 83, 92, 93, 108, 109, 211, 217, 218, 219, 231
Siemering, Rudolf Leopold 84
Sieß, Berta Rudolfine Margarethe 273
Snellen, Hermann 89, 90
Stück, Lina Maria Anna 273, 275
Swanzy, Henry Rosborough 89, 90

T

Taumentzen, Friedrich Bogislaw 116
Tietze, Alexander 225, 233
Tietze, Konrad 225
Traube, Ludwig 74

U

Uhthoff, Carl August Hermann Markus 59, 118, 273, 275
Uhthoff, George August Friedrich 56, 59, 60, 259, 273
Uhthoff, Hans Klaus 9, 273, 275, 277
Uhthoff, Inge, verh. Jaeger, 269, 270
Uhthoff Sophia, geb. Schlüter, 38, 59 259

V

Vierordt, Karl von 68
Virchow, Rudolf Ludwig Karl 75, 76, 77, 78, 82

W

Wagenmann, August 91, 92
Walter von der Vogelweide 127
Weber, Wilhelm Eduard 72
Wellberg, Johann Ferdinand 125
Wernicke, Carl 121, 177, 178, 241
Westphal, Carl Friedrich Otto 76, 78, 82, 84, 178, 211, 218, 231, 232
Windsor, George V. von, König 94
Wittich, Wilhelm Rudolf 68
Wollenberg, Robert 78, 82, 108, 211, 218, 231

Z

Zehender, Carl Friedrich von 36, 118
Zunker, Geh. Med.-Rat 79, 88
Zur Mühlen, Raimund von 88

Ortsregister³⁶³
A

Alt-Gersdorf 233
 Arco/Italien 104, 127
 Aurich 74

B

Bäbelin 30
 Bad Doberan 43
 Bad Homburg v.d.H. 85
 Bad Oenhausen 105
 Bad Reichenhall 126
 Bad Tölz 126
 Baltimore/USA 39
 Basedow 62
 Bielefeld 270
 Berchtesgaden 126
 Bergen 126
 Berlin 7, 36, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 84, 85, 86, 87, 88, 90, 91, 95, 102, 104, 107, 108, 109, 112, 115, 118, 119, 131, 133, 185, 200, 207, 208, 211, 212, 213, 217, 218, 219, 226, 229, 230, 232, 233, 243, 244, 251, 260, 265, 266, 269, 276
 Blankenberg 39
 Bochum 186, 277
 Bolland 43
 Bonn 85, 116, 131, 212, 217, 226, 230, 260
 Bosatz/Bosacz/Polen 118
 Bozen/Bolzano/Italien 126, 127
 Braunschweig 104
 Bremen 36, 39, 271, 275
 Breslau/Wrocław/Polen 7, 9, 10, 59, 78, 85, 87, 90, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 121, 122, 125, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 136, 138, 140, 143, 144, 163, 164, 165, 166, 167, 181, 186, 191, 192, 193, 205, 209, 212, 213, 217, 219, 225, 226, 229, 230, 233, 234, 239, 240, 241, 245, 247, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 259, 260, 266, 268, 269, 270, 271, 273, 275
 Brieg/Brzeg/Polen 269, 271
 Büro 139
 Buffalo/USA 84
 Burg b. Magdeburg 78
 Burg Hohenzollern 68

³⁶³ Das Ortsregister verwendet die deutschen Namen dazu die heutigen Namen der Orte.

C

Celle 225
Chur/Schweiz 138
Cöthen/Anhalt 119, 239
Christiana/Oslo/Norwegen 126
Cortina d'Ampezzo/Italien 126

D

Danzig/Gdańsk/Polen 79, 133
Darmstadt 89
Demmin 41
Dinslaken 109
Dörrberg 121
Dorking/UK 94
Dorpat/Tartu/Estland 78, 88
Dresden 78, 269
Dublin/Irland 89
Düppel/Dybbøl Sogn/Dänemark 60

E

Eberbach 253
Edinburgh/UK 93
Eisenach 22, 79, 87, 92, 104

F

Fellin/Viljandi/Estland 78, 88
Fischhausen/Primorsk/Kaliningrad/Russland 91
Forbach 123
Frankfurt/M. 65
Frankfurt/O. 77, 130
Friedrichsroda 92
Friedrichsruh 76
Freiburg 88, 89, 90, 118, 226

G

Geldern 94
Gießen 91, 108, 115, 201, 233
Glasgow/UK 93
Gleiwitz/Gliwice/Polen 269, 271
Görlitz 233, 248
Göttingen 7, 69, 70, 71, 72, 76, 87, 89, 91, 185, 217, 226, 229, 260
Greifenhagen/Gryfino/Polen 40

Greifswald 76, 78, 82, 108, 239
Gross Tessin 15
Güstrow 71

H

Halle 76, 84, 89, 90, 91, 97, 115, 121, 233, 240, 266
Hamburg 68, 72, 78, 92
Hannover 65, 71, 78, 277
Hanover/USA 229
Heidelberg 84, 88, 89, 90, 91, 92, 98, 121, 122, 123, 199, 226, 240, 251, 253, 259, 276
Helsingfors/Helsinki/Finnland 102
Hersfeld/Fulda 273
Hindenburg/Zabrze/Polen 269
Hundsbach 123

I

Idstein 233
Ilmenau 92
Imatra/Finnland 105, 251
Ismir (Smyrna)/Türkei 90, 118

J

Jena 69, 252, 266
Jörnsdorf, heute: Jörnstorf b. Teterow 13, 30, 36, 38, 39, 40, 43, 44, 45, 48, 55, 63, 64, 259

K

Karlsruhe 89
Kassel 65
Kiel 78, 82, 85, 89, 90, 98, 108, 109, 119, 129, 131, 133, 226, 239, 241, 243, 245, 259
Klagenfurt/Österreich 84
Kleekamp 57, 64
Klein Warin 9, 10, 13, 14, 16, 17, 19, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 31, 32, 34, 36, 37, 39, 40, 41, 43, 48, 50, 51, 53, 56, 59, 60, 62, 63, 64, 114, 115, 123, 124, 217, 226, 229, 259
Klein Woltersdorf 36, 59, 60, 273
Kirchberg b. Aarau/Schweiz 89
Kirch Mulsow 32, 36, 52
Klein Mulsow 14, 15, 29, 30, 31, 39, 40, 43, 51, 52, 54, 56, 61, 63, 114
Koblenz 275

Köln 277
Königsberg/Kaliningrad/Russland 70, 78, 89, 91, 114, 260
Königgrätz/Hradec Králové/Tschechien 60
Kopenhagen/Dänemark 39, 102
Krempin 51
Kreuzlingen 76
Krim 60
Kritzendorf/Österreich 91

L

Landskrona/Schweden 91
Lauenburg/Elbe 40, 55, 65, 76, 259
Leath/UK 92
Lehnsahn 89
Leipzig 81, 89, 91, 105, 115, 130, 233, 266
Lichtenstein 68
Liebenau/Lubrza/Polen 225
Limburg/L. 59, 118, 273, 275
Lissa/Leszno/Polen 116
Lissabon/Portugal 93
Lodz/Łódź/Polen 106, 243
London/UK 89, 90, 93, 94, 95, 126, 260
Lüben 133, 134
Lüneburg 65, 72
Lyon/Frankreich 90

M

Malborough/UK 94
Mannheim 93, 129
Marburg 7, 28, 29, 66, 78, 90, 109, 110, 112, 113, 114, 115, 116, 118, 119, 126, 208, 209, 212, 213, 217, 226, 229, 232, 233, 234, 240, 254, 259, 260, 273, 275
Mariaspring 72
Martinskirchen 89
Meran/Merano/Italien 126, 127
Montreal/Canada 275, 276
Moisall 52
Mönchen-Gladbach 138
Moskau/Russland 76, 93, 107, 125, 126, 252
München 9, 58, 126, 127, 132, 193, 243, 252, 277
Müssow 78, 82
Mulsow 14, 15, 29, 30, 31, 39, 40, 43, 51, 52, 54, 56, 61, 63, 114

N

Namslau/Namysłów/Polen 229
Nantwich/UK 94
Neapel/Italien 93, 126
Neisse/Nysa/Polen 76
Neubukow 15, 32, 43, 45
Neuendorf/Nowa Wieś Lęborska/Polen 13, 40, 47, 60
Neukloster 13, 14, 15, 30, 33, 43, 54, 56, 57, 58, 64, 65, 217, 229
Neustrelitz 79
Nisbill, Gemeinde Bibow 33
Nischnij-Nowgorod, vorm. Gorki/Russland 126

O

Obergraupen/Horní Krupka/Tschechien 89
Ohlau/Oława/Polen 88
Oppeln/Opole/Polen 269, 271
Orléans/Frankreich 60
Oxford/UK 93
Ottawa/Canada 9, 56, 59, 60, 113, 247, 259, 269, 273, 275, 276, 277

P

Paddingbüttel 77
Parschkau/Parszkowo/Polen 133
Paris/Frankreich 81, 89, 90, 93, 94, 95, 126, 177, 180
Perniek 30
Petersdorf 13, 56
Pinnowhof 30
Pleushagen bei Kolberg/Kołobrzeg/Polen 87
Posen/Poznań/Polen 136, 137, 213, 235, 248, 260
Potsdam 84, 91, 200
Princeton/USA 98, 129, 133, 259
Prag/Tschechien 69, 106, 233

Q

Quellendof 240

R

Rastenburg/Kętrzyn/Polen 80
Ratibor/Racibórz/Polen 74, 118
Ratzeburg 84, 89, 247, 259, 277
Regensburg 69
Remplin 62

Remscheid 275
Rheinsdorf, heute: Reinstorf bei Zurow 58
Riga/Rīga/Lettland 88
Riva/Italien 127
Rom/Italien 93
Rostock 7, 13, 15, 32, 36, 43, 51, 52, 56, 67, 70, 71, 73, 118, 207, 217, 226, 229, 240, 260, 270, 271

S

Sachsenberg 109
Salzburg/Österreich 89, 91
Sandringham/UK 94
Sankt Petersburg/Russland 86, 89, 101, 102, 104, 105, 106, 107, 125, 126, 127, 130, 132, 251, 252, 253, 259
Schivelbein/Świdwin/Polen 75
Schwaan 71
Schweidnitz/Świdnica/Polen 119, 121, 254
Schwerin 14, 33, 45, 57, 70, 90, 109, 134, 137, 259, 270, 271
Schwersburg 92
Schlakendorf 13, 23, 40, 41, 42, 43, 47, 61, 62, 63, 114
Sennestadt 259, 269, 270, 271
Steglitz 109
Stein am Rhein/Schweiz 77
Steyning/UK 88
Stockholm/Schweden 84, 91, 102
Straßburg/Strasbourg/Frankreich 68, 74, 78, 95
Strehlen/Strzelin/Polen 85
Strelitz 41, 90
Stuttgart 65

T

Tarnowitz/Tarnowskie Góry/Polen 121
Taschkent/Usbekistan 136
Tauenzien/Tawęcino/Polen 116
Tentelw/Russland 106, 251
Tilburg/Holland 89
Tours/Frankreich 81
Treysa 76
Tuchel/Tuchola/Polen 78
Tübingen 7, 35, 65, 66, 67, 68, 78, 82, 87, 108, 109, 217, 226, 229, 260, 277

U

Uppsala/Schweden 84

Upton/UK 77

Utrecht/Holland 89

V

Venedig/Italien 126

Versailles/Frankreich 137

Vevey/Schweiz 90

Vlissingen/Holland 93, 95

W

Wakendorf, Ortsteil Züsow 30

Warin 14, 58

Weggis/Schweiz 69

Wendisch Mulsow, heute: Klein Mulsow 14, 15, 29, 30, 31, 39, 40, 43, 51, 52, 54, 56, 61, 63, 114

Warburg 78, 82

Weggis/Schweiz 68

Weimar 79, 89, 90

Wien/Österreich 89, 91, 103, 126, 127, 131, 132, 217, 230, 248, 260

Wiesbaden 77, 88

Wilmanstrand/Finnland 105

Wismar 14, 22, 28, 32, 33, 35, 39, 46, 54, 55, 57, 60, 61, 65, 67, 69, 217, 229, 259, 260, 270, 271, 273

Wittenberg 72, 104

Würzburg 89, 90

Z

Zempelburg/Sępólno Krajeńskie/Polen 201

Zerrin/Sierzno/Polen 76

Zürich/Schweiz 68, 77, 88, 89, 93

Züsow 30

Zurow 9

Abbildungsverzeichnis

- Abb.1: Geburtshaus von Wilhelm Uhthoff,
Domäne Klein Warin/Mecklenburg, Gartenansicht.
Foto: Archiv der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft, München,
Nachlass Wilhelm Uhthoff.³⁶⁴
- Abb.2: Lage von Klein Warin, nördlich von Warin bei Neukloster.
Aus: landkartenarchiv.de: Messtischblatt 1:25 000, Nr. 2136 (Ausschnitt).
- Abb.3: Die Familie Uhthoff in Klein Warin.
Foto: Analoges Archiv Wolfgang Bootz, Ratzeburg.³⁶⁵
- Abb.4: Die Gartenseite des Gutshauses in Klein Warin. AABR.
- Abb.5: Der Schweinestall. AABR.
- Abb.6: Die Pferde in Klein Warin. AABR.
- Abb.7: Der Kuhstall. AABR.
- Abb.8: Der Schäfermeister Lüth.
Digitales Archiv Hans K. Uhthoff/ Ottawa.³⁶⁶
- Abb.9: Die „Große Tanne“. DAUO.
- Abb.10: Der Weg nach Klein Warin. DAUO.
- Abb.11: Die Eltern, AABR.
- Abb.12: Der Vogt Runge, Nachfolger von Vogt Hölker. DAUO.
- Abb.13: Die Klein Wariner Dorfjugend. AABR.
- Abb.14: Blick auf das Gut Klein Warin. AABR.
- Abb.15: Altes Gymnasium zu Wismar. DAUO.
- Abb.16: Klein Woltersdorfer Fuhre. DAUO.
- Abb.17: Sophia, gen. Fieken, Uhthoff aus dem Damenkreis. DAUO.
- Abb.18: Gut Schlakendorf an der Grenze zu Vorpommern. AABR.
- Abb.19: Gustav Napp und Marie, geb. Uhthoff. AABR.
- Abb.20: Ina und Karl Schlüter. AABR.

³⁶⁴ Abgekürzt: Archiv DOG NL W.U.

³⁶⁵ Abgekürzt: AABR.

³⁶⁶ Abgekürzt: DAUO

- Abb.21: Bei der Entenjagd, Hans Uhrhoff. DAUO.
- Abb.22: Onkel Schwabe („Swaw“) und Tante „Wieschen“. DAUO.
- Abb.23: Förster Homut in Klein Warin. DAUO.
- Abb.24: Klein Wariner „Fischer“. AABR.
- Abb.25: Der Neukloster See. DAUO.
- Abb.26: Meine Mutter. AABR.
- Abb.27: Mein Vater. AABR.
- Abb.28: Das Klostergebäude in Neukloster. DAUO.
- Abb.29: Goldene Hochzeit der Eltern von Wilhelm Uhthoff
am 3.6.1899 in Klein Warin. DAUO.
- Abb.30: Das Gutshaus von Schlakendorf. AABR.
- Abb.31: Ina Schlüter, geb. Uhthoff. AABR.
- Abb.32: Karte von Wismar und Umgebung. DAUO.
- Abb.33: Wilhelm Uhthoff als Student. AABR.
- Abb.34: Der Karzer in Tübingen. DAUO.
- Abb.35: Tübingen, Stiftskirche und Hölderlinturm. DAUO.
- Abb. 36: Die Universität zu Göttingen. DAUO.
- Abb.37: Die Universität zu Rostock. DAUO.
- Abb.38: Friedrich-Wilhelms-Universität, jetzt Humboldt-Universität
zu Berlin. DAUO.
- Abb.39: Wilhelm Uhthoff als junger Arzt. AABR.
- Abb.40: Louise (gen. Lilli) Antonie von Bagh (1870-1920). AABR.
- Abb.41: Karl Theodor Paul Polycarp Axenfeld.
Aus: Karger.com. Aufgerufen am 13.9.2018 11:00 Uhr.
- Abb.42: Todesanzeige Lilli Uhthoff. DAUO.
- Abb.43: Lilli Uhthoff, geb. von Bagh, als Großmutter. AABR.
- Abb.44: Begräbnisstätte von Wilhelm Uhthoff. AABR.
- Abb.45: Marie, auch „Ma“ genannt. AABR.
- Abb.46: Die Schwiegermutter Antonie von Bagh. AABR.

-
- Abb.47: Lilli von Bagh, später verh. Uhthoff.
Foto und Retouche: Bergamasco. Sankt Petersburg. AABR.
- Abb. 48: Wilhelm Uhthoff und Louise Uhthoff, geb. von Bagh. AABR.
- Abb.49: Die Altstadt von Marburg mit Universität (rechts). DAUO.
- Abb.50: Kurt und Else Uhthoff. AABR.
- Abb.51: Therese von Bagh. AABR.
- Abb.52: Marie von Bagh mit Hans Uhthoff. DAUO.
- Abb.53: Das Haus am „Roten Graben“. DAUO.
- Abb.54: Hans Uhthoff. AABR.
- Abb.55: Inge und Lilli Uhthoff in Klein Warin. AABR.
- Abb.56: Hans, Else und Kurt Uhthoff. AABR.
- Abb.57: Tauentzienplatz, Breslau. DAUO.
- Abb.58: Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau. DAUO.
- Abb.59: Wilhelm Uhthoff im Kreise seiner Assistenten, Breslau 1920.
Foto. Archiv DOG NL W.U.
- Abb.60: Die Gastlichkeit im Zoologischen Garten zu Breslau. DAUO.
- Abb.61: Else Uhthoff, verh. Ladenburg. AABR.
- Abb.62: Das Ehepaar Wilhelm Uhthoff und Louise, gen. Lilli, Uhthoff,
geb. von Bagh. AABR.
- Abb.63: Stadtplan von Breslau. Privatbesitz.
- Abb.64: Onkel Jean Trau. DAUO.
- Abb.65: Gustav Uhthoff. DAUO.
- Abb.66: Hermann Uhthoff. DAUO.
- Abb.67: Richard Uhthoff. DAUO.
- Abb.68: Am Stadttheater, Breslau
- Abb.69: Inge Uhthoff. AABR.
- Abb.70: Rudolf und Else Ladenburg, geb. Uhthoff. AABR.
- Abb.71: Die Enkel Kurt, Eva und Madit Ladenburg (Ausschnitt). AABR.
- Abb.72: Louise und Wilhelm Uhthoff. AABR.

- Abb.73: Kurt Uhthoff. AABR.
- Abb.74: Gerda Uhthoff, geb. Schwabe. AABR.
- Abb.75: Hans Uhthoff. AABR.
- Abb.76: Die Breslauer Kaserne. DAUO.
- Abb.77: Hans Uhthoff nach der Flucht. AABR.
- Abb.78: Wilhelm Uhthoff mit seinen Söhnen Hans und Kurt in Uniform. AABR.
- Abb.79: Wilhelm Uhthoff mit seinen Kindern. AABR.
- Abb.80: Rezeptkopf. Praxis Prof. Dr. Wilhelm Uhthoff. DAUO.
- Abb.81: Kaiser-Wilhelm-Straße, Berlin. DAUO.
- Abb.82: Titelseite der Broschüre. „Die Neue königl. Universitäts-Augenklinik zu Breslau“. Schlettersche Buchhandlung (Frank&Weigert).
Inh. A. Kurtze. Breslau 1899. Archiv DOG NL W.U.
- Abb.83: Universitäts-Augenklinik zu Breslau: Vorderansicht.
Archiv DOG NL W.U.
- Abb.84: Universitäts-Augenklinik zu Breslau. Hinteransicht.
Archiv DOG NL W.U.
- Abb.85: Universitäts-Augenklinik zu Breslau. Kellergeschoss.
Archiv DOG NL W. U.
- Abb.86: Universitäts-Augenklinik zu Breslau. Erdgeschoss.
Archiv DOG NL W.U.
- Abb.87: Universitäts-Augenklinik zu Breslau. 1. Stock.
Archiv DOG NL W. U.
- Abb.88: Universitäts-Augenklinik zu Breslau. Dachgeschoss.
Archiv DOG NL W.U.
- Abb.89: Titelseite der Antrittsrede bei der Übernahme des Rektorats der
Universität Breslau am 15. Oktober 1908. Archiv DOG NL W.U.
- Abb.90: Kopie der ersten Seite des handschriftlichen Manuskriptes
der Ansprache des Rektors an die Studierenden am 22.10.1908.
Archiv DOG NL W.U.
- Abb.91: Kopie der ersten Seite des handschriftlichen, vollständig erhalten
gebliebenen Redemanuskriptes von Wilhelm Uhthoff am 2.8.1911
anlässlich des Festmahls zum 100jährigen Jubiläum
der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Archiv DOG NL W.U.

- Abb.92: Deckblatt der Festschrift „Bericht über die Jahrhundertfeier der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau“. Ferdinand Hirt, Breslau 1912. Archiv DOG NL W.U.
- Abb.93: Innerer Titel aus: Ziekursch, Johannes: Bericht über die Jahrhundertfeier der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Breslau. F. Hirt 1912. Archiv DOG NL W.U.
- Abb.94: Julius Hirschberg. Aus: Wikipedia Commons.
Aufgerufen am 6.9.2018, 12:30 Uhr.
- Abb.95: Karl Gottlieb Adolf Vossius. Aus: akpool.
Aufgerufen am 6.9.2018 13:00 Uhr.
- Abb.96: Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde. 71(1923).
Archiv DOG NL W.U.
- Abb.97: Scan des Originaltitels aus Klin Mbl Augenheilk 71(1923).
Archiv DOG NL W.U.
- Abb.98: Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927.
- Abb.99: Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927.
- Abb.100: Stadtplan Breslau, 1915, (Ausschnitt). Privatbesitz.
- Abb.101: Porträtbüste von Wilhelm Uhthoff,
ein Werk seiner jüngsten Tochter Inge Uhthoff, verh. Jaeger. DAUO.
- Abb.102: Abbildung 20: Leopold Heine. Aus: Kieler Gelehrtenverzeichnis.
Aufgerufen am 13.9.2018 10:55 Uhr.
- Abb.103: Wilhelm Uhthoffs Arbeitszimmer. DAUO.
- Abb.104: Die Familie Uhthoff 1908. Papa, Hans, Mama, Else, Kurt. AABR.
- Abb.105: Die altrussischen Bauertrachten. AABR.
- Abb.106: Todesanzeige der Familie.
Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927.
Signatur der BSB München: Film R 2001.281, BUWrA-643.
- Abb.107: Todesanzeige des Rektors, des Senats der Medizinischen Fakultät.
Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927.
Signatur der BSB München: Film R 2001.281, BUWrA-643.
- Abb.108: Todesanzeige der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur“. Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927.
Signatur der BSB München: Film R 2001.281, BUWrA-643.

- Abb.109: Todesanzeige der Ärzte, des Pflegepersonals und der Angestellten der Universitäts-Augenklinik. Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927.
Signatur der BSB München: Film R 2001.281, BUWrA-643.
- Abb.110: Todesanzeige der Privat-Augenklinik.
Aus: Schlesische Zeitung vom 23.3.1927.
Signatur der BSB München: Film R 2001.281, BUWrA-643.
- Abb.111: Inge Jaeger Uthhoff. Foto: Burkamp.
Aus: Neue Westfälische. 293 vom 18.12.1980. Archiv DOG NL W.U.
- Abb.112: Fohlenplastik Inge Jaeger-Uthhoff.
Aus: https://pl.wikipedia.org/wiki/Inge_Jaeger-Uthhoff,
aufgerufen am 25.11.2018 11:00 Uhr.
- Abb.113: Carl-August Hermann Uthhoff, 1920 (Ausschnitt. Aus: Abb.59).
Assistent der Universitäts-Augenklinik, Breslau. Neffe von
Prof. Dr. Wilhelm Uthhoff, Vater von Hans K. Uthhoff/Ottawa.
Foto: Archiv DOG NL W.U.
- Abb.114: Hans Klaus Uthhoff MD FRCS(C), Professor Emeritus, University of
Ottawa. Foto: Privatbesitz.

Literaturverzeichnis (Auswahl)

1. Bielschowsky, A.: Gedächtnisrede auf *Wilhelm Uthhoff*.
Medizinische Klinik 23 (50):1954-1956 (1927).
2. Dhom, G.: Geschichte der Histopathologie. Springer, Heidelberg 2001.
Signatur: 2001.18062 >72 12981< der BSB München.
3. Duke-Elder, St.: The History of Ophthalmology in Britain.
Ophthalmologica 134: 24-28 (1957).
Signatur Z 63.385-134 >782 12981< der BSB München.
4. Franz, R.: Deutsche Ophthalmologische Gelehrte
(Geburtsjahrgänge 1838-1887). Dissertation. München, 1981.
S. 16, 23, 34, 40, 46, 54, 82, 87, 116, 130, 149, 163.
5. Haugwitz, Th. von: Augenheilkunde im 20. Jahrhundert.
Enke, Stuttgart 1991, S. 55.
6. Heine, L.: Geschichten um *Uthhoff*.
Vor 10 Jahren verstarb *Uthhoff* im Alter von 74 Jahren.
Klin Mbl Augenheilkd 99:528-532 (1937).
7. Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde 71 (1923).
Signatur Chir. 198 c-71 >72 12 981<der BSB München.
8. Ruprecht K.W., R. Weik: *Wilhelm Uthhoff* und das *Uthhoff'sche* Zeichen. In:
Tost, Manfred (Hrsg.): 10 Jahre Julius-Hirschberg-Gesellschaft 1996, S.18-27.
9. Schlesische Zeitung von Mittwoch 23.3.1927.
Signatur der BSB München: Film R 2001.281, BUWrA-643.
10. Schilp, Th., J. M. Rohrbach (Hg.) *Albrecht von Graefe an Frans Cornelis Donders*. Briefe 1825-1870.
Klartext Verlag, Essen 2013, S. 21-56.
11. Siemerling, E.: *Wilhelm Uthhoff* †.
Archiv für Psychiatrie und Neurologie 81(1): 293-296 (1927).
12. Uthhoff, H.K.: Nachlass seines Großonkels Wilhelm Uthhoff.
Archiviert DOG NL Wilhelm Uthhoff.
13. Uthhoff, W.: Die neue königl. Universitäts-Augenklinik in Breslau.
Schlettersche Buchhandlung (Frank & Weigert),
Inh. A. Kuntze, Breslau 1899.
PFL-Nummer 20180533402 der BSB München.

14. Ziekursch, J.: Bericht über die Jahrhundertfeier der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau vom 1.-3. August 1911. Ferdinand Hirt, Breslau 1912, S. 91-94.
Mediennummer 3660167810015 der BSB München.
15. https://gutshaeuser.de/de/guts_herrenhaeuser/gutshaeuser_s/gutshaus_schlakendorf, aufgerufen am 4.1.2019 18:20 Uhr.
16. http://wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Uthoff, aufgerufen am 12.12.2018, 9:15 Uhr.
17. <http://wikipedia.org/wiki/Zurow>, aufgerufen am 12.12.2018, 9:20 Uhr.



Foto: Privat

*Prof. em. Dr. med. Klaus W. Ruprecht FEBO
Ehem. Direktor der Universitäts-Augenklinik Homburg (Saar)
Publikationen zum Thema Auge und Allgemeinerkrankheiten
Personen- und familiengeschichtliche Arbeiten*



Diese Monographie stellt bisher unveröffentlichtes Material aus Familienbesitz des Mediziners Wilhelm Uhthoff vor. Ediert werden autobiographische Texte, Texte von Zeitgenossen sowie analoge und digitale Dokumente zum Wirken dieses bedeutenden Ophthalmologen.

Die Konturierung des beispielhaften Privat- und Berufslebens eines herausragenden Ophthalmologen seiner Zeit sollte Aufmerksamkeit bei allen Augenärzten, Medizin- und Kulturhistorikern sowie Mecklenburgern, früheren und jetzigen Schlesiern (polnisch: Ślązacy) finden.

Nicht zuletzt leuchtet wie durch ein Prisma in einem Einzelschicksal die zweite Hälfte des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts in zunächst längst untergegangenen gutsherrlichen, ländlichen, mecklenburgischen, später akademischen, augenärztlichen, universitären, gesellschaftspolitischen und schlesischen Facetten in einem größeren historischen Kontext auf.

Das
„Goldene Zeitalter der Ophthalmologie“
strahlt noch einmal in die Gegenwart!